Hom. 863 x-3

Neue Predigten

von

D. Josias Friedrich Christian Löffler,

Ober-Consistorialrathe

und General-Superintendenten in Gotha.

Dritte Sammlung.

Nebst einer Beantwortung der Frage: Ob und in welchem Sinne die protestantischen Geistlichen Priester sind?

Gotha,

in der Becker'schen Buchhandlung.

1813.

Auswahl

einiger Predigten

an

Fest- und Bußtagen,

vorzüglich

für seine Freunde in Gotha.

Herzogliche
Bibliothek

Von

D. Josias Friedrich Christian Löffler,
General-Superintendenten.

Gotha,
in der Becker'schen Buchhandlung.
1813.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Beantwortung der Frage:

Ob und in welchem Sinne die protestantischen Geistlichen Priester sind?

Man scheint neuester Zeit wieder über die Bestimmung und das eigentliche Geschäft der Prediger in der protestantischen Kirche zweifelhaft zu werden und zu Begriffen zurück kehren zu wollen, die wir, ihrer Unrichtigkeit wegen, längst verlassen oder wenigstens, ihrer Zweydeutigkeit wegen, außer Gebrauch gesetzt haben. Besonders sind manche Schriftsteller darüber unzufrieden, daß man die protestantischen Geistlichen blos als Lehrer, Ermahner und Tröster betrachtet, und daß man ihnen die Benennung und das Geschäft der Priester nicht wieder beylegen will. Mehrere wiederholen daher diesen Ausdruck, ohne sich darüber zu rechtfertigen, um so häufiger, je stärker und nachdrücklicher er von vielen der angesehensten Gottesgelehrten verworfen worden ist, um ihn, wie es scheint, durch ihr Beyspiel wieder in den Gebrauch zu bringen. Ja

einer *) der neuesten ereifert sich nicht wenig über unser Zeitalter, "daß es das Priesterliche von unsern Geistlichen so ganz trenne. Dadurch habe nicht nur ihre Person an Würde, sondern auch ihr Amt an Wirksamkeit verloren."

Bey solchen Aeußerungen hat es mir nicht unzweckmäßig geschienen, die Frage: ob und in welchem Sinne unsere protestantischen Geistlichen Priester sind, in eine Untersuchung zu ziehen, welche das eigene Urtheil darüber erleichtern könnte. Da der Begriff des Priesterthums in die christliche Kirche zunächst aus dem Judenthume übergegangen ist; so ist vor allen Dingen nöthig, etwas über die Priester und ihr Geschäft in der Israelitischen Staatsverfassung zu sagen, um zu zeigen, wie sehr sie von eigentlichen Lehrern der Religion verschieden waren. Dann wird sich die Frage: ob Jesus, so fern er an den Aposteln Nachfolger hatte, ein Priester war, ob seine Apostel dergleichen waren, und ob unsere Geistlichen in der protestantischen Kirche dergleichen sind, leicht beantworten lassen. Sollte auch die Beantwortung, bis auf einen bildlichen Gebrauch dieser Benennung, verneinend ausfallen; so wird sich

*) Grundlegung der Homiletik in einigen Vorlesungen über den wahren Character eines protestantischen Geistlichen. Von Philipp Marheinike. Hamburg 1811. 92 S. 8.

doch zeigen, daß das Geschäft unserer Prediger wichtig und ehrwürdig genug bleibe.

Es mag allerdings seyn, daß die frühern Verehrungen der Gottheiten und des Jehovah in Opfern und Handlungen der Versöhnung bestanden. Man machte sich die Götter geneigt, man dankte ihnen, man versöhnte sie durch Geschenke. Dies ist etwas so natürliches, daß der Mensch, welcher sich die Götter in der Aehnlichkeit mit den Menschen denkt, zu solchen Handlungen leicht geneigt seyn wird. Ja es ist selbst begreiflich, daß, wenn ein Volk sich vergrößert, wenn die Einrichtungen des Hauses sich erweitert auf eine Stadt und auf ein Volk übertragen, daß sodann auch öffentliche Anordnungen für die dankbare Verehrung und für die Versöhnung der Götter gemacht, und daß besondere Personen bestellt werden, welchen dieses Geschäft und die Sorge dafür im Nahmen Aller obliegt. Es ist endlich möglich, daß dieses Geschäft, unter einem Volke, in welchem die Geschäfte und Aemter von dem Vater auf den Sohn übergehen, auch erblich werde, und daß auf diese Art ein Geschlecht der Priester, der Opferer entstehe. Daß dieses unter den Aegyptern so war, ist den Kennern des Alterthums nicht unbekannt; und von ihnen kam durch Moseh, der, erzogen in den Wissenschaften und der Staatsverfassung der Aegypter, diese auf die Israeliten und den Jehovah, den Gott ihrer Väter, übertrug, eine ähnliche

Einrichtung zu den Israeliten. — So lange die Israeliten herumziehende Hirten waren, wohnte Jehovah in ihrer Mitte in dem heiligen Zelte. In diesem Zelte wurde der heilige Bund aufbewahrt, den Jehovah mit den Israeliten unter feyerlichen Opfern geschlossen hatte. Bey diesem Zelte wurde der heilige Dienst, der vorzüglich in Opfern bestand, von denen verrichtet, welche dazu auserwählt waren, und bey welchen dieses Geschäft erblich war. Ein Stamm, der Stamm Levi, bildete die Priester und ihre Diener. Ein anderes Geschäft, als zu opfern, es sey Thiere, oder Früchte, oder Weyhrauch, und das Volk zu segnen, hatten diese Priester mit ihrem Haupte, dem Hohenpriester, nicht. Nachdem das Volk ein umherziehendes Hirtenvolk zu seyn aufgehört hatte, so gieng diese Einrichtung auf den Tempel oder das feste Haus des Jehovah über, welches Salomo erbauete. Dieser Dienst des Jehovah wurde, nachdem er durch die Entführung eines großen Theils des Volks nach Babylon lange unterbrochen worden war, auf den neuen Tempel, der unter Esras und Nehemias Leitung erbaut wurde, übertragen, und diese Einrichtung bestand in dem Zeitalter Jesu, bis zur Eroberung Jerusalems und der Verbrennung des Tempels durch die Römer.

Dies war der öffentliche Gottesdienst des Jehovah, den die Priester verrichteten. Er bestand in Opfern,

Beten und Segenswünschen. Und dieser Dienst konnte nur bey der Wohnung Jehovahs, bey dem Tempel zu Jerusalem verrichtet werden.

Aber neben diesen Priestern und Leviten gab es früh noch andere Männer in dem jüdischen Lande, welche, ohne Priester zu seyn, Propheten waren. Diese, aus allen Stämmen, wurden in der Folge der Zeit in Schulen gebildet, zu denen Samuel den Grund gelegt zu haben scheint. Sie studirten das Gesetz, sie übten die Tonkunst, und dichteten heilige Lieder. Sie eiferten für gute Sitten, für die Beobachtung des Gesetzes, sie hinderten die Abgötterey; sie suchten den Staat von fremden Mächten unabhängig zu erhalten, ohne es immer zu vermögen.

Nach dem babylonischen Exil und seit der Rückkehr nach Palästina, verlohr sich zum Theil das Ansehen dieser öffentlichen Männer. Hier und da erhob sich zwar bisweilen ein Einzelner, aber endlich erwartete man die Verbesserung und die neue Erhebung des Staates durch einen von Gott gesendeten König, den man schlechthin den König, auch wohl den großen Propheten, nannte, und vor dessen Ankunft man auch einen oder einige Propheten wieder erwartete, die ihm Bahn machen, auf seine Unternehmungen vorbereiten und insonderheit das Volk zur Reinheit der Sitten und

zur genauen Beobachtung des mosaischen Gesetzes ermuntern sollten.

Neben den Propheten hatte sich, seit dem babylonischen Exil, ein anderes merkwürdiges Institut unter den Israeliten gebildet, welches zur Zeit Jesu allgemein verbreitet war, und welches noch heutiges Tages unter den Juden fortdauert. Dies waren die Synagogen, oder Versammlungsörter, welchen Gelehrte vorstanden und in denen am Sabbath das Gesetz gelesen und erklärt wurde. Außerdem gab es andere Gelehrte mit besondern Schulen, die man Rabbi's nannte, welche aber durchaus keine Priester waren. Diese Propheten und Rabbi's nahmen zwar, wie Jesus, Theil an dem öffentlichen Dienste des Jehovah, und erschienen, wie alle männlichen Volksgenossen, jährlich bey dem Tempel in Jerusalem. Aber neben diesem äußerlichen, für die jüdische Nation angeordneten Gottesdienste, hatten sich unter ihnen über die rechte Art der Verehrung Gottes, als eines geistigen Wesens, und über das, was den Menschen ihm wohlgefällig mache, ganz andere Begriffe verbreitet.

Hiermit hatte es diese Bewandniß. Die Bessern und Einsichtsvollern hatten bald eingesehen, daß der äußerliche Gottesdienst bey dem Tempel zu Jerusalem die Verbrechen zwar versöhne, aber ihnen nicht vorbeuge. Je mehr sich nun unter ihnen psychologisch-moralische Begriffe entwickelten, und je mehr sie die

Gottheit, welcher Begriff allmählig an die Stelle des Jehovah trat, als ein geistiges Wesen, mit dem hellesten Verstande und dem reinsten Willen und mit allen moralischen Tugenden dachten; um desto mehr drangen sie auf eine sittliche, gerechte und wohlwollende Denkart. Diese, so lehrten schon die Propheten, mache die Menschen Gott weit wohlgefälliger, als der äußerliche von Moseh angeordnete Dienst. Ja dieser mißfalle Gott, wenn er nicht eine reine moralische Gesinnung zur Folge habe oder von ihr begleitet werde. Von dieser Zeit an hörte man Aussprüche der Art: "Gehorsam ist besser, als Opfer." "Von Sünden lassen, ist der rechte Gottesdienst." "Was soll mir die Menge eurer Opfer? Waschet euch, reiniget euch, thut euer böses Wesen von meinen Augen, und dann will ich mit euch rechten."

So bestand zwar der Gottesdienst, welcher durch Priester verrichtet wurde, bey dem Tempel zu Jerusalem, aber zugleich hatten sich Begriffe von einer Verehrung Gottes mit dem Geiste und dem Herzen durch gute Gesinnungen und diesen entsprechende Handlungen gebildet. — Und diese geistige Verehrung Gottes hatte auch um so mehr Eingang gefunden, je weniger alle Juden an der äußern Verehrung zu Jerusalem Theil nehmen konnten. In Egypten, in Asien, in Griechenland lebten viele, welche nie

nach Jerusalem gekommen seyn mochten, und welche sich also ganz an die geistige Verehrung Gottes, und an das, was in den Synagogen geschah, halten mußten.

So entwickelte sich, und hatte sich schon unter den Juden zur Zeit Jesu entwickelt, eine Verehrung Gottes, die ganz geistig und moralisch war, ohne daß deshalb der durch Priester aus dem Stamme Levi bey dem Tempel zu Jerusalem verrichtete Gottesdienst verachtet wurde. Er bestand vielmehr als die öffentliche gesetzliche Staatsreligion.

Aber dieser äußere Dienst Gottes hörte allmählig und endlich ganz auf unter den Christen. Nachdem schon die Apostel festgesetzt hatten, daß die Heiden sich nicht erst zum Judenthum zu wenden brauchten, um Christen zu werden; und daß die Heidenchristen nur an die Beobachtung einiger Gesetze gebunden seyn sollten, deren Nichtbeobachtung den Judenchristen zu anstößig gewesen seyn würde; so behauptete endlich Paulus geradehin, daß das mosaische Gesetz und der mosaische Dienst überhaupt auch für gewesene Juden aufgehoben sey. Obgleich er bey dieser Behauptung großen Widerstand fand, und selbst ihr Opfer ward; so verbreitete sich doch die Behauptung von der Entbehrlichkeit des mosaischen Dienstes unter den Christen immer allgemeiner; und dieser Dienst mußte endlich ganz aufhören, als mit der Stadt Jerusalem auch die Woh-

nung des Jehovah, bey der jener Dienst geschah, verbrannt und nicht wieder hergestellt wurde. Doch wir fragen hier nicht weiter nach den Schicksalen des mosaischen Gottesdienstes unter den Juden; zufrieden, daß wir durch diese Anführungen aus der Geschichte im Stande sind, uns einen Begriff von einem jüdischen Priester und seinem Geschäfte zu bilden.

Jetzt entsteht die Frage: ob Jesus ein Priester war? ob seine Apostel dergleichen waren? und ob die Vorsteher der christlichen Gemeinen, namentlich diejenigen, welche das Lehramt verwalten, mit jenen Priestern verglichen und mit ihrem Nahmen benennt werden können?

Zuerst also: War Jesus ein Priester?

Im jüdischen Sinne konnte er es schon aus dem Grunde nicht seyn, weil er nicht aus dem Geschlechte Levi stammte. Aber er ist es auch, so fern er Nachfolger hatte an den Aposteln und den christlichen Lehrern, in keinem andern Sinne.

Die Benennungen, welche ihm von seinen Freunden und seinen Zeitgenossen beygelegt werden, sind die eines Lehrers, des Vorstehers einer Schule. Es sind die Nahmen: Rabbi, Meister, Lehrer, Prophet. — So nennt Petrus (Marc. 9, 5.) ihn; und Luther hat das hebräische Wort in der Uebersetzung beybehalten: "Rabbi, hier ist gut seyn u. s. w." Zwey der Jünger Johannes, die sich zur Schule Jesu wen-

den wollten, antworteten auf Jesu Frage (Joh. 1, 39.): Was suchet ihr? "Rabbi, (das ist verdollmetschet: Meister (διδάσκαλε), wo bist du zur Herberge?" Nathanael (Joh. 1, 49), Nicodemus (Joh. 3, 2), seine Jünger (Joh. 4, 31) reden ihn ebenfalls so an. Und so fragt ihn auch das Volk (Joh. 6, 25) "Rabbi, wie bist du hergekommen?"

Und nicht blos im Anfange, ehe sie ihn vielleicht recht kennen gelernt hatten, nannten ihn seine Jünger so; sondern Petrus redet ihn so an bey der Erscheinung auf dem Berge Tabor. Und eben so redet ihn Judas an, als er seine Person denen, die ihn gefangen nehmen sollten, kenntlich machen wollte, Matth. 26, 49. "Gegrüßet seyst du, Rabbi, und küssete ihn." — Diese Benennung Rabbi, welche das Haupt einer Schule, einen Lehrer bedeutet, wie es der Evangelist Johannes selbst übersetzt, war in der damahligen Zeit eine sehr ehrenvolle Benennung.

Sonst wird er auch geradehin mit dem Worte: Lehrer (διδάσκαλος oder bey dem Evangelisten Lucas ἐπιστάτης) angeredet, statt dessen Luther in der deutschen Uebersetzung gewöhnlich das Wort: Meister, gebraucht. So redet ihn ein Schriftgelehrter an Matth. 8, 19: "Meister, ich will dir folgen, wo du hingehest." So nennen ihn die Pharisäer Matth. 9, 11: "Warum isset euer Meister mit den Zöllnern und Sündern?" Eben so reden ihn ihre Abgeordneten an (Matth. 22,

16): "Meister, (διδάσκαλε), wir wissen, daß du wahrhaftig bist u. s. w." Und so in vielen andern Stellen: Luk. 5, 5. Luk. 9, 33. Luk. 10, 25. Luk. 17, 13. Luk. 20, 21. Joh. 13, 13.

Auch heißt er ein Prophet, welches nicht viel anderes, aber sehr verschieden von einem Priester ist. Er nennt sich selbst, nachdem er einen Vortrag in der Synagoge zu Nazareth gehalten hatte, und man sich wunderte: woher ihm, dem Sohne des Zimmermanns, die Gelehrsamkeit komme, einen Propheten, indem er sagt: "Ein Prophet gilt nirgend weniger, denn in seinem Vaterlande und in seinem Hause." Auch Luk. 13, 33. "Es thuts nicht, (es kann nicht seyn) daß ein Prophet umkomme außer Jerusalem."

Aber nie heißt er ein Priester; und nie hat er gethan, was die jüdischen Priester zu thun pflegten; nie hat er geopfert, geräuchert oder eine Handlung des öffentlichen Gottesdienstes verrichtet. In den vier Evangelien kommt jene Benennung von ihm nie vor; und nirgend wird eine solche Handlung von ihm erzählt. — Aber was er that, war, daß er lehrete; Begriffe berichtigte, erklärte, und ermahnte; daß er auf reine Sitten, auf die Beobachtung des mosaischen Gesetzes, nach einer nicht blos ängstlichwörtlichen, sondern nach einer mit dem buchstäblichen Sinne zu vereinigenden moralischen Erklärung drang. Man

sehe das ganze fünfte, sechste und siebente Kapitel des Matthäus und so viele andere Stellen.

Und so wenig er ein Priester war oder hieß, oder priesterliche Geschäfte verrichtete; eben so wenig wies er seine Jünger zu etwas anderm als zum Lehren, oder zu dem Geschäfte, das er selbst verrichtete, an. Es ist dies zu bekannt, als daß darüber ein Wort verloren werden dürfte. Und die Gehülfen, welche sich die Apostel wählten, oder die Aeltesten und Diakonen, welche Paulus in den neu entstandenen christlichen Gemeinden anstellte, Timotheus, Titus und andere, waren sie etwas anderes, als Lehrer? Und Paulus selbst, der das Christenthum ganz von dem Judenthume schied, hätte er je ein Priester, ein Opferer, hätte er etwas anderes seyn mögen, als ein Lehrer, Ermahner, als ein Verkündiger des Evangeliums Jesu? Und wie kämen also die Vorsteher der christlichen Gemeinden, besonders ihre Lehrer dazu, etwas anders, als Ermahner, Tröster, Unterrichtende seyn zu wollen? wie könnten sie Opferer, Priester seyn?

Doch ich höre einen Einwurf: "Jesus wird in einem der neutestamentlichen Briefe ein Hoherpriester genannt; und in der kirchlichen Glaubenslehre ist von einem hohenpriesterlichen Amte Jesu die Rede; folglich muß er ja wohl ein Priester seyn."

Dagegen bemerke ich zunächst: daß Er selbst sich nie so nennt; und daß auch seine Schüler ihn nie so nennen. Auch seine Apostel, nachdem sie schon seinen Tod kannten, nennen ihn nie so; nicht Johannes, nicht Petrus, nicht Jakobus, nicht Judas, von denen in der Sammlung der neutestamentlichen Schriften Briefe vorhanden sind.

Er selbst vergleicht sich zwar einem Opferthiere, das zur Stiftung eines neuen Bundes der Menschen mit Gott und zu ihrer Entsündigung getödtet werde, wie jene Opferthiere, welche bey der feyerlichen Bekanntmachung des mosaischen Gesetzes geschlachtet wurden. Matth. 26, 28. Marc. 14, 24. Luk. 22, 20. 2 Mos. 24, 7. 8. Aber außerdem, daß hier nur von einer Aehnlichkeit in der Vergleichung die Rede ist, erscheint er hier als Priester? Ist er nicht vielmehr das Opferthier, dessen Blut von denen, die ihn kreutzigten, vergossen ward? Und der Gekreutzigte ein Opferer!

Auch Paulus (1 Corinth. 5, 6—8) vergleicht einmal den Gekreutzigten mit einem Osterlamme; um, wie die Juden sich und ihr Haus vor dem Genuße des Osterlamms reinigen mußten, die Christen zur sittlichen Reinigung, zur Entfernung eines Verbrechers aus ihrer Mitte, aufzufordern. Aber wer sieht hier nicht das Bildliche in der Vergleichung? Und ist das Oster-

sehe das ganze fünfte, sechste und siebente Kapitel des Matthäus und so viele andere Stellen.

Und so wenig er ein Priester war oder hieß, oder priesterliche Geschäfte verrichtete; eben so wenig wies er seine Jünger zu etwas anderm als zum Lehren, oder zu dem Geschäfte, das er selbst verrichtete, an. Es ist dies zu bekannt, als daß darüber ein Wort verloren werden dürfte. Und die Gehülfen, welche sich die Apostel wählten, oder die Aeltesten und Diakonen, welche Paulus in den neu entstandenen christlichen Gemeinden anstellte, Timotheus, Titus und andere, waren sie etwas anderes, als Lehrer? Und Paulus selbst, der das Christenthum ganz von dem Judenthume schied, hätte er je ein Priester, ein Opferer, hätte er etwas anderes seyn mögen, als ein Lehrer, Ermahner, als ein Verkündiger des Evangeliums Jesu? Und wie kämen also die Vorsteher der christlichen Gemeinden, besonders ihre Lehrer dazu, etwas anders, als Ermahner, Tröster, Unterrichtende seyn zu wollen? wie könnten sie Opferer, Priester seyn?

Doch ich höre einen Einwurf: "Jesus wird in einem der neutestamentlichen Briefe ein Hoherpriester genannt; und in der kirchlichen Glaubenslehre ist von einem hohenpriesterlichen Amte Jesu die Rede; folglich muß er ja wohl ein Priester seyn."

Dagegen bemerke ich zunächst: daß Er selbst sich nie so nennt; und daß auch seine Schüler ihn nie so nennen. Auch seine Apostel, nachdem sie schon seinen Tod kannten, nennen ihn nie so; nicht Johannes, nicht Petrus, nicht Jakobus, nicht Judas, von denen in der Sammlung der neutestamentlichen Schriften Briefe vorhanden sind.

Er selbst vergleicht sich zwar einem Opferthiere, das zur Stiftung eines neuen Bundes der Menschen mit Gott und zu ihrer Entsündigung getödtet werde, wie jene Opferthiere, welche bey der feyerlichen Bekanntmachung des mosaischen Gesetzes geschlachtet wurden. Matth. 26, 28. Marc. 14, 24. Luk. 22, 20. 2 Mos. 24, 7. 8. Aber außerdem, daß hier nur von einer Aehnlichkeit in der Vergleichung die Rede ist, erscheint er hier als Priester? Ist er nicht vielmehr das Opferthier, dessen Blut von denen, die ihn kreutzigten, vergossen ward? Und der Gekreutzigte ein Opferer!

Auch Paulus (1 Corinth. 5, 6—8) vergleicht einmal den Gekreutzigten mit einem Osterlamme; um, wie die Juden sich und ihr Haus vor dem Genuße des Osterlamms reinigen mußten, die Christen zur sittlichen Reinigung, zur Entfernung eines Verbrechers aus ihrer Mitte, aufzufordern. Aber wer sieht hier nicht das Bildliche in der Vergleichung? Und ist das Oster-

sehe das ganze fünfte, sechste und siebente Kapitel des Matthäus und so viele andere Stellen.

Und so wenig er ein Priester war oder hieß, oder priesterliche Geschäfte verrichtete; eben so wenig wies er seine Jünger zu etwas anderm als zum Lehren, oder zu dem Geschäfte, das er selbst verrichtete, an. Es ist dies zu bekannt, als daß darüber ein Wort verloren werden dürfte. Und die Gehülfen, welche sich die Apostel wählten, oder die Aeltesten und Diakonen, welche Paulus in den neu entstandenen christlichen Gemeinden anstellte, Timotheus, Titus und andere, waren sie etwas anderes, als Lehrer? Und Paulus selbst, der das Christenthum ganz von dem Judenthume schied, hätte er je ein Priester, ein Opferer, hätte er etwas anderes seyn mögen, als ein Lehrer, Ermahner, als ein Verkündiger des Evangeliums Jesu? Und wie kämen also die Vorsteher der christlichen Gemeinden, besonders ihre Lehrer dazu, etwas anders, als Ermahner, Tröster, Unterrichtende seyn zu wollen? wie könnten sie Opferer, Priester seyn?

Doch ich höre einen Einwurf: "Jesus wird in einem der neutestamentlichen Briefe ein Hoherpriester genannt; und in der kirchlichen Glaubenslehre ist von einem hohenpriesterlichen Amte Jesu die Rede; folglich muß er ja wohl ein Priester seyn."

Dagegen bemerke ich zunächst: daß Er selbst sich nie so nennt; und daß auch seine Schüler ihn nie so nennen. Auch seine Apostel, nachdem sie schon seinen Tod kannten, nennen ihn nie so; nicht Johannes, nicht Petrus, nicht Jakobus, nicht Judas, von denen in der Sammlung der neutestamentlichen Schriften Briefe vorhanden sind.

Er selbst vergleicht sich zwar einem Opferthiere, das zur Stiftung eines neuen Bundes der Menschen mit Gott und zu ihrer Entsündigung getödtet werde, wie jene Opferthiere, welche bey der feyerlichen Bekanntmachung des mosaischen Gesetzes geschlachtet wurden. Matth. 26, 28. Marc. 14, 24. Luk. 22, 20. 2 Mos. 24, 7. 8. Aber außerdem, daß hier nur von einer Aehnlichkeit in der Vergleichung die Rede ist, erscheint er hier als Priester? Ist er nicht vielmehr das Opferthier, dessen Blut von denen, die ihn kreutzigten, vergossen ward? Und der Gekreutzigte ein Opferer!

Auch Paulus (1 Corinth. 5, 6—8) vergleicht einmal den Gekreutzigten mit einem Osterlamme; um, wie die Juden sich und ihr Haus vor dem Genuße des Osterlamms reinigen mußten, die Christen zur sittlichen Reinigung, zur Entfernung eines Verbrechers aus ihrer Mitte, aufzufordern. Aber wer sieht hier nicht das Bildliche in der Vergleichung? Und ist das Oster-

sehe das ganze fünfte, sechste und siebente Kapitel des Matthäus und so viele andere Stellen.

Und so wenig er ein Priester war oder hieß, oder priesterliche Geschäfte verrichtete; eben so wenig wies er seine Jünger zu etwas anderm als zum Lehren, oder zu dem Geschäfte, das er selbst verrichtete, an. Es ist dies zu bekannt, als daß darüber ein Wort verloren werden dürfte. Und die Gehülfen, welche sich die Apostel wählten, oder die Aeltesten und Diakonen, welche Paulus in den neu entstandenen christlichen Gemeinden anstellte, Timotheus, Titus und andere, waren sie etwas anderes, als Lehrer? Und Paulus selbst, der das Christenthum ganz von dem Judenthume schied, hätte er je ein Priester, ein Opferer, hätte er etwas anderes seyn mögen, als ein Lehrer, Ermahner, als ein Verkündiger des Evangeliums Jesu? Und wie kämen also die Vorsteher der christlichen Gemeinden, besonders ihre Lehrer dazu, etwas anders, als Ermahner, Tröster, Unterrichtende seyn zu wollen? wie könnten sie Opferer, Priester seyn?

Doch ich höre einen Einwurf: "Jesus wird in einem der neutestamentlichen Briefe ein Hoherpriester genannt; und in der kirchlichen Glaubenslehre ist von einem hohenpriesterlichen Amte Jesu die Rede; folglich muß er ja wohl ein Priester seyn."

Dagegen bemerke ich zunächst: daß Er selbst sich nie so nennt; und daß auch seine Schüler ihn nie so nennen. Auch seine Apostel, nachdem sie schon seinen Tod kannten, nennen ihn nie so; nicht Johannes, nicht Petrus, nicht Jakobus, nicht Judas, von denen in der Sammlung der neutestamentlichen Schriften Briefe vorhanden sind.

Er selbst vergleicht sich zwar einem Opferthiere, das zur Stiftung eines neuen Bundes der Menschen mit Gott und zu ihrer Entsündigung getödtet werde, wie jene Opferthiere, welche bey der feyerlichen Bekanntmachung des mosaischen Gesetzes geschlachtet wurden. Matth. 26, 28. Marc. 14, 24. Luk. 22, 20. 2 Mos. 24, 7. 8. Aber außerdem, daß hier nur von einer Aehnlichkeit in der Vergleichung die Rede ist, erscheint er hier als Priester? Ist er nicht vielmehr das Opferthier, dessen Blut von denen, die ihn kreutzigten, vergossen ward? Und der Gekreutzigte ein Opferer!

Auch Paulus (1 Corinth. 5, 6—8) vergleicht einmal den Gekreutzigten mit einem Osterlamme; um, wie die Juden sich und ihr Haus vor dem Genuße des Osterlamms reinigen mußten, die Christen zur sittlichen Reinigung, zur Entfernung eines Verbrechers aus ihrer Mitte, aufzufordern. Aber wer sieht hier nicht das Bildliche in der Vergleichung? Und ist das Oster-

sehe das ganze fünfte, sechste und siebente Kapitel des Matthäus und so viele andere Stellen.

Und so wenig er ein Priester war oder hieß, oder priesterliche Geschäfte verrichtete; eben so wenig wies er seine Jünger zu etwas anderm als zum Lehren, oder zu dem Geschäfte, das er selbst verrichtete, an. Es ist dies zu bekannt, als daß darüber ein Wort verloren werden dürfte. Und die Gehülfen, welche sich die Apostel wählten, oder die Aeltesten und Diakonen, welche Paulus in den neu entstandenen christlichen Gemeinden anstellte, Timotheus, Titus und andere, waren sie etwas anderes, als Lehrer? Und Paulus selbst, der das Christenthum ganz von dem Judenthume schied, hätte er je ein Priester, ein Opferer, hätte er etwas anderes seyn mögen, als ein Lehrer, Ermahner, als ein Verkündiger des Evangeliums Jesu? Und wie kämen also die Vorsteher der christlichen Gemeinden, besonders ihre Lehrer dazu, etwas anders, als Ermahner, Tröster, Unterrichtende seyn zu wollen? wie könnten sie Opferer, Priester seyn?

Doch ich höre einen Einwurf: "Jesus wird in einem der neutestamentlichen Briefe ein Hoherpriester genannt; und in der kirchlichen Glaubenslehre ist von einem hohenpriesterlichen Amte Jesu die Rede; folglich muß er ja wohl ein Priester seyn."

Dagegen bemerke ich zunächst: daß Er selbst sich nie so nennt; und daß auch seine Schüler ihn nie so nennen. Auch seine Apostel, nachdem sie schon seinen Tod kannten, nennen ihn nie so; nicht Johannes, nicht Petrus, nicht Jakobus, nicht Judas, von denen in der Sammlung der neutestamentlichen Schriften Briefe vorhanden sind.

Er selbst vergleicht sich zwar einem Opferthiere, das zur Stiftung eines neuen Bundes der Menschen mit Gott und zu ihrer Entsündigung getödtet werde, wie jene Opferthiere, welche bey der feyerlichen Bekanntmachung des mosaischen Gesetzes geschlachtet wurden. Matth. 26, 28. Marc. 14, 24. Luk. 22, 20. 2 Mos. 24, 7. 8. Aber außerdem, daß hier nur von einer Aehnlichkeit in der Vergleichung die Rede ist, erscheint er hier als Priester? Ist er nicht vielmehr das Opferthier, dessen Blut von denen, die ihn kreutzigten, vergossen ward? Und der Gekreutzigte ein Opferer!

Auch Paulus (1 Corinth. 5, 6—8) vergleicht einmal den Gekreutzigten mit einem Osterlamme; um, wie die Juden sich und ihr Haus vor dem Genuße des Osterlamms reinigen mußten, die Christen zur sittlichen Reinigung, zur Entfernung eines Verbrechers aus ihrer Mitte, aufzufordern. Aber wer sieht hier nicht das Bildliche in der Vergleichung? Und ist das Oster-

sehe das ganze fünfte, sechste und siebente Kapitel des Matthäus und so viele andere Stellen.

Und so wenig er ein Priester war oder hieß, oder priesterliche Geschäfte verrichtete; eben so wenig wies er seine Jünger zu etwas anderm als zum Lehren, oder zu dem Geschäfte, das er selbst verrichtete, an. Es ist dies zu bekannt, als daß darüber ein Wort verloren werden dürfte. Und die Gehülfen, welche sich die Apostel wählten, oder die Aeltesten und Diakonen, welche Paulus in den neu entstandenen christlichen Gemeinden anstellte, Timotheus, Titus und andere, waren sie etwas anderes, als Lehrer? Und Paulus selbst, der das Christenthum ganz von dem Judenthume schied, hätte er je ein Priester, ein Opferer, hätte er etwas anderes seyn mögen, als ein Lehrer, Ermahner, als ein Verkündiger des Evangeliums Jesu? Und wie kämen also die Vorsteher der christlichen Gemeinden, besonders ihre Lehrer dazu, etwas anders, als Ermahner, Tröster, Unterrichtende seyn zu wollen? wie könnten sie Opferer, Priester seyn?

Doch ich höre einen Einwurf: "Jesus wird in einem der neutestamentlichen Briefe ein Hoherpriester genannt; und in der kirchlichen Glaubenslehre ist von einem hohenpriesterlichen Amte Jesu die Rede; folglich muß er ja wohl ein Priester seyn."

Dagegen bemerke ich zunächst: daß Er selbst sich nie so nennt; und daß auch seine Schüler ihn nie so nennen. Auch seine Apostel, nachdem sie schon seinen Tod kannten, nennen ihn nie so; nicht Johannes, nicht Petrus, nicht Jakobus, nicht Judas, von denen in der Sammlung der neutestamentlichen Schriften Briefe vorhanden sind.

Er selbst vergleicht sich zwar einem Opferthiere, das zur Stiftung eines neuen Bundes der Menschen mit Gott und zu ihrer Entsündigung getödtet werde, wie jene Opferthiere, welche bey der feyerlichen Bekanntmachung des mosaischen Gesetzes geschlachtet wurden. Matth. 26, 28. Marc. 14, 24. Luk. 22, 20. 2 Mos. 24, 7. 8. Aber außerdem, daß hier nur von einer Aehnlichkeit in der Vergleichung die Rede ist, erscheint er hier als Priester? Ist er nicht vielmehr das Opferthier, dessen Blut von denen, die ihn kreutzigten, vergossen ward? Und der Gekreutzigte ein Opferer!

Auch Paulus (1 Corinth. 5, 6—8) vergleicht einmal den Gekreutzigten mit einem Osterlamme; um, wie die Juden sich und ihr Haus vor dem Genuße des Osterlamms reinigen mußten, die Christen zur sittlichen Reinigung, zur Entfernung eines Verbrechers aus ihrer Mitte, aufzufordern. Aber wer sieht hier nicht das Bildliche in der Vergleichung? Und ist das Oster-

sehe das ganze fünfte, sechste und siebente Kapitel des Matthäus und so viele andere Stellen.

Und so wenig er ein Priester war oder hieß, oder priesterliche Geschäfte verrichtete; eben so wenig wies er seine Jünger zu etwas anderm als zum Lehren, oder zu dem Geschäfte, das er selbst verrichtete, an. Es ist dies zu bekannt, als daß darüber ein Wort verloren werden dürfte. Und die Gehülfen, welche sich die Apostel wählten, oder die Aeltesten und Diakonen, welche Paulus in den neu entstandenen christlichen Gemeinden anstellte, Timotheus, Titus und andere, waren sie etwas anderes, als Lehrer? Und Paulus selbst, der das Christenthum ganz von dem Judenthume schied, hätte er je ein Priester, ein Opferer, hätte er etwas anderes seyn mögen, als ein Lehrer, Ermahner, als ein Verkündiger des Evangeliums Jesu? Und wie kämen also die Vorsteher der christlichen Gemeinden, besonders ihre Lehrer dazu, etwas anders, als Ermahner, Tröster, Unterrichtende seyn zu wollen? wie könnten sie Opferer, Priester seyn?

Doch ich höre einen Einwurf: "Jesus wird in einem der neutestamentlichen Briefe ein Hoherpriester genannt; und in der kirchlichen Glaubenslehre ist von einem hohenpriesterlichen Amte Jesu die Rede; folglich muß er ja wohl ein Priester seyn."

Dagegen bemerke ich zunächst: daß Er selbst sich nie so nennt; und daß auch seine Schüler ihn nie so nennen. Auch seine Apostel, nachdem sie schon seinen Tod kannten, nennen ihn nie so; nicht Johannes, nicht Petrus, nicht Jakobus, nicht Judas, von denen in der Sammlung der neutestamentlichen Schriften Briefe vorhanden sind.

Er selbst vergleicht sich zwar einem Opferthiere, das zur Stiftung eines neuen Bundes der Menschen mit Gott und zu ihrer Entsündigung getödtet werde, wie jene Opferthiere, welche bey der feyerlichen Bekanntmachung des mosaischen Gesetzes geschlachtet wurden. Matth. 26, 28. Marc. 14, 24. Luk. 22, 20. 2 Mos. 24, 7. 8. Aber außerdem, daß hier nur von einer Aehnlichkeit in der Vergleichung die Rede ist, erscheint er hier als Priester? Ist er nicht vielmehr das Opferthier, dessen Blut von denen, die ihn kreutzigten, vergossen ward? Und der Gekreutzigte ein Opferer!

Auch Paulus (1 Corinth. 5, 6—8) vergleicht einmal den Gekreutzigten mit einem Osterlamme; um, wie die Juden sich und ihr Haus vor dem Genuße des Osterlamms reinigen mußten, die Christen zur sittlichen Reinigung, zur Entfernung eines Verbrechers aus ihrer Mitte, aufzufordern. Aber wer sieht hier nicht das Bildliche in der Vergleichung? Und ist das Oster-

sehe das ganze fünfte, sechste und siebente Kapitel des Matthäus und so viele andere Stellen.

Und so wenig er ein Priester war oder hieß, oder priesterliche Geschäfte verrichtete; eben so wenig wies er seine Jünger zu etwas anderm als zum Lehren, oder zu dem Geschäfte, das er selbst verrichtete, an. Es ist dies zu bekannt, als daß darüber ein Wort verloren werden dürfte. Und die Gehülfen, welche sich die Apostel wählten, oder die Aeltesten und Diakonen, welche Paulus in den neu entstandenen christlichen Gemeinden anstellte, Timotheus, Titus und andere, waren sie etwas anderes, als Lehrer? Und Paulus selbst, der das Christenthum ganz von dem Judenthume schied, hätte er je ein Priester, ein Opferer, hätte er etwas anderes seyn mögen, als ein Lehrer, Ermahner, als ein Verkündiger des Evangeliums Jesu? Und wie kämen also die Vorsteher der christlichen Gemeinden, besonders ihre Lehrer dazu, etwas anders, als Ermahner, Tröster, Unterrichtende seyn zu wollen? wie könnten sie Opferer, Priester seyn?

Doch ich höre einen Einwurf: "Jesus wird in einem der neutestamentlichen Briefe ein Hoherpriester genannt; und in der kirchlichen Glaubenslehre ist von einem hohenpriesterlichen Amte Jesu die Rede; folglich muß er ja wohl ein Priester seyn."

Dagegen bemerke ich zunächst: daß Er selbst sich nie so nennt; und daß auch seine Schüler ihn nie so nennen. Auch seine Apostel, nachdem sie schon seinen Tod kannten, nennen ihn nie so; nicht Johannes, nicht Petrus, nicht Jakobus, nicht Judas, von denen in der Sammlung der neutestamentlichen Schriften Briefe vorhanden sind.

Er selbst vergleicht sich zwar einem Opferthiere, das zur Stiftung eines neuen Bundes der Menschen mit Gott und zu ihrer Entsündigung getödtet werde, wie jene Opferthiere, welche bey der feyerlichen Bekanntmachung des mosaischen Gesetzes geschlachtet wurden. Matth. 26, 28. Marc. 14, 24. Luk. 22, 20. 2 Mos. 24, 7. 8. Aber außerdem, daß hier nur von einer Aehnlichkeit in der Vergleichung die Rede ist, erscheint er hier als Priester? Ist er nicht vielmehr das Opferthier, dessen Blut von denen, die ihn kreutzigten, vergossen ward? Und der Gekreutzigte ein Opferer!

Auch Paulus (1 Corinth. 5, 6—8) vergleicht einmal den Gekreutzigten mit einem Osterlamme; um, wie die Juden sich und ihr Haus vor dem Genuße des Osterlamms reinigen mußten, die Christen zur sittlichen Reinigung, zur Entfernung eines Verbrechers aus ihrer Mitte, aufzufordern. Aber wer sieht hier nicht das Bildliche in der Vergleichung? Und ist das Oster-

sehe das ganze fünfte, sechste und siebente Kapitel des Matthäus und so viele andere Stellen.

Und so wenig er ein Priester war oder hieß, oder priesterliche Geschäfte verrichtete; eben so wenig wies er seine Jünger zu etwas anderm als zum Lehren, oder zu dem Geschäfte, das er selbst verrichtete, an. Es ist dies zu bekannt, als daß darüber ein Wort verloren werden dürfte. Und die Gehülfen, welche sich die Apostel wählten, oder die Aeltesten und Diakonen, welche Paulus in den neu entstandenen christlichen Gemeinden anstellte, Timotheus, Titus und andere, waren sie etwas anderes, als Lehrer? Und Paulus selbst, der das Christenthum ganz von dem Judenthume schied, hätte er je ein Priester, ein Opferer, hätte er etwas anderes seyn mögen, als ein Lehrer, Ermahner, als ein Verkündiger des Evangeliums Jesu? Und wie kämen also die Vorsteher der christlichen Gemeinden, besonders ihre Lehrer dazu, etwas anders, als Ermahner, Tröster, Unterrichtende seyn zu wollen? wie könnten sie Opferer, Priester seyn?

Doch ich höre einen Einwurf: "Jesus wird in einem der neutestamentlichen Briefe ein Hoherpriester genannt; und in der kirchlichen Glaubenslehre ist von einem hohenpriesterlichen Amte Jesu die Rede; folglich muß er ja wohl ein Priester seyn."

Dagegen bemerke ich zunächst: daß Er selbst sich nie so nennt; und daß auch seine Schüler ihn nie so nennen. Auch seine Apostel, nachdem sie schon seinen Tod kannten, nennen ihn nie so; nicht Johannes, nicht Petrus, nicht Jakobus, nicht Judas, von denen in der Sammlung der neutestamentlichen Schriften Briefe vorhanden sind.

Er selbst vergleicht sich zwar einem Opferthiere, das zur Stiftung eines neuen Bundes der Menschen mit Gott und zu ihrer Entsündigung getödtet werde, wie jene Opferthiere, welche bey der feyerlichen Bekanntmachung des mosaischen Gesetzes geschlachtet wurden. Matth. 26, 28. Marc. 14, 24. Luk. 22, 20. 2 Mos. 24, 7. 8. Aber außerdem, daß hier nur von einer Aehnlichkeit in der Vergleichung die Rede ist, erscheint er hier als Priester? Ist er nicht vielmehr das Opferthier, dessen Blut von denen, die ihn kreutzigten, vergossen ward? Und der Gekreutzigte ein Opferer!

Auch Paulus (1 Corinth. 5, 6—8) vergleicht einmal den Gekreutzigten mit einem Osterlamme; um, wie die Juden sich und ihr Haus vor dem Genuße des Osterlamms reinigen mußten, die Christen zur sittlichen Reinigung, zur Entfernung eines Verbrechers aus ihrer Mitte, aufzufordern. Aber wer sieht hier nicht das Bildliche in der Vergleichung? Und ist das Oster-

sehe das ganze fünfte, sechste und siebente Kapitel des Matthäus und so viele andere Stellen.

Und so wenig er ein Priester war oder hieß, oder priesterliche Geschäfte verrichtete; eben so wenig wies er seine Jünger zu etwas anderm als zum Lehren, oder zu dem Geschäfte, das er selbst verrichtete, an. Es ist dies zu bekannt, als daß darüber ein Wort verloren werden dürfte. Und die Gehülfen, welche sich die Apostel wählten, oder die Aeltesten und Diakonen, welche Paulus in den neu entstandenen christlichen Gemeinden anstellte, Timotheus, Titus und andere, waren sie etwas anderes, als Lehrer? Und Paulus selbst, der das Christenthum ganz von dem Judenthume schied, hätte er je ein Priester, ein Opferer, hätte er etwas anderes seyn mögen, als ein Lehrer, Ermahner, als ein Verkündiger des Evangeliums Jesu? Und wie kämen also die Vorsteher der christlichen Gemeinden, besonders ihre Lehrer dazu, etwas anders, als Ermahner, Tröster, Unterrichtende seyn zu wollen? wie könnten sie Opferer, Priester seyn?

Doch ich höre einen Einwurf: "Jesus wird in einem der neutestamentlichen Briefe ein Hoherpriester genannt; und in der kirchlichen Glaubenslehre ist von einem hohenpriesterlichen Amte Jesu die Rede; folglich muß er ja wohl ein Priester seyn."

Dagegen bemerke ich zunächst: daß Er selbst sich nie so nennt; und daß auch seine Schüler ihn nie so nennen. Auch seine Apostel, nachdem sie schon seinen Tod kannten, nennen ihn nie so; nicht Johannes, nicht Petrus, nicht Jakobus, nicht Judas, von denen in der Sammlung der neutestamentlichen Schriften Briefe vorhanden sind.

Er selbst vergleicht sich zwar einem Opferthiere, das zur Stiftung eines neuen Bundes der Menschen mit Gott und zu ihrer Entsündigung getödtet werde, wie jene Opferthiere, welche bey der feyerlichen Bekanntmachung des mosaischen Gesetzes geschlachtet wurden. Matth. 26, 28. Marc. 14, 24. Luk. 22, 20. 2 Mos. 24, 7. 8. Aber außerdem, daß hier nur von einer Aehnlichkeit in der Vergleichung die Rede ist, erscheint er hier als Priester? Ist er nicht vielmehr das Opferthier, dessen Blut von denen, die ihn kreutzigten, vergossen ward? Und der Gekreutzigte ein Opferer!

Auch Paulus (1 Corinth. 5, 6—8) vergleicht einmal den Gekreutzigten mit einem Osterlamme; um, wie die Juden sich und ihr Haus vor dem Genuße des Osterlamms reinigen mußten, die Christen zur sittlichen Reinigung, zur Entfernung eines Verbrechers aus ihrer Mitte, aufzufordern. Aber wer sieht hier nicht das Bildliche in der Vergleichung? Und ist das Oster-

I.

Hom. 863 x - 3

Neue Predigten

von

D. Josias Friedrich Christian Löffler,

Ober-Consistorialrathe

und General-Superintendenten in Gotha.

Dritte Sammlung.

Nebst einer Beantwortung der Frage: Ob und in welchem Sinne die protestantischen Geistlichen Priester sind?

Gotha,

in der Becker'schen Buchhandlung.

1813.

Auswahl

einiger Predigten

an

Fest- und Bußtagen,

vorzüglich

für seine Freunde in Gotha.

Bibliothek

Von

D. Josias Friedrich Christian Löffler,
General-Superintendenten.

Gotha,
in der Becker'schen Buchhandlung.
1813.

Bayerische
Staatsbibliothek
M

Beantwortung der Frage:

Ob und in welchem Sinne die protestantischen Geistlichen Priester sind?

Man scheint neuester Zeit wieder über die Bestimmung und das eigentliche Geschäft der Prediger in der protestantischen Kirche zweifelhaft zu werden und zu Begriffen zurück kehren zu wollen, die wir, ihrer Unrichtigkeit wegen, längst verlassen oder wenigstens, ihrer Zweydeutigkeit wegen, außer Gebrauch gesetzt haben. Besonders sind manche Schriftsteller darüber unzufrieden, daß man die protestantischen Geistlichen blos als Lehrer, Ermahner und Tröster betrachtet, und daß man ihnen die Benennung und das Geschäft der Priester nicht wieder beylegen will. Mehrere wiederholen daher diesen Ausdruck, ohne sich darüber zu rechtfertigen, um so häufiger, je stärker und nachdrücklicher er von vielen der angesehensten Gottesgelehrten verworfen worden ist, um ihn, wie es scheint, durch ihr Beyspiel wieder in den Gebrauch zu bringen. Ja

einer *) der neueſten ereifert ſich nicht wenig über unſer Zeitalter, "daß es das Prieſterliche von unſern Geiſtlichen ſo ganz trenne. Dadurch habe nicht nur ihre Perſon an Würde, ſondern auch ihr Amt an Wirkſamkeit verloren."

Bey ſolchen Aeußerungen hat es mir nicht unzweckmäßig geſchienen, die Frage: ob und in welchem Sinne unſere proteſtantiſchen Geiſtlichen Prieſter ſind, in eine Unterſuchung zu ziehen, welche das eigene Urtheil darüber erleichtern könnte. Da der Begriff des Prieſterthums in die chriſtliche Kirche zunächſt aus dem Judenthume übergegangen iſt; ſo iſt vor allen Dingen nöthig, etwas über die Prieſter und ihr Geſchäft in der Iſraelitiſchen Staatsverfaſſung zu ſagen, um zu zeigen, wie ſehr ſie von eigentlichen Lehrern der Religion verſchieden waren. Dann wird ſich die Frage: ob Jeſus, ſo fern er an den Apoſteln Nachfolger hatte, ein Prieſter war, ob ſeine Apoſtel dergleichen waren, und ob unſere Geiſtlichen in der proteſtantiſchen Kirche dergleichen ſind, leicht beantworten laſſen. Sollte auch die Beantwortung, bis auf einen bildlichen Gebrauch dieſer Benennung, verneinend ausfallen; ſo wird ſich

*) Grundlegung der Homiletik in einigen Vorleſungen über den wahren Character eines proteſtantiſchen Geiſtlichen. Von Philipp Marheinike. Hamburg 1811. 92 S. 8.

doch zeigen, daß das Geschäft unserer Prediger wichtig und ehrwürdig genug bleibe.

Es mag allerdings seyn, daß die frühern Verehrungen der Gottheiten und des Jehovah in Opfern und Handlungen der Versöhnung bestanden. Man machte sich die Götter geneigt, man dankte ihnen, man versöhnte sie durch Geschenke. Dies ist etwas so natürliches, daß der Mensch, welcher sich die Götter in der Aehnlichkeit mit den Menschen denkt, zu solchen Handlungen leicht geneigt seyn wird. Ja es ist selbst begreiflich, daß, wenn ein Volk sich vergrößert, wenn die Einrichtungen des Hauses sich erweitert auf eine Stadt und auf ein Volk übertragen, daß sodann auch öffentliche Anordnungen für die dankbare Verehrung und für die Versöhnung der Götter gemacht, und daß besondere Personen bestellt werden, welchen dieses Geschäft und die Sorge dafür im Nahmen Aller obliegt. Es ist endlich möglich, daß dieses Geschäft, unter einem Volke, in welchem die Geschäfte und Aemter von dem Vater auf den Sohn übergehen, auch erblich werde, und daß auf diese Art ein Geschlecht der Priester, der Opferer entstehe. Daß dieses unter den Aegyptern so war, ist den Kennern des Alterthums nicht unbekannt; und von ihnen kam durch Moseh, der, erzogen in den Wissenschaften und der Staatsverfassung der Aegypter, diese auf die Israeliten und den Jehovah, den Gott ihrer Väter, übertrug, eine ähnliche

Einrichtung zu den Israeliten. — So lange die Israeliten herumziehende Hirten waren, wohnte Jehovah in ihrer Mitte in dem heiligen Zelte. In diesem Zelte wurde der heilige Bund aufbewahrt, den Jehovah mit den Israeliten unter feyerlichen Opfern geschlossen hatte. Bey diesem Zelte wurde der heilige Dienst, der vorzüglich in Opfern bestand, von denen verrichtet, welche dazu auserwählt waren, und bey welchen dieses Geschäft erblich war. Ein Stamm, der Stamm Levi, bildete die Priester und ihre Diener. Ein anderes Geschäft, als zu opfern, es sey Thiere, oder Früchte, oder Weyhrauch, und das Volk zu segnen, hatten diese Priester mit ihrem Haupte, dem Hohenpriester, nicht. Nachdem das Volk ein umherziehendes Hirtenvolk zu seyn aufgehört hatte, so gieng diese Einrichtung auf den Tempel oder das feste Haus des Jehovah über, welches Salomo erbauete. Dieser Dienst des Jehovah wurde, nachdem er durch die Entführung eines großen Theils des Volks nach Babylon lange unterbrochen worden war, auf den neuen Tempel, der unter Esras und Nehemias Leitung erbaut wurde, übertragen, und diese Einrichtung bestand in dem Zeitalter Jesu, bis zur Eroberung Jerusalems und der Verbrennung des Tempels durch die Römer.

Dies war der öffentliche Gottesdienst des Jehovah, den die Priester verrichteten. Er bestand in Opfern,

Beten und Segenswünschen. Und dieser Dienst konnte nur bey der Wohnung Jehovahs, bey dem Tempel zu Jerusalem verrichtet werden.

Aber neben diesen Priestern und Leviten gab es früh noch andere Männer in dem jüdischen Lande, welche, ohne Priester zu seyn, Propheten waren. Diese, aus allen Stämmen, wurden in der Folge der Zeit in Schulen gebildet, zu denen Samuel den Grund gelegt zu haben scheint. Sie studirten das Gesetz, sie übten die Tonkunst, und dichteten heilige Lieder. Sie eiferten für gute Sitten, für die Beobachtung des Gesetzes, sie hinderten die Abgötterey; sie suchten den Staat von fremden Mächten unabhängig zu erhalten, ohne es immer zu vermögen.

Nach dem babylonischen Exil und seit der Rückkehr nach Palästina, verlohr sich zum Theil das Ansehen dieser öffentlichen Männer. Hier und da erhob sich zwar bisweilen ein Einzelner, aber endlich erwartete man die Verbesserung und die neue Erhebung des Staates durch einen von Gott gesendeten König, den man schlechthin den König, auch wohl den großen Propheten, nannte, und vor dessen Ankunft man auch einen oder einige Propheten wieder erwartete, die ihm Bahn machen, auf seine Unternehmungen vorbereiten und insonderheit das Volk zur Reinheit der Sitten und

zur genauen Beobachtung des mosaischen Gesetzes ermuntern sollten.

Neben den Propheten hatte sich, seit dem babylonischen Exil, ein anderes merkwürdiges Institut unter den Israeliten gebildet, welches zur Zeit Jesu allgemein verbreitet war, und welches noch heutiges Tages unter den Juden fortdauert. Dies waren die Synagogen, oder Versammlungsörter, welchen Gelehrte vorstanden und in denen am Sabbath das Gesetz gelesen und erklärt wurde. Außerdem gab es andere Gelehrte mit besondern Schulen, die man Rabbi's nannte, welche aber durchaus keine Priester waren. Diese Propheten und Rabbi's nahmen zwar, wie Jesus, Theil an dem öffentlichen Dienste des Jehovah, und erschienen, wie alle männlichen Volksgenossen, jährlich bey dem Tempel in Jerusalem. Aber neben diesem äußerlichen, für die jüdische Nation angeordneten Gottesdienste, hatten sich unter ihnen über die rechte Art der Verehrung Gottes, als eines geistigen Wesens, und über das, was den Menschen ihm wohlgefällig mache, ganz andere Begriffe verbreitet.

Hiermit hatte es diese Bewandniß. Die Bessern und Einsichtsvollern hatten bald eingesehen, daß der äußerliche Gottesdienst bey dem Tempel zu Jerusalem die Verbrechen zwar versöhne, aber ihnen nicht vorbeuge. Je mehr sich nun unter ihnen psychologisch-moralische Begriffe entwickelten, und je mehr sie die

Gottheit, welcher Begriff allmählig an die Stelle des Jehovah trat, als ein geistiges Wesen, mit dem hellesten Verstande und dem reinsten Willen und mit allen moralischen Tugenden dachten; um desto mehr drangen sie auf eine sittliche, gerechte und wohlwollende Denkart. Diese, so lehrten schon die Propheten, mache die Menschen Gott weit wohlgefälliger, als der äußerliche von Mosch angeordnete Dienst. Ja dieser mißfalle Gott, wenn er nicht eine reine moralische Gesinnung zur Folge habe oder von ihr begleitet werde. Von dieser Zeit an hörte man Aussprüche der Art: "Gehorsam ist besser, als Opfer." "Von Sünden lassen, ist der rechte Gottesdienst." "Was soll mir die Menge eurer Opfer? Waschet euch, reiniget euch, thut euer böses Wesen von meinen Augen, und dann will ich mit euch rechten."

So bestand zwar der Gottesdienst, welcher durch Priester verrichtet wurde, bey dem Tempel zu Jerusalem, aber zugleich hatten sich Begriffe von einer Verehrung Gottes mit dem Geiste und dem Herzen durch gute Gesinnungen und diesen entsprechende Handlungen gebildet. — Und diese geistige Verehrung Gottes hatte auch um so mehr Eingang gefunden, je weniger alle Juden an der äußern Verehrung zu Jerusalem Theil nehmen konnten. In Egypten, in Asien, in Griechenland lebten viele, welche nie

nach Jerusalem gekommen seyn mochten, und welche sich also ganz an die geistige Verehrung Gottes, und an das, was in den Synagogen geschah, halten mußten.

So entwickelte sich, und hatte sich schon unter den Juden zur Zeit Jesu entwickelt, eine Verehrung Gottes, die ganz geistig und moralisch war, ohne daß deshalb der durch Priester aus dem Stamme Levi bey dem Tempel zu Jerusalem verrichtete Gottesdienst verachtet wurde. Er bestand vielmehr als die öffentliche gesetzliche Staatsreligion.

Aber dieser äußere Dienst Gottes hörte allmählig und endlich ganz auf unter den Christen. Nachdem schon die Apostel festgesetzt hatten, daß die Heiden sich nicht erst zum Judenthum zu wenden brauchten, um Christen zu werden; und daß die Heidenchristen nur an die Beobachtung einiger Gesetze gebunden seyn sollten, deren Nichtbeobachtung den Judenchristen zu anstößig gewesen seyn würde; so behauptete endlich Paulus geradehin, daß das mosaische Gesetz und der mosaische Dienst überhaupt auch für gewesene Juden aufgehoben sey. Obgleich er bey dieser Behauptung großen Widerstand fand, und selbst ihr Opfer ward; so verbreitete sich doch die Behauptung von der Entbehrlichkeit des mosaischen Dienstes unter den Christen immer allgemeiner; und dieser Dienst mußte endlich ganz aufhören, als mit der Stadt Jerusalem auch die Woh-

nung des Jehovah, bey der jener Dienst geschah, verbrannt und nicht wieder hergestellt wurde. Doch wir fragen hier nicht weiter nach den Schicksalen des mosaischen Gottesdienstes unter den Juden; zufrieden, daß wir durch diese Anführungen aus der Geschichte im Stande sind, uns einen Begriff von einem jüdischen Priester und seinem Geschäfte zu bilden.

Jetzt entsteht die Frage: ob Jesus ein Priester war? ob seine Apostel dergleichen waren? und ob die Vorsteher der christlichen Gemeinen, namentlich diejenigen, welche das Lehramt verwalten, mit jenen Priestern verglichen und mit ihrem Nahmen benennt werden können?

Zuerst also: War Jesus ein Priester?

Im jüdischen Sinne konnte er es schon aus dem Grunde nicht seyn, weil er nicht aus dem Geschlechte Levi stammte. Aber er ist es auch, so fern er Nachfolger hatte an den Aposteln und den christlichen Lehrern, in keinem andern Sinne.

Die Benennungen, welche ihm von seinen Freunden und seinen Zeitgenossen beygelegt werden, sind die eines Lehrers, des Vorstehers einer Schule. Es sind die Nahmen: Rabbi, Meister, Lehrer, Prophet. — So nennt Petrus (Marc. 9, 5.) ihn, und Luther hat das hebräische Wort in der Uebersetzung beybehalten: "Rabbi, hier ist gut seyn u. s. w." Zwey der Jünger Johannes, die sich zur Schule Jesu wen-

den wollten, antworteten auf Jesu Frage (Joh. 1, 39.): Was suchet ihr? "Rabbi, (das ist verdollmetschet: Meister (διδάσκαλε), wo bist du zur Herberge?" Nathanael (Joh. 1, 49), Nicodemus (Joh. 3, 2), seine Jünger (Joh. 4, 31) reden ihn ebenfalls so an. Und so fragt ihn auch das Volk (Joh. 6, 25) "Rabbi, wie bist du hergekommen?"

Und nicht blos im Anfange, ehe sie ihn vielleicht recht kennen gelernt hatten, nannten ihn seine Jünger so; sondern Petrus redet ihn so an bey der Erscheinung auf dem Berge Tabor. Und eben so redet ihn Judas an, als er seine Person denen, die ihn gefangen nehmen sollten, kenntlich machen wollte, Matth. 26, 49. "Gegrüßet seyst du, Rabbi, und küssete ihn." — Diese Benennung Rabbi, welche das Haupt einer Schule, einen Lehrer bedeutet, wie es der Evangelist Johannes selbst übersetzt, war in der damahligen Zeit eine sehr ehrenvolle Benennung.

Sonst wird er auch geradehin mit dem Worte: Lehrer (διδάσκαλος oder bey dem Evangelisten Lucas ἐπιστάτης) angeredet, statt dessen Luther in der deutschen Uebersetzung gewöhnlich das Wort: Meister, gebraucht. So redet ihn ein Schriftgelehrter an Matth. 8, 19: "Meister, ich will dir folgen, wo du hingehest." So nennen ihn die Pharisäer Matth. 9, 11: "Warum isset euer Meister mit den Zöllnern und Sündern?" Eben so reden ihn ihre Abgeordneten an (Matth. 22,

16): "Meister, (διδάσκαλε), wir wissen, daß du wahrhaftig bist u. s. w." Und so in vielen andern Stellen: Luk. 5, 5. Luk. 9, 33. Luk. 10, 25. Luk. 17, 13. Luk. 20, 21. Joh. 13, 13.

Auch heißt er ein Prophet, welches nicht viel anderes, aber sehr verschieden von einem Priester ist. Er nennt sich selbst, nachdem er einen Vortrag in der Synagoge zu Nazareth gehalten hatte, und man sich wunderte: woher ihm, dem Sohne des Zimmermanns, die Gelehrsamkeit komme, einen Propheten, indem er sagt: "Ein Prophet gilt nirgend weniger, denn in seinem Vaterlande und in seinem Hause." Auch Luk. 13, 33. "Es thuts nicht, (es kann nicht seyn) daß ein Prophet umkomme außer Jerusalem."

Aber nie heißt er ein Priester; und nie hat er gethan, was die jüdischen Priester zu thun pflegten; nie hat er geopfert, geräuchert oder eine Handlung des öffentlichen Gottesdienstes verrichtet. In den vier Evangelien kommt jene Benennung von ihm nie vor; und nirgend wird eine solche Handlung von ihm erzählt. — Aber was er that, war, daß er lehrete; Begriffe berichtigte, erklärte, und ermahnte; daß er auf reine Sitten, auf die Beobachtung des mosaischen Gesetzes, nach einer nicht blos ängstlichwörtlichen, sondern nach einer mit dem buchstäblichen Sinne zu vereinigenden moralischen Erklärung drang. Man

sehe das ganze fünfte, sechste und siebente Kapitel des Matthäus und so viele andere Stellen.

Und so wenig er ein Priester war oder hieß, oder priesterliche Geschäfte verrichtete; eben so wenig wies er seine Jünger zu etwas anderm als zum Lehren, oder zu dem Geschäfte, das er selbst verrichtete, an. Es ist dies zu bekannt, als daß darüber ein Wort verloren werden dürfte. Und die Gehülfen, welche sich die Apostel wählten, oder die Aeltesten und Diakonen, welche Paulus in den neu entstandenen christlichen Gemeinden anstellte, Timotheus, Titus und andere, waren sie etwas anderes, als Lehrer? Und Paulus selbst, der das Christenthum ganz von dem Judenthume schied, hätte er je ein Priester, ein Opferer, hätte er etwas anderes seyn mögen, als ein Lehrer, Ermahner, als ein Verkündiger des Evangeliums Jesu? Und wie kämen also die Vorsteher der christlichen Gemeinden, besonders ihre Lehrer dazu, etwas anders, als Ermahner, Tröster, Unterrichtende seyn zu wollen? wie könnten sie Opferer, Priester seyn?

Doch ich höre einen Einwurf: "Jesus wird in einem der neutestamentlichen Briefe ein Hoherpriester genannt; und in der kirchlichen Glaubenslehre ist von einem hohenpriesterlichen Amte Jesu die Rede; folglich muß er ja wohl ein Priester seyn."

Dagegen bemerke ich zunächst: daß Er selbst sich nie so nennt; und daß auch seine Schüler ihn nie so nennen. Auch seine Apostel, nachdem sie schon seinen Tod kannten, nennen ihn nie so; nicht Johannes, nicht Petrus, nicht Jakobus, nicht Judas, von denen in der Sammlung der neutestamentlichen Schriften Briefe vorhanden sind.

Er selbst vergleicht sich zwar einem Opferthiere, das zur Stiftung eines neuen Bundes der Menschen mit Gott und zu ihrer Entsündigung getödtet werde, wie jene Opferthiere, welche bey der feyerlichen Bekanntmachung des mosaischen Gesetzes geschlachtet wurden. Matth. 26, 28. Marc. 14, 24. Luk. 22, 20. 2 Mos. 24, 7. 8. Aber außerdem, daß hier nur von einer Aehnlichkeit in der Vergleichung die Rede ist, erscheint er hier als Priester? Ist er nicht vielmehr das Opferthier, dessen Blut von denen, die ihn kreutzigten, vergossen ward? Und der Gekreutzigte ein Opferer!

Auch Paulus (1 Corinth. 5, 6—8) vergleicht einmal den Gekreutzigten mit einem Osterlamme; um, wie die Juden sich und ihr Haus vor dem Genuße des Osterlamms reinigen mußten, die Christen zur sittlichen Reinigung, zur Entfernung eines Verbrechers aus ihrer Mitte, aufzufordern. Aber wer sieht hier nicht das Bildliche in der Vergleichung? Und ist das Oster-

lamm, das geschlachtet wird, der Priester, der es schlachtet?

"Doch der Apostel Petrus legt Ihm die Handlung des Opferns, folglich das Geschäft eines Priesters bey, 1 Petr. 2, 24." Der Apostel warnt in dieser Stelle die Christen, nicht als Schuldige, sondern als Unschuldige, zu leiden; wie Christus, der uns hierin ein Vorbild der Nachahmung gelassen habe. "Welcher, setzt er hinzu, keine Sünde gethan hat, ist auch kein Betrug in seinem Munde erfunden; welcher nicht wieder schalt, da er gescholten ward, nicht drohete, da er litte, er stellete es aber dem heim, der da recht richtet; welcher unsere Sünden selbst geopfert hat an seinem Leibe auf dem Holz, auf daß wir, der Sünde abgestorben, der Gerechtigkeit leben." Die letzten Worte sind hier allein wichtig; und der Sinn ist dieser: Er trug unsere Sünden mit seinem Leibe auf das Kreutz, und mit jenem sind die Sünden gleichsam zugleich getödtet worden; damit wir frey von der getödteten Sünde der Gerechtigkeit leben möchten. Man sieht das Bildliche hier sogleich. Das Opferthier, welches er mit seinem Körper tödten lies, war die Sünde. Ja diesem Sinne mögte, sollte ein jeder Christ, nicht blos der Vorsteher der Gemeinde, ein Priester seyn. Aber wie opfern, wie tödten wir die Sünde? Hier müßten wir doch wieder zu der psychologischen Sittenlehre unsere Zuflucht nehmen, und zu dem, der

sie verkündigt, dem christlichen Prediger; dieser wird dann gleichsam der Priester, der uns durch seinen Unterricht die Sünde tödten hilft.

"Aber der Verfasser des Briefes an die Hebräer legt ihm doch die Benennung Priester, Hoherpriester bey, und spricht nicht nur von einem Opfer, das er dargebracht, sondern von einem ewig geltenden Opfer, das alle andern entbehrlich gemacht habe? Und in der spätern kirchlichen Glaubenslehre ist daraus nicht der Theil entstanden, welcher von dem hohenpriesterlichen Amte Jesu und von seinem unendlichen Opfer handelt?"

Ich behalte einem andern Orte für Leser von kirchlicher Gelehrsamkeit die Bemerkungen vor, welche für diese Vorstellungsart des Verfassers des Briefes an die Hebräer nach meiner Einsicht gehören. Wenn er durch diese Vorstellungsart seine jüdisch-christlichen Leser überzeugen wollte, daß die Opfer des Alten Testamentes durch ein einziges für immer geltendes Opfer entbehrlich und überflüßig gemacht wären: so hat er diesen Zweck bey Lesern, welche an die damals herrschende allegorische Deutungsart der jüdischen Religion und ihrer Gebräuche gewöhnt waren, gewiß erreicht. Und wenn aus dieser Einkleidungsart in der Folge der Zeit jene durch Philosophen und Dichter gefeyerte Lehre von dem Opfertode des Gottmenschen zur Befriedigung der göttlichen Gerechtigkeit und zur Erlösung des

menschlichen Geschlechts von den ewigen Strafen der Hölle hervorgegangen ist: so muß man zwar diese Lehre, wenn man einmal gewisse Vordersätze zugegeben hat und über den Sinn mancher Stellen des Neuen Testaments einig geworden ist, als ein Erzeugniß des frommen philosophischen Scharfsinns, bewundern. Aber Niemand, der in den Sinn dieser Lehrart eingedrungen ist, oder dem diese Vorstellungsart zu seiner Beruhigung und zur Belebung seines Eifers in christlicher Rechtschaffenheit und in guten Werken nöthig geworden ist, wird, was ich allein hier noch bemerke, leugnen wollen: daß kein Geistlicher, kein Apostel, kein Diener der Kirche, sey er der erste Bischoff oder der letzte Diakonus, in dem Sinne Priester seyn könne, in welchem der Gottmensch so heißt, ohne Lästerung.

Aber, wenn weder die Apostel, noch die von ihnen gewählten Vorsteher kirchlicher Gemeinden, Priester waren, oder priesterliche Geschäfte trieben; sondern wenn ihr Amt blos im Lehren und Ermahnen bestand: wie ist es gekommen, daß dessen ungeachtet späterhin die geweiheten Vorsteher der christlichen Gemeinden als Priester und Opferer betrachtet wurden? Die Geschichte giebt hierüber hinreichende Auskunft. Ich bemerke daraus nur folgendes.

Seitdem, unter dem Kaiser Konstantinus, die christliche Religion eine beschützte, und in der Folge die einzige, Staatsreligion geworden war; seitdem die heidnischen Tempel, in welchen auch Opferaltäre waren, in christliche Kirchen verwandelt wurden; seitdem man die einfache christliche Gottesverehrung mehr nach dem ehemaligen Gottesdienste in dem Tempel zu Jerusalem einzurichten, als die Aehnlichkeit mit der Synagoge, in welcher nicht geopfert wurde und aus der unsere Andacht hervorgegangen ist, beyzubehalten suchte; seitdem man die Lehrer und Vorsteher der Kirche als einen besondern, von den Laien, oder dem Volke, verschiedenen Stand betrachtete, und auf ihn die Gesetze anwendete, welche Moseh für die jüdischen Priester aus dem Stamme Levi gegeben hatte; seitdem man endlich die Gedächtnißfeyer des Todes Jesu in die Tempel und an die Opferaltäre verlegt hatte, und diese Handlung als eine Wiederholung seines Todes oder seines Opfers ansah; seitdem wurden die Geistlichen, welche am Altare den Tod Jesu feyerten, als wirkliche Opferer, oder Meßpriester, betrachtet.

Aber ich muß auch bemerken: daß von unsern Reformatoren, von Luther und Melanchthon, und von der ganzen protestantischen Kirche, keine Behauptung der Gegner kräftiger und mit mehrerem Erfolg bestritten worden, als die Behauptung: daß die Messe eine Wiederholung des Todes Jesu, oder ein Opfer sey.

Man braucht nicht ihre besondern eigenthümlichen Schriften anzusehen; man darf nur bey den symbolischen Büchern, und namentlich bey dem Augspurgischen Bekenntnisse und seiner Apologie stehen bleiben, um sich davon zu überzeugen.

"Der Tod Christi, sagen sie, ist das einzige Opfer." Der Handlung eines Priesters (dem Messelesen) so viel beylegen, als dem Tode Christi, das ist eine schreckliche Behauptung." *) "Es sey ein Irrthum, **) daß Christus durch seinen Tod nur für die Erbsünde genug gethan habe, und daß die tägliche Messe das Opfer für die wirklichen täglichen Sünden sey. Eine solche Behauptung streite mit der heiligen Schrift. Das Leiden Christi sey das Opfer und die Genugthuung nicht blos für die Erbsünde, sondern auch für alle übrigen Sünden." "Die ***) heilige Schrift lehrt: daß wir gerecht werden vor Gott durch den Glauben an Christum, wenn wir nemlich glauben, daß uns die Sünden erlassen werden um Christi willen. Nähme aber die Handlung der Messe die Sün-

*) Apol. Aug. Conf. p. 432. ed. Rechenb. Horribilis oratio est, tantundem tribuere operi sacerdotis, quantum morti Christi.

**) Aug. Confess. articulus abusuum III de Missa pag. 18. 19.

***) Aug. Conf. articulus abusuum III de Missa p. 19. edit. Rechenb.

den der Lebenden und Todten weg; so wäre die Vergebung die Frucht nicht des Glaubens, sondern der Feyer der Messen. Welches gegen die Schrift ist. Christus sagt: thut es zu meinem Gedächtniß; folglich ist die Messe angeordnet, damit der Glaube derer, welche das Sacrament gebrauchen, sich erinnere, welche Wohlthaten er durch Christum empfange."

So entfernt unsere Reformatoren sind zuzugeben, daß die Messe ein Opfer sey, eben so entfernt sind sie von der Behauptung, daß die Lehrer der Kirche Priester oder Opferer seyen. Dagegen behaupten sie und sind sich in dieser Behauptung immer gleich: daß das Amt der Geistlichen, der Bischöffe, nur im Lehren, und in der Verwaltung der Sacramente bestehe.

Und hiermit stimmt auch der Geist und die fortdauernde Einrichtung unserer Kirche noch heutiges Tages überein; und giebt nicht nur denjenigen unserer Geistlichen, welche die Wichtigkeit ihres Berufs kennen, ein hohes Gefühl ihrer Würde, mit der sie vollkommen zufrieden sind; sondern sichert ihnen auch gewiß bey Allen, welche ein solches gewissenhaft verwaltetes Geschäft zu schätzen verstehen, eine hohe Achtung.

Wenn dessen ungeachtet einige neuere Schriftsteller nicht nur die Benennung Priester für unsere kirchlichen Lehrer wieder in den Gebrauch zu bringen suchen; sondern auch von einem priesterlichen Gei-

ste unserer Prediger eine neue Erhebung dieses Standes erwarten, so wie sie von der Entäußerung desselben die Entartung und Herabwürdigung desselben vorzüglich ableiten: so fürchte ich, daß sie entweder sich selbst den Grund nicht deutlich genug gedacht haben, warum sie jene Benennung vorziehen zu müssen glauben; oder daß sie von einer Allegorie oder dem Gebrauche eines Bildes, indem sie in der Sache selbst mit denen, welche jenen Ausdruck verwerfen und unschicklich finden, vollkommen übereinstimmen, zu viel erwarten.

Ich denke hierbey vorzüglich wieder an jenen schon oben angeführten wohlmeynenden und geistreichen Verfasser, welcher diesen priesterlichen Sinn den zum kirchlichen Lehramte sich vorbereitenden Jünglingen in seinen Vorlesungen von neuem zu empfehlen sucht. Entweder habe ich selbst seinen Sinn nicht gehörig aufgefaßt, oder ich muß glauben, daß er das Wort opfern, und folglich das Geschäft eines Priesters verrichten, in einem uneigentlichen, bildlichen und moralischen Sinne nimmt; indem man entweder die Sünde tödten, oder überhaupt das Irdische dem Ewigen weyhen oder aufopfern, und Andern dazu, daß sie dieses vermögen und wollen, beförderlich seyn soll. Diese uneigentlichen, von Opferthieren entlehnten und auf die Gesinnung angewendeten, Redensarten kommen allerdings in manchen Schriften der Apostel vor;

und können sehr schicklich auf die Christen und die Regierer der christlichen Andacht angewendet werden. Aber es wird sich bald zeigen, daß durch jenes Opfern weiter nichts verstanden werde, als die Ertödtung der Sünde und die sittliche Reinigung des Geistes und Körpers, welche die Mitglieder der Kirche in sich bewirken, und zu welcher ihnen die Geistlichen die Vorbilder und Helfer seyn sollen.

Einige der Apostel, welche mit Christen zu thun hatten, die, als ehemahlige Juden, an den Tempeldienst und die Verehrung Gottes durch Opfer gewöhnt gewesen waren, wenden allerdings Redensarten aus dem vorigen jüdischen Gottesdienste auf den geistigen der Christen an; aber es ist nur zu klar, daß damit nichts als die sittlichreligiöse Besserung angedeutet werde, die jeder Christ bey sich selbst bewirken und wozu ihm also der kirchliche Prediger behülflich seyn soll. So sagt z. B. Paulus Röm. 12, 1. nach Luthers Uebersetzung: "Ich ermahne euch, daß ihr eure Leiber begebet zum Opfer, das da lebendig, heilig und Gott wohlgefällig sey, welches sey euer vernünftiger Gottesdienst." Oder nach einer andern *) Uebersetzung: "Ich ermahne euch, meine Brüder, eure Leiber Gotte "zum lebendigen, heiligen und wohlgefälligen Opfer "darzustellen, und dies müsse euer vernünftiges Opfer

*) Joh. Dav. Michaelis Uebersetzung des neuen Testaments, zweyter Theil. Göttingen, 1790. 4.

"seyn." Aber, welches ist der Sinn dieser Stelle? Um ganz unpartheyisch zu seyn, will ich ihn mit den Worten dieses Gelehrten angeben, wie er ihn in den Anmerkungen für Ungelehrte (Th. 3. S. 134. 135.) erläutert: "Anstatt der thierischen und blutigen Opfer des "alten Bundes sollen wir Gott ein edleres Opfer bringen, nicht eins, das auf dem Altar unter der Hand "des Opferschlächters (Priesters) sterben, sondern das "leben bleiben und ihm geheiligt werden soll, Uns "Selbst, ganz und gar, mit Leib und Seele." — "Nicht blos die Seele, sondern auch den Leib: auch in "diesem soll die Sünde nicht ferner herrschen." "Die "Sache ist, mit Wegnehmung des Bildes, wir sollen "unsere Leiber Gotte zum Opfer ergeben und heiligen. "Dies Opfer ist ein lebendiges Opfer, es stirbt "nicht vor dem Altar, sondern behält das Leben, und "ist Gotte ganz geheiliget, es ist ihm ein wohlgefälliges Opfer, wohlgefälliger, als alle im levitischen "Gesetz verordneten thierischen Opfer."

Die Sache ist zu klar, als daß hier die Bemerkung noch nöthig seyn könnte: daß hier von den Christen selbst und von ihrer sittlichen Reinheit die Rede ist.

Eine andere in Absicht des Sprachgebrauches und des Bildes nicht minder merkwürdige Stelle eben dieses Apostels, in welcher er von seiner Bestimmung zu einem Apostel des Evangeliums bey den Heyden redet,

und welche, wie Michaelis bemerkt, wörtlich kaum übersetzbar ist, weil uns Deutschen die Opfer und unserer Sprache die davon entlehnten Redensarten fehlen, steht in eben diesem Schreiben an die Christen zu Rom (Kap. 15, 15. 16.) und lautet nach Luthers wörtlich-trefflicher Uebersetzung so: "Ich habe es aber dennoch gewagt, und euch etwas wollen schreiben, lieben Brüder, euch zu erinnern, um der Gnade willen, die mir von Gott gegeben ist, daß ich soll seyn ein "Diener Christi unter die Heyden, zu opfern das "Evangelium Gottes, auf daß die Heyden ein "Opfer werden, Gott angenehm, geheiligt durch den "heiligen Geist." Das Kühne des Bildes liegt hier nicht in dem Ausdruck, daß die Heyden ein Gott angenehmes Opfer werden sollen; denn diese Redensart ist in sich und auch aus der eben erläuterten ähnlichen verständlich genug; sondern in der Redensart: daß er das Evangelium opfern, oder als Priester behandeln solle. Aber so fremd ein solcher Ausdruck unserm an Opferredensarten nicht gewöhnten Ohre ist; so ist der Sinn des Bildes doch leicht zu fassen, und gewiß von den Auslegern richtig angegeben. Michaelis sagt (S. 169): "Die Sache ist, Gott hat Paulum gesandt, "die Heyden durch Verkündigung des Evangelii, und "Mittheilung der Gaben des heiligen Geistes, zum "Opfer zu heiligen." Koppe, in seiner Ausgabe und Erläuterung dieses Briefes sagt eben so bestimmt:

"der einfache Gedanke ist: daß ich besonders auf
"die Bekehrung der Heyden zu Christo mei-
"ne ganze Bemühung richten solle. Dieser
"Gedanke aber ist durch Redensarten aus dem jüdi-
"schen Gottesdienste ausgedrückt, um die Würde und
"Wichtigkeit des Amtes eines Apostels vorzüglich Ju-
"den anschaulicher zu machen. Daher nennt er sich
"nicht einen Diener (διακονον), sondern einen Prie-
"ster (λειτϱγον); von seinem Geschäft sagt er nicht,
"daß er das Evangelium verkündige, sondern daß er
"es opfere, oder daß er, indem er die göttliche Leh-
"re verkündige, das Amt eines Priesters verwalte;
"und die Frucht seiner Bemühung ist nicht, daß die
"Heyden sich zu Gott wenden, sondern daß die Hey-
"den selbst ein heiliges, Gott wohlgefälliges Opfer
"werden. Aber diese bildlichen Redensarten alle
"drücken nur jenen Gedanken, der vorhin in eigent-
"lichen Worten ausgedrückt worden ist, auf eine ge-
"wichtigere und der Denkart solcher Leser, welche
"an die Pracht des jüdischen und heydnischen Opfer-
"dienstes gewöhnt waren, gemäßere Art aus; von uns
"müssen sie mit eigentlichern, den Menschen unseres
'Zeitalters verständlichern und den Sinn des Apostels
"deutlicher darstellenden Redensarten vertauscht wer-
"den." Eben so verständlich ist und stimmt mit diesen Bemerkungen überein die Uebersetzung des Dr. Stolz, der diese Stelle (in der vierten Ausgabe seiner Ueber-

setzung der sämmtlichen Schriften des neuen Testaments, Hannover 1804) so giebt: "Ich glaubte das "durch dem göttlichen Auftrage gemäß zu handeln, "dem zufolge ich mein christliches Lehramt unter den "Heyden führen, und bey der Verkündigung der gött"lichen Lehre als Priester Dienste leisten soll, um Hey"den als ein angenehmes und durch den göttlichen Geist "geweyhtes Opfer Gotte darzubringen."

Wie es mit diesen und ähnlichen bildlichen von den Opfern entlehnten Redensarten in andern Briefen des Apostel Paulus ist; eben diese Bewandniß hat es auch mit einigen bekannten Stellen in dem ersten Briefe des Apostel Petrus. (1 Petr. 2, 5. 9.) In diesen Stellen werden die Christen selbst Priester genennt, welche durch Christum geistige, Gott angenehme Opfer, darbringen sollten. Aber diese Gott angenehmen Opfer sind sie selbst, ihre Seele, ihre Körper, die rein und unbefleckt seyn sollen; oder, wie Grotius die geistigen Opfer erklärt: Gebet, Keuschheit des Körpers und Werke der Barmherzigkeit.

Daß übrigens im Briefe an die Hebräer Christus ein Hoherpriester genannt und mit dem jüdischen Hohenpriester verglichen wird, geschieht, um, wie allgemein bekannt ist, durch dieses Bild dem Opfern der Thiere auf immer ein Ende zu machen. Und wie wenig an jener Opferhandlung Jesu, in der Bedeutung, welche die kirchliche Philosophie eingeführt hat, von den

Christen oder den kirchlichen Lehrern Theil genommen werden könne, ist schon oben berührt worden.

Nach diesen Erläuterungen, scheint es, läßt sich leicht und mit Sicherheit beurtheilen, in wiefern der Begriff der Opferer und der Priester auf die kirchlichen Lehrer anwendbar sey.

Ich bemerke zuerst, daß in jenen Stellen nicht gerade von den Vorstehern und Lehrern der Gemeinden, sondern von den Mitgliedern der Gemeinden oder den Christen, welche die Gemeinden ausmachen, überhaupt die Rede ist. Diese werden aufgefodert, sich selbst Gott als wohlgefällige Opfer darzubringen, ihren Geist sowohl als ihren Körper; dies sey ein ihrer würdiges, vernünftiges und lebendiges Opfer. Und so wären also in dieser bildlichen Sprache die Christen die Priester so wie die Opfer zugleich; und der Sinn nach jenem doppelten Bilde dieser: statt der Opferthiere, welche sonst die Priester wählten, sollten sie sich selbst Gott in ihren Gesinnungen und Handlungen so rein und fleckenlos darstellen, wie die Opferthiere seyn mußten; oder sie sollten, statt dieser, die Sünde und ihre Begierden selbst schlachten. In beyden Fällen sind also die Christen die Priester und einmahl sind sie auch die Opferthiere, in so fern sie rein seyn sollten;

in dem andern Bilde aber sind es die Sünden, welche von ihnen getödtet werden sollten.

Wenn aber der Apostel Paulus sich selbst mit einem Opferpriester vergleicht oder so nennt; so geschieht es, weil, wie ehemahls die Priester des alten Bundes mit den Opfergeschäften zu thun hatten, er so, als Diener des neuen Bundes, mit dem Evangelium zu thun habe, um durch dessen Verkündigung die Heyden zu einem Gott gefälligen Opfer zu bereiten. Sollte nun diese Vergleichung auf die heutigen kirchlichen Lehrer angewendet werden; so würden diese für andere Christen Priester heißen, in sofern sie ihnen die Gott gefällige Gesinnung, nach dem Evangelium Jesu, erklären, sie zu dieser Gesinnung ermuntern, und ihnen selbst Vorbild und Muster davon sind. Wie die Priester des alten Testaments beschäftigt waren, um das Opferthier in Absicht seiner Fleckenlosigkeit nach der Vorschrift zu wählen, zuzurichten und zu schlachten; so sind die Lehrer des Neuen Testaments beschäftigt, die Mitglieder der Kirche gleichsam zu reinen geistigen Opferthieren zu bereiten. Das Mittel dazu ist die Lehre des Evangeliums, die ihnen zeigt, welche Reinheit ein christliches Opfer haben soll, und die sie ihnen vorhalten, erklären, wichtig machen. Aber diese Reinheit müssen die einzelnen Christen, sie mögen Vorsteher oder Mitglieder der Gemeinde seyn, sich selbst geben, und die Handlung des Opferns muß von ihnen

selbst vollzogen werden. Für Andere sind die Lehrer nur Anweiser, Ermahner, Vorgänger.

Aber wenn wir nun diese bildlichen Ausdrücke in ihre Bedeutung auflösen, ist mit ihnen mehr und etwas anderes gesagt, als was gewöhnlich über die Bestimmung der kirchlichen Lehrer nur in Ausdrücken, die unserm Zeitalter verständlicher sind, gelehrt wird?

Unsere protestantischen Prediger sind nehmlich nicht Opferer, nicht Priester, als höchstens in einem ganz uneigentlichen Sinne, in wie fern sie nehmlich die Christen zu geistigen gottgefallenden Opfern erheben, oder sie das Sinnliche, Irdische und Böse im Menschen, dem Geistigen, dem Ewigen und der Pflicht aufopfern lehren und selbst das Beyspiel davon geben. Aber, dagegen sind sie, wie Jesus und seine Apostel, Verkündiger des Evangeliums, prophetische Eiferer für Sittlichkeit und Recht; Belehrer der Unwissenden, Bestrafer der Verkehrten, Tröster der Traurigen; sie vereinigen in sich das Amt der deutlichen Belehrung, der kräftigen Ermahnung, des himmlischen Trostes. Daher unterrichten sie die Unwissenden und Irrenden über Gott und seinen Willen, über ihre Bestimmung und ihre Pflicht; daher bringen sie der zur Andacht versammleten Gemeinde jene großen Wahrheiten in Erinnerung und fodern sie auf, ihrer Bestimmung würdig zu leben. Daher machen sie aufmerksam auf die heilige Stimme des Gewissens, als auf die Stimme der

Gottheit in uns; daher warnen sie vor der Allgegenwart Gottes, damit wir an keinem Orte, zu keiner Zeit, auch im Verborgenen nicht, sündigen; oder sie eröffnen uns die verborgene Quelle der Sünde, die in unserm Innern, aus unsern sinnlichen Begierden und Lüsten entspringt; und lehren uns der heiligen Pflicht die heimliche Lust zum Opfer zu bringen. Oder sie zeigen, wie der Unselige, der fortgerissen von dem Hange zur Sünde ihrer Macht unterlag, sich wieder ermanne, entwöhne, und der Gnade und des Beyfalls des Höchsten von neuem würdig und theilhaftig werde. Oder sie erinnern an einzelne Pflichten und fodern die Menschen auf, wie getrennt durch Himmelsstrich, durch Sitten und Meynungen sie seyn mögen, sich als Glieder einer Familie und als Kinder eines alle mit Wohlwollen umfassenden Vaters anzuerkennen; sich mit wechselseitiger Nachsicht und Liebe zu begegnen; und sich insbesondere die Pflichten des Hauses und des bürgerlichen Vereins heilig seyn zu lassen. Oder sie lehren die Menschen unter den Plagen des Lebens aufzublicken zum Himmel und sich zu beruhigen in dem Rathe des Ewigen; und sie weisen sie endlich hin auf eine andere zukünftige Welt, die die Traurigen trösten, die Unvollkommenen vollenden und alles auflösen wird in heilige Anbetung des Ewigen. Und dies alles bestätigen sie durch die Ausssprüche, durch das Leben, durch den Tod und die Geschichte des Heilandes. Und

die Erinnerung an dies alles halten sie immer in der Gemeinde der Christen lebendig, indem sie die kirchliche Andacht leiten, die Herzen durch Gebet und Gesang zu Gott erheben und das Andenken an Jesu Sinn und Tod durch die heilige Feyer seines Gedächtnisses beleben.

Dies, dies ist das ehrwürdige Geschäft der Geistlichen; aber nicht Opferer, nicht Priester sind sie, wenigstens nur in einem sehr bildlichen Sinne. Und dieses Amt, dieses einfache, heiligende, erfreuende und tröstende Amt, mit Gewissenhaftigkeit und Würde verwaltet, sollte uns nicht die wahre bleibende Achtung aller sichern, welche wissen, wie viel es werth ist, daß der Glaube und die Gesinnung des Christenthums unter uns erhalten und belebt werde?

Verzeichniß der Predigten.

I. Predigt.

Wird die Ordnung der Welt und die Fruchtbarkeit der Erde je aufhören? — Am Erndtefeste und bey dem Regierungswechsel des Stadtrathes 1811. — Ueber 1 Mos. 8, 20 — 22. Seite 1

II. Predigt.

Wodurch wird der Mensch gerecht vor Gott? — Am Reformationsfeste 1811. — Ueber Gal. 2, 16, 17. — 27

III. Predigt.

Die richtigere Erkenntniß erzeugt nicht immer die bessere Gesinnung und das richtigere Handeln. — Am zweyten Bußtage 1811. — Ueber Ephes. 4, 17 — 21 S. 53

IV. Predigt.

Ist die christliche Religion noch dieselbige, die sie im Anfange war? — Am ersten Weihnachtsfeiertage 1811. — Ueber Luk. 2, 1 — 14 — 74

V. Predigt.

Jesus, wie Er warnt. — Am Tage des Märtyrer Stephanus. — Ueber Matth. 23, 34 — 39 — 103

VI. Predigt.

Einige Regeln der Klugheit zu einem minder unglücklichen Leben. — Am Neujahrstage 1812. — Ueber Psalm 34, 12 — 15. — 125

VII. Predigt.

Warnung vor einer zu großen Empfindlichkeit. — Am ersten Bußtage 1812. — Ueber Epheſ. 4, 2. S. 147

VIII. Predigt.

Die wahre ächte Menſchenliebe und ihr höchſter Grad. — Am Charfreytage 1812. — Ueber Luk. 23, 33. 34. — 166

IX. Predigt.

Einige Grundſätze und Lebensregeln, welche aus der Gewißheit der Unſterblichkeit fließen. — Am erſten Oſterfeiertage 1812. — Ueber Mark. 16, 1 — 8. — 185

X. Predigt.

Ohne Glauben an Gott und Unſterblichkeit iſt es nicht möglich, ſich über manche Begebenheiten der Welt und des Lebens zu beruhigen. — Am zweyten Oſtertage 1812. — Ueber Luk. 24, 13 — 35. — 197

XI. Predigt.

Von dem Einflusse, welchen wir, wenn wir zu Gott zurückgekehrt sind, auf die Erde behalten. — Am Himmelfahrtstage 1812. — Ueber Mark. 16, 14 — 20. S. 224

XII. Predigt.

Die Scham und die Furchtsamkeit des Lasters, ein Beweis der Güte unserer Natur. — Am zweyten Pfingstfeiertage 1812. — Ueber Joh. 3, 16 — 21. — 245

XIII. Predigt.

Die jährliche Erndte eine frohe und lehrreiche Erinnerung an Gottes fortdauernde Weltregierung. — Am Erndtefeste und bey dem Regierungswechsel des Stadtrathes 1812. — Ueber Apost. Gesch. 14, 17. — 261

XIV. Predigt.

Das Unglück der Sünde, ein sehr zweydeutiges und trauriges Mittel der Besserung. — Am zweyten Bußtage 1812. — Ueber Luk. 15, 17 — 20. — 281

XXXV.

XV. Predigt.

Wie fromme Eltern den von der Vorwelt empfangenen Segen des Christenthums leicht auf ihre Kinder bringen. — Am ersten Weihnachtsfeiertage 1812. — Ueber Luk. 2, 1 — 14. S. 305

XVI. Predigt.

Daß der gerechteste Unwille über die Verkehrtheit der Menschen ihnen doch unser Mitleid und unser Bedauern nicht entziehen dürfe. — Am Stephanustage 1812. — Ueber Matth. 23, 34 — 39. — 322

XVII.

Rede zum Gedächtnisse des heiligen Bonifacius, des Apostels der Deutschen. — Am Tage der Einweihung seines Denkmals bey Altenberga, den 1. Septembey 1811. — — 341

XVIII.

Andacht am Denkmale des heiligen Bonifacius. — Bey der Feyer der hundertjährigen Dauer der Immanuelskirche bey Altenberga, — den 11. October 1812. — 369

XIX.

Rede bey der Einführung des Herrn Landschulen-Inspectors F. H. Gebhard, als Predigers an der Stiftskirche im Zucht- und Waisenhause zu Gotha. — Am Reformationsfeste 1812. S. 381

Erste Predigt.

Wird die Ordnung der Welt und die Fruchtbarkeit der Erde je aufhören?

Am Erndtefest und bey dem Regierungswechsel des Stadtrathes in Gotha 1811.

Ueber

1 Mos. 8, 20 — 22.

Die Gnade Gottes, unseres Erhalters, sey mit uns Allen, Amen.

Wenn wir einen nachdenkenden Blick auf die Erde und ihre Veränderungen, oder auf den Himmel und die Bewegung der Gestirne werfen; so bemerken wir, bey aller Mannichfaltigkeit der einzelnen Gegenstände, doch eine bewundernswürdige Gleichförmigkeit und Uebereinstimmung in ihren Veränderungen, die auf gewisse bestimmte Gesetze, denen sie folgen, schließen lassen. Schon ein alter Dichter *) sagt: die Sonne weiß ihren Aufgang und Niedergang; oder wie wir uns ausdrücken würden, sie kennt gleichsam ihren Platz, von dem sie nie weicht; die Gestirne, die sich um sie bewegen, kennen ihre Bahnen, aus denen sie nicht gleiten; der unserer Erde näher verwandte Mond

*) Psalm 104, 19. Ps. 74, 16.

hält mit großer Richtigkeit seinen Lauf; die Gestirne bewegen sich ohne Verwirrung; die Gesetze der Körperwelt, so mangelhaft auch unsere Kenntniß davon seyn mag, sind unabänderlich; und die Zahl der Welten mindert sich nie. Zwar können wir durch Hülfe besserer Werkzeuge neue bisher ungesehene Welten entdecken, und durch fortgesetzte Beobachtung ihre Entfernung, ihre Größe, ihren Lauf genauer berechnen, und vielleicht auf wahrscheinlichere Schlüsse von ihrer innern Beschaffenheit geleitet werden; aber an dem Himmel selbst und in den vorhandenen Körpern erfolgt, wie die Beobachtung seit dem Daseyn des menschlichen Geschlechts und wahrscheinliche Schlüsse lehren, keine Störung, keine Verminderung, keine Abweichung von der Regel.

Wie es mit allen Gestirnen zu seyn scheint; so ist es auch insbesondere mit dem Weltkörper, den die göttliche Vorsehung dem menschlichen Geschlechte zum Wohnplatze angewiesen hat, mit unserer Erde. Nie weicht sie aus der ihr vorgeschriebenen Bahn. Alles auf ihr ist bestimmten Gesetzen unterworfen; und die kleinen Veränderungen, welche bisweilen auf ihr und in ihrem Dunstkreise erfolgen, machen keinen Unterschied im Ganzen.

Diese Beständigkeit in der Bewegung der Erde und in den Veränderungen, welche daraus

für den Wechsel des Tages und der Nacht, oder des Jahres und seiner Zeiten entstehen, findet auch nicht minder in Absicht ihrer Fruchtbarkeit und ihrer Mittel zur Ernährung der lebendigen statt, an die uns die vollendete Erndte und die Feyer des heutigen Tages erinnert.

So wenig wir zu fürchten haben, weder aus Gründen der Wissenschaft der Natur, noch aus Gründen der Lehre von Gott, daß in dem großen obgleich unermeßlichen Weltgebäude je eine Unordnung und Verwirrung entstehe; eben so wenig haben wir, weder aus Gründen der Wissenschaft, noch der Religion zu fürchten, daß die Ordnung auf unserer Erde je gestört oder sie selbst aufhören, oder daß sie die Möglichkeit, die Lebenden zu ernähren, verlieren werde. Diese Hoffnung hegte auch die alte Welt; und sie leitete sie, nach jener berühmten Fluth, welche die Erde einst bedeckte zur Bestrafung des sündigen Menschengeschlechts, aus einer bestimmten Aeußerung Gottes selbst ab. Daher sagt auch Salomo in seinem Prediger: „Ein Geschlecht vergeht, das andere kommt; die Erde aber bleibet ewiglich.“ *)

Da wir, M. Fr., uns heute zum Dank gegen die Vorsehung für die abermalige Fruchtbarkeit eines Jahres versammlet haben; so hat mir der Gedanke: daß die Ordnung der Welt ungestört

*) Pred. 1, 4.

fortdauere, daß wir eine Unterbrechung oder eine Vernichtung zu fürchten keinen Grund haben, unsern Dank noch froher, unsere Anbetung noch innniger zu machen geschienen; und da diese Beständigkeit, mit der die Natur ihren Gesetzen folgt, und ihre Gaben für die Erhaltung der Lebendigen ohne Vergeltung beharrlich ausspendet, von einer sehr fruchtbaren Anwendung auf uns, die freyen Menschen, und auf unsere gesellschaftliche Vereinigung unter einander seyn kann; so habe ich ihn um so mehr zum Gegenstand unserer heurigen Andacht gewählt.

Text:

1 Mos. 8, 20 — 22.

20. Noah aber bauete dem Herrn einen Altar, und nahm von allerley reinem Vieh, und von allerley reinem Gevögel und opferte Brandopfer auf dem Altar.

21. Und der Herr roch den lieblichen Geruch und sprach in seinem Herzen: Ich will hinfort nicht mehr die Erde verfluchen um der Menschen willen; denn das Dichten des menschlichen Herzens ist böse von Jugend auf. Und ich will hinfort nicht mehr schlagen alles, was da lebet, wie ich gethan habe.

22. So lange die Erde stehet, soll nicht aufhören Saamen und Erndte, Frost und Hitze, Sommer und Winter, Tag und Nacht.

Diese Erzählung aus alter alter Zeit drückt Gedanken und Empfindungen aus, die zum Theil das Kindesalter der Welt und unvollkommnere Begriffe von Gott verrathen, als diejenigen sind, welche

uns die christliche Religion mittheilt; zum Theil aber auch solche, welche unsere Billigung und Nachahmung verdienen. Wenn Noah, gerührt über seine Rettung, dem Jehovah seinen Dank dadurch ausdrückt, daß er ihm auf einem Altare Thiere verbrennet; so ahmen wir zwar diese Art der Aeußerung des Danks nicht nach; aber die dankbare Empfindung selbst, wie müssen wir sie ehren und unserer Nachahmung werth finden! — Wenn die Hoffnung, daß Gott die Lebendigen nicht wieder vertilgen und daß Er die Erde nicht unbrauchbar machen werde zu ihrer Ernährung, wenn diese Hoffnung davon abgeleitet wird: daß Gott, gleichsam erquickt durch den süßen Geruch des Opfers, diese Versicherung selbst gegeben habe: so erkennen wir zwar mit Bedauern die unvollkommenen zu menschlichen Vorstellungen von Gott. Aber der Versicherung selbst: daß die Ordnung des Weltgebäudes nicht gestört, daß die Erde, so lange sie stehet, nicht unbrauchbar werden werde, die Lebendigen zu ernähren; dieser Versicherung geben wir unsern Beyfall, als einer Behauptung, die sich durch Gründe der Wissenschaft als Wahrheit bewährt; und wir theilen gern die Freude, glauben zu dürfen, daß die Erde nicht nur nicht untergehen, sondern daß auch ihre Fruchtbarkeit und ihre Fähigkeit, die Lebendigen zu ernähren, nicht aufhören werde.

Da dieser Gedanke: daß die Ordnung der Welt, und die Fruchtbarkeit der Erde nie aufhören werde, zu welchem die zurückgelegte Erndte einen neuen Beleg giebt, nicht nur in sich erfreulich, sondern auch von sehr umfassender Anwendung ist: so will ich denselben jetzt weiter unserm Nachdenken vorhalten, indem ich theils, so weit es dieser Ort und der Zweck meines Vortrags gestattet, an die Gründe, auf welchen er ruhet, erinnere, theils aber auch die Empfindungen und Entschließungen zu wecken suche, die er nach dem Zweck unserer heutigen Feyer in uns aufregen kann.

Wird, meine Freunde, die Ordnung der Welt je gestört; wird insbesondere die Erde, die wir bewohnen, je untergehen und vernichtet werden? oder haben wir dies zu fürchten keine Ursache? Und, wenn sie nicht untergeht, wird, so lange sie steht, wird sie immer geschickt bleiben, die Lebendigen, Thiere und Menschen, zu ernähren? wird, wie es in unserm Texte heißt, Saamen und Erndte, Sommer und Winter, Tag und Nacht nicht aufhören?

Ihr fühlet von selbst, daß dies eine Frage ist, die wir, ohne nähere Offenbarung, mit entschiedener Gewißheit nicht beantworten können, sondern nur mit Wahrscheinlichkeit, aber mit einer

Wahrscheinlichkeit, die insbesondere wir, die wir an Gott glauben, für Gewißheit nehmen können.

Aber welches sind die Gründe für diese Behauptung?

Dagegen möchte ich fragen: giebt es auch einen Grund für das Gegentheil, giebt es Gründe, welche die Störung der Ordnung, den Untergang, die Vernichtung eines Weltkörpers wahrscheinlich machen? Sahen, oder hörten wir je, daß eine Sonne, daß eine Welt, wie unsere Erde, unterging, daß die Allmacht sie vernichtete? So lange die Menschen den Himmel und den Lauf der Gestirne beobachteten, vermißten sie je eines der Beobachteten? oder wann sie es vermißten, waren sie berechtigt zu glauben, daß es vernichtet sey? daß es nie wiederkehren werde? Von neuen Welten, die das besser bewafnete Auge und die Sorgfalt der Beobachtung entdeckt, hört unser staunender Geist oft, besonders in einem Jahrzehend, das wir für merkwürdig halten durch etwas sehr Alltägliches in der menschlichen Welt, durch Kriege und durch Veränderungen kleiner gegen eine Welt unbedeutender Reiche; das aber weit merkwürdiger ist durch die Entdeckung neuer Welten, und durch die Erweiterung der Wissenschaft des Himmels, einer Wissenschaft, die unserem Verstande immer neue und neue Wunder vorhält! — Aber wenn hörten wir von zerstörten, von zu Grunde gegangenen

Gestirnen? Und verschwinden auch manche aus unserm Gesichtskreise, entziehen sie sich unsern Blicken, verschwinden sie darum aus der Welt? werden sie nicht, wie jene bewundernswürdige Wissenschaft berechnet, nach Jahrhunderten, nach Jahrtausenden unserer Beobachtung wieder erscheinen? wer wagt, nur mit einigem Grunde, ihren Untergang, ihre Vernichtung zu behaupten?

Aber wenn, so lange Menschen sind, so lange sie den Himmel beobachten, noch kein Fall, kein Beyspiel dieser Art da ist, mit welchem Rechte wollten wir dies von unserer Erde zu behaupten wagen? Aehnliche Fälle lassen auf ähnliche, nicht auf unähnliche, schließen. Wenn die Sonne heute zum Millionstenmale über unserm Haupte aufgieng; mit welchem Rechte dürfte ich behaupten, daß morgen kein Tag seyn werde? Wenn bis jetzt, so viel wir wissen, noch kein Weltkörper, kein Gestirn, keine Sonne, keine Erde, kein Mond vernichtet ward, können wir nicht mit Wahrscheinlichkeit, und mit einer Wahrscheinlichkeit, die uns für Gewißheit gilt, behaupten, daß auch unsere Erde von dieser allgemeinen Erfahrung keine Ausnahme machen, sondern daß sie, wie Salomo sagt, ewig bleiben werde?

So ist die Sache an sich, nach den Regeln der Wahrscheinlichkeit und nach der Wissenschaft der Natur betrachtet. Aber, fragen wir weiter,

wie erscheint sie uns, wenn wir sie im Lichte der Religion betrachten, und wenn wir jene Frage mit dem Glauben an Gott und seine Allmacht in Verbindung bringen? Ist auch Gott unmöglich, was uns so unwahrscheinlich scheint? Und wissen wir, was Er zu thun oder nicht zu thun beschlossen hat? Hieße, so bestimmt zu behaupten: daß eine Zertrümmerung der Erde nie erfolge, hieße dies nicht die Allmacht beschränken? Und sagt nicht die heilige Schrift *) selbst: daß dereinst die Erde durch Feuer werde zerstört werden?

Lasset uns, M. Fr., mit Ruhe überlegen, was diese Gedanken Wahres enthalten.

Wir, wir Christen, haben eine doppelte Quelle, nach welcher wir, was wir von Gott erwarten, was wir seiner würdig oder unwürdig halten, zu beurtheilen pflegen. Die eine ist die Wissenschaft der allen Menschen gemeinschaftlichen Religion, die wir die natürliche nennen, weil sie sich auf die Betrachtung der Natur gründet; und die zweyte ist die heilige Schrift. Dürfen wir nach jener oder nach dieser eine Vernichtung der Erde erwarten?

Zuerst nach der natürlichen Religion? Die Vorstellung von Gott, auf welche die Betrachtung der Welt unsern Verstand führt, ist: daß er der Urheber, der Erschaffer, der Erhalter,

*) 2 Petri 3, 10 ff.

der Regierer der Welt ist. Aber zeigt sie ihn auch als ihren Zerstörer, als den, der die Welten, die er schuf, wieder vernichtet? — O blicket, möchte ich Euch, die ihr so etwas fürchtet, zurufen, blicket in die Natur; überlasset euern Geist dem Eindrucke, den sie auf euch macht; erfüllet euch mit dem Gefühle ihrer Anmuth und Schönheit; und fraget dann euern Verstand und euer Herz, ob es wahrscheinlich, ob es denkbar sey, daß Er, der diese Welt erschuf, sie wieder vernichten werde? — Und, obgleich unser Urtheil, soll es nicht mit sich selbst im Widerspruche stehen, dem Schöpfer die Macht nicht absprechen kann, was er schuf, zu vernichten, und obgleich der Wille desjenigen, der in das Daseyn rief, auch in das Nichts zurück weisen kann: verhindern nicht andere Eigenschaften, die wir dem Schöpfer und Regierer der Welt nicht minder beylegen müssen, als die Macht; verhindern nicht seine Weisheit, sein Wohlwollen, seine Güte und seine Unveränderlichkeit, verhindern diese nicht zu glauben, daß er von jener Macht je Gebrauch mache? Denn vernichtete Er, was er erschuf; so geschähe dies, wenn wir nach menschlichen Begriffen darüber urtheilen, entweder in einem Zustande des Unmuths, des Zorns, der Leidenschaft, wie der aufgebrachte unzufriedene Künstler ein mühsam geschaffenes Werk zertrümmert; wie ein wahnsinniger Vater den eigenen Sohn, die eigene Toch-

ter mordet; oder es geschähe in dem Zustande ruhiger Ueberlegung. Aber das letzte zu glauben ist kein Grund vorhanden. Der menschliche Verstand und das menschliche Herz empört sich dagegen. Und der erste Fall wäre er nicht, nach den Begriffen, die wir von dem ewigen vollkommenen Geist uns zu bilden vermögen, wäre er nicht eine offenbare Lästerung?

So läßt uns also die natürliche, die durch unsere Betrachtung der Welt gebildete Religion an eine Vernichtung der Welt nicht glauben.

Aber vielleicht die christliche? vielleicht die heilige Schrift? Ich zweifele.

Es ist wahr, daß die heilige Schrift Altes und Neuen Testaments von manchen großen Umwandelungen der Erde, von geschehenen und künftigen, spricht; aber spricht sie je von ihrer Vernichtung? Wenn die heiligen Bücher des Neuen Testaments in manchen Stellen einen neuen Himmel und eine neue Erde hoffen lassen, oder wenn nach ihnen eine Zerstörung durch das Element des Feuers bevorstehen soll; so ist in jenen dunklern, bey der Erklärung manchen Schwierigkeiten unterworfenen Stellen, doch immer nur von einer Verwandlung und Umschaffung, beziehe sie sich auf die Gesinnung der Menschen, auf einen neuen Himmel und eine neue Erde, auf welcher Gerechtigkeit wohnt, oder auf die Beschaffenheit

der Natur, die Rede; aber nie, nie von einer Vernichtung.

Und wie es mit dem Neuen Testamente ist, eben so ist es mit den Schriften des Alten Testaments; so wie auch insbesondere mit jener merkwürdigen Begebenheit, auf welche sich die Worte unseres Textes beziehen.

Unsere Erde, — ob wir wohl den Anfang unseres jetzigen menschlichen Geschlechts anzugeben vermögen — mag manche große Veränderung im Innern und auf ihrer Oberfläche erlitten haben, von denen unsere Geschichte keine Meldung thut. Dies zu untersuchen, überlassen wir den Forschern der Natur. Aber eine Veränderung, von der hier die Rede seyn muß, scheint unsere Erde allerdings, insbesondere durch das Element des Wassers, durch eine allgemeine Ueberschwemmung, erlitten zu haben. Für eine solche Begebenheit spricht so manche Erscheinung sowohl im Innern als auf der Oberfläche; dafür spricht insbesondere die Beschaffenheit mancher Gebirge, die der Fleiß unserer Naturforscher untersucht hat; und es gehört in die besondere Wissenschaft, welche von diesen Erscheinungen handelt, die Spuren und die Beweise davon aufzusuchen, oder sie sich klar machen zu lassen.

Aber nicht blos die Beschaffenheit der Erde zeugt von einer solchen Bedeckung mit Wasser, son-

dern es sprechen dafür auch die Ueberlieferungen und die Sagen der Völker, die man unter ihnen auf mannichfaltige Art ausgebildet findet. Die Hebräer hatten, nach ihren heiligen Schriften, uns darüber folgende Erzählung aufbewahrt.

Als die Menschen, sagt das älteste Geschichtbuch, auf der Erde ausarteten, gereuete es Gott, sie erschaffen zu haben. Er beschloß, das ganze Geschlecht zu vertilgen durch eine Wasserfluth, die, weil sie der Sünden der Menschen wegen verhängt wurde, eine Sündfluth heißt. Nur ein Mann mit seiner Familie, Noah, fand Gnade in den Augen Gottes. Er befahl ihm, ein Schiff zu bauen und sich darin mit seinem Hause und so vielen Thieren zu retten, daß ihr Geschlecht nicht vertilgt würde. Die Fluth kam, sie überstieg die höchsten Gebirge. Alles, was im Wasser zu leben nicht vermochte, kam um. Endlich hörte die Fluth auf. Die Erde ward wieder trocken. Noah verließ sein Schiff.

Das Erste, was er that, war, daß er, gerührt über seine Rettung, dem Herrn einen Altar bauete, und auf diesem ein Opfer von Thieren darbrachte. Jehovah, so heißt es in der alten Erzählung, erfreuet durch den lieblichen Duft des Opfers, beschloß, die Erde nicht wieder zu verderben um der Menschen willen und gab die feyerliche Versicherung: So lange die Erde steht,

soll nicht aufhören Saamen und Erndte, Sommer und Winter, Tag und Nacht.

So erklären die alten Hebräer die Spuren jener großen durch das Wasser erfolgten Veränderungen auf der Erde; so erklären sie ihre jetzige beständige Dauer, die regelmäßige Abwechselung der Jahreszeiten und die gleichförmigen Erndten. Sie gründen sie auf eine Entschließung und eine Zusage Gottes selbst.

Aber so stimmt ja, auch nach dieser Erzählung, die heilige Schrift mit der Erfahrung und mit der natürlichen Religion zusammen; so bestätigt auch sie die durch die Wissenschaft begründete Hoffnung: daß die Erde nicht untergehen, daß die Ordnung der Welt sich nicht ändern, daß die regelmäßige tägliche und jährliche Bewegung der Erde Tag und Nacht, Sommer und Winter, Aussaat und Erndten stets herbeyführen, daß sie durch ihre Fruchtbarkeit die Lebendigen, die Thiere und Menschen, zu ernähren nicht aufhören werde. — Und so ist es gewesen von Anbeginn; von dieser Regel ist sie nicht gewichen bis auf den heutigen Tag; und so wird es bleiben, so lange sie steht; und daß sie stehe, daß sie, wie Salomo sagt, ewiglich bleibe, dafür bürgt uns das Gesetz der Ordnung, dem sie mit dem ganzen Himmel folgt; dafür bürgen uns die Eigenschaften Gottes und selbst die heilige Schrift.

Wozu, M. Fr., fordert diese Hoffnung, diese ununterbrochene Ordnung, diese stete Fruchtbarkeit der Erde uns auf? Welche Gedanken und welche Empfindungen macht sie in uns rege?

Die erste, die natürlichste Empfindung, die sich unser, die sich Jedes, der diese Gedanken mit Lebhaftigkeit denkt, bemächtigt, ist, dünkt mich, die Empfindung der Bewunderung, der Freude, des Danks. — Daß der Himmel mit seinen zahllosen Gestirnen, daß die Sonne mit den sie umkreisenden Welten, daß die Erde mit ihrem Monde, an so bestimmte Gesetze gebunden sind; daß für sie von diesen Gesetzen und aus ihren Bahnen zu weichen eine Unmöglichkeit ist, erweckt dieser Gedanke nicht die tiefste Bewunderung des Geistes, der diese Gesetze dachte, der die Weltkörper an sie band, der dadurch jeder Unordnung, jeder Verwirrung in dem weiten Gebiete der Welt vorzubeugen vermochte?

Mit dieser Bewunderung vereinigt sich zugleich ein frohes Gefühl der Sicherheit, das jede Furcht und jede Besorgniß aus unserm Gemüthe verscheucht.

Hat Gott die Welt an solche Gesetze gebunden, können die einzelnen Gestirne von dieser Ordnung nicht weichen; ist auch unser Wohnplatz, die Erde, einer dieser Weltkörper, die ihre Gesetze nicht übertreten können; so wird auch sie, bey der fortdauern-

den Ordnung des Weltgebäudes, nicht nur zu seyn nicht aufhören, sondern sie wird auch ihre Kinder, die Menschen, zu ernähren stets im Stande seyn; so darf uns in dieser Rücksicht keine Sorge ängstigen; so dürfen wir, wenn wir die Bedingungen der Fruchtbarkeit erfüllen, mit Zuversicht hoffen, daß Gott auch für unser Geschlecht Saamen und Erndte nicht aufhören lassen, daß er durch sie uns und alle Lebendige mit Speise und Trank erfreuen werde.

Und diese Erfahrung, die sich seit Jahrhunderten bewährt hat, und zu der der eingesammelte Segen dieses Jahres einen neuen frohen Beleg giebt, erfüllt sie uns nicht mit Dank und Freude über den Herrn der Natur, der seine Geschöpfe zu ernähren, der uns Menschen wohlzuthun nicht müde wird?

Aber außer diesen Empfindungen der Bewunderung, des Dankes und der Freude dringen sich uns noch zwey sehr ernsthafte Betrachtungen auf, die für den nachdenkenden, vernünftigen und freyen Menschen von großem Eindruck seyn können.

Wenn die Natur in ihren Wirkungen und in der Befolgung der ihr vorgeschriebenen Gesetze so gleichförmig, so unbeweglich ist; sollte es der Mensch in der Befolgung der Gesetze, die ihm vorgeschrieben sind, nicht auch seyn? sollte ihm, dem Vernünftigen, hierin die leblose Natur nicht

Bild und Muster seyn? Der Werth der Welt hängt einem großen Theile nach davon ab, daß die einzelnen Theile derselben gewissen nothwendigen Gesetzen unterworfen sind, die zu übertreten sie nicht im Stande sind. Gesetzt, daß die Gestirne aus ihren Bahnen wichen, wie bald würde die Verwirrung in dem Weltgebäude allgemein seyn; und mit wie viel Zuversicht würden wir in der Welt leben können, wenn wir diese Abweichungen stets fürchten müßten? — Aber beruht der Werth des Menschen nicht auch auf der Beständigkeit, mit welcher er den erkannten Gesetzen der Vernunft und den Vorschriften der Gottheit folgt? hängt davon nicht sein Werth in sich, und auch sein Werth für Andere und für die Gesellschaft ab, deren Mitglied er ist? Mit welcher Sicherheit würden wir neben einander leben, wenn jeder jene Gesetze zu übertreten sich erlaubte? Sollte die Natur, die verstandlose Natur, die ohne Bewußtseyn ihrer Ordnung folgt, nicht ein Muster für den freyen sich selbst entschließenden Menschen seyn?

Aber, fragen wir weiter, welches sind die Gesetze der Vernunft und der Gottheit, denen der freye Mensch mit Beständigkeit folgen soll? Es sind die bekannten Gesetze, von denen unsere Tugend, unser Werth und unser Frohseyn abhängt; es ist das Gesetz, daß der Mensch nicht gegen seine Einsicht oder unrecht handele; daß er sich nicht durch

Leidenschaften, die so leicht aus der Bahn gleiten, fortreißen lasse; daß er nicht ohne Ueberlegung handele, und daß er nur seiner Einsicht folge. Darin besteht des Menschen Werth, darauf beruht seine Würde.

Denket euch, M. Fr., wenn die Menschen in dieser Rücksicht so fest, so zuverlässig wären, wie die Natur! Wie? wenn von Jedem, was von einem alten heydnischen Weisen gerühmt wird, die Sonne eher von ihrer Bahn abgeleitet werden könnte, als Er von der Bahn des Rechts; wie? wenn dies von uns allen gelten könnte? Welch' eine Welt! Mit welcher Achtung fänden wir uns vor uns selbst erfüllt!

An diese Betrachtung, die sich uns bey der Beständigkeit der Natur und ihrer Fruchtbarkeit aufdringt, schließt sich eine andere, die, wenn jene unsern Begriffen von der menschlichen Tugend wohlthat, vorzüglich unserm Herzen und seinen Gefühlen angenehm seyn muß.

Die leblose Natur, die Sonne, der Mond, die Erde, und was auf ihr ist, die Bäume, die Pflanzen, die Elemente sind da, nicht für sich, sondern für Andere, und für diese, für die Lebendigen, sind sie stets wirksam. Die Sonne erwärmt und erleuchtet die Welten, die sich um sie bewegen, der Mond erhellt unsere Nächte; die Erde ist fruchtbar nicht für sich, sondern für die Lebendigen; sollte

es in der Welt freyer vernünftiger Wesen, sollte es in der menschlichen Welt nicht auch so seyn? Erhält dadurch, durch eine solche Gesinnung, durch unser Wohlwollen, durch unsere zuvorkommende Aufmerksamkeit und durch unsere thätige Hülfe das gesellschaftliche Leben nicht erst seinen größten Reitz? — Und wenn diese Gesinnung allgemein würde, wenn Jeder weniger für sich als für andere zu leben sich entschlösse; wenn er vorzüglich die ihn Umgebenden, seine Hausgenossen, seine Freunde zu erheitern und zu beglücken strebte; wenn er in dem Wirken für Andere und für das Ganze seine Bestimmung und seine Seligkeit fände, welch' eine Welt! — Neid und Gewalt, Haß und Betrug wären mit einem Male verbannt; und die menschliche Welt wäre, was sie seyn sollte, eine Verbindung, deren jedes Glied in dem Wohlseyn des Andern sein Wohl fände, und in welcher Alle durch diese Gesinnung im Innern und durch die Bemühung Anderer von außen glücklich wäre.

Diese Gedanken, ob sie sich gleich von selbst anwenden und vielleicht einem Theile nach, schon während des Vortrags, ihre Anwendung gefunden haben, verdienen doch noch mit einigen Worten auf uns näher bezogen zu werden; an einem Tage, an welchem wir uns nicht blos dankbarfroh an die Gaben der Natur erinnern, sondern an welchem wir uns insbesondere auch als eine eng

verbundene, durch eine gemeinschaftliche Obrigkeit regierte Gesellschaft, als einen Körper denken, dessen einzelne Glieder wir alle sind.

Aber wie kein Theil in der Natur, wie auch kein Glied des menschlichen Leibes für sich allein und getrennt von den andern da ist; wie das Auge nicht blos für sich sieht, und wie das Ohr für den ganzen Körper hört; so sollen auch wir Einzelnen in der menschlichen Gesellschaft dem Ganzen mit der Gabe dienen, die die Vorsehung uns verliehen hat.

Diesen Gedanken wollen wir übertragen auf unsere häuslichen Verhältnisse. Das Kind, ohne die Pflege der Mutter, ohne die Sorge des Vaters, wie bald wäre es ein Raub des Todes? Die Gattin, dienet sie nicht dem Manne durch die Besorgung des Hauses, und der Vater, lebet er nicht für die Genoßen des Hauses durch die Ernährung und Erhaltung des Ganzen? Und gedeiht dies alles nicht um so besser, jedes Haus ist es nicht um so glücklicher, je mehr jedes der Mitglieder seine Dienste mit Beharrlichkeit und mit Liebe leistet? — Diesen Gedanken wollen wir anwenden auf unsere nachbarlichen und bürgerlichen Verhältnisse, indem gewiß jede Stadt, jedes gemeine Wesen um so mehr blüht, je mehr jeder Einzelne dem Ganzen mit der Gabe zu dienen suchet, die die seinige ist. — Diesen Gedanken wollen wir insbesondere anwenden auf unsere

Obrigkeit, und an ihm ihren Werth und unsere Pflicht kennen lernen. Sie, unsere Obrigkeit, lebt für Andere, für Viele, für uns alle. Was sie über uns erhebt, was sie unserer Achtung und unserer Verehrung so werth macht, das ist eben dieser hohe, würdige Beruf, der in sich etwas Großes und Achtungswürdiges hat, mehr für Andere, als für sich zu leben. Aber nicht blos dieser Beruf selbst ist es, der sie uns so theuer macht, sondern was ihr, unserer Obrigkeit, unsere persönliche Achtung gewinnt, das ist Gesinnung, das ist, daß sie selbst diesen Beruf schätzt und daß sie, ihn mit Beharrlichkeit und Liebe zu erfüllen, den Wunsch und den Vorsatz hegt, und daß sie sich dazu von Gott, dem Herrn der Welt, selbst den Willen, die Kraft, die Beharrlichkeit erfleht. Ja, sie hat sich hier, an dem Orte unserer gemeinschaftlichen Anbetung, vor den Augen des Allwissenden versammlet, um Ihm, dem Herrn der Natur, der auch uns Menschen die Ordnung vorgeschrieben hat, für einander zu leben, ihre Vorsätze und ihre Entschließungen zu geloben, und sich in dem Gedanken zu befestigen: für uns, für die Ruhe, für das Wohl, für die Gerechtigkeit dieser Stadt zu wachen. Vereint mit ihr beten wir: Befestige sie, Allgütiger, in diesen Gedanken! Leite sie durch deinen Geist! Und wenn sie ihre Pflicht mit Gewissenhaftigkeit thut, so laß sie auch in dem Gelingen

eines so schönen Berufs ihre Belohnung und ihre Seligkeit finden! Und wie könnte sie ihnen fehlen, diese Belohnung, da sie in der Würde ihres Geschäfts und in dem Bewußtseyn seiner Erfüllung selbst liegt? Ja für Andere, für ihr Leben, für ihre Ruhe, für ihre Sicherheit, für ihren Wohlstand zu leben — das ist das Höchste und Verdienstlichste, und mit Erfolg gekrönt, das Belohnendste, was wir kennen; um so höher und um so verdienstlicher, um so beseligender, je Mehrere eine solche Sorge umfaßt. Und daher nähert sich auch der Beruf der Obrigkeit dem höchsten, verdienstlichsten und verehrtesten, den in der menschlichen Welt wir kennen, dem Berufe der Fürsten, die nicht blos für ihr Haus, nicht blos für eine einzelne Stadt, sondern für das ganze ihrer Regierung von der Vorsehung anvertrauete Vaterland leben. Und dieser Beruf der Fürsten nähert sich dem Verhältnisse und der Wirksamkeit Gottes selbst, der, keines Geschöpfes bedürftig, für Alle, für seine ganze Welt wirksam ist.

Möge dieser erhebende Gedanke uns allen, möge er insbesondere in dem beginnenden Jahre ihrer neuen Verwaltung unserer Obrigkeit vorschweben; möge sie an ihm die Würde ihres Berufes fühlen, und darauf stolz, dieses Berufs würdig handeln! Amen.

Gebet.

Herr, allmächtiger Gott, weiser Regierer der Welt!

Zu dir erhebt sich unser Herz dankbarfroh über die Gaben der Natur! Du hast auch in dem verflossenen Jahre die Ordnung deiner Welt und die Fruchtbarkeit der Erde fortdauern lassen; du hast unsere Felder und unser Getreide bewahrt; du hast uns erfüllet mit Speise und Freude. Dafür weihen wir Dir, Allgütiger, die frohen Gefühle unseres Herzens und vereinigen unsern Dank mit dem Lobe deiner Schöpfung.

Du hast, Allgütiger, auch in dem verflossenen Jahre, Ruhe und Sicherheit unserm Lande, du hast insbesondere dieser Stadt eine weise, wohlwollende und gerechte Obrigkeit erhalten. Dafür danken wir dir mit der Empfindung, die aus dem Gefühle des Werthes der öffentlichen Ruhe und Sicherheit entspringt. Leite sie ferner durch deinen Geist, laß sie die Würde ihres hohen Berufs, für Andere und für das Wohl dieser Stadt zu leben, tief empfinden; und gieb, daß sie in dem Gedanken an einen so hohen Beruf stets neue Ermunterung zur treuen Erfüllung ihrer Pflichten finde.

Dafür geloben wir Dir, du Höchster, wir, die wir ihr zu gehorchen die Pflicht haben, sie um so mehr zu ehren und zu lieben, je wichtiger und nützlicher ihr Geschäft und je heiliger uns dein Gebot und dein Wille: der Obrigkeit zu gehorchen, ist.

Deiner Beschützung, Allgütiger, empfehlen wir unter dem Gefühle der Freude und des Dankes, unseren theuersten Landesherrn, seine Gemahlin, unsere geliebte Herzogin, ihre Tochter, den theuren Bruder und die verehrte Mutter und das ganze Königliche und Herzogliche Haus zu Sachsen. Erhalte dieses ehrwürdige, unserm deutschen Vaterlande so theuere Geschlecht, und gieb, daß wir ferner, wie bisher, unter ihm ein stilles, friedliches und zufriedenes Leben führen mögen.

Nimm dich ferner, Allgütiger, unserer Stadt, ihrer Bewohner und unseres gemeinschaftlichen Vaterlandes an. Schenke uns allen den Sinn, nicht zu vergessen, daß wir Glieder eines Leibes sind, und daß Jeder dem Andern mit der Gabe dienen soll, die die seinige ist. Mache die Reichen, die du mit Gütern gesegnet hast, zum Wohlthun geneigt; befördere unter uns die Tugenden, die die Gaben der Natur wohl anwenden; und gieb, daß es dem Armen und Nothleidenden, der Witwe und dem Waisen nicht an Mitleid und Theilnahme fehle!

Dir, dem großen Regierer der Welt, Dir, der du uns zu segnen nicht müde wirst, sey Preiß und Anbetung jetzt und immerdar! Amen!

Zweyte Predigt.

Wodurch wird der Mensch gerecht vor Gott?

Am Reformationsfeste 1811.

Ueber

Gal. 2, 16 — 17.

Gott, der uns erleuchtet und heiliget, der die Kirche Jesu Christi bis auf den heutigen Tag unter uns erhalten hat, sey auch in dieser Stunde mit seinem Geiste unter uns wirksam, Amen!

Was so oft bemerkt und in Erinnerung gebracht wird, daß bey Streitigkeiten, über die sich die Entzweyten nicht vereinigen können, die Wahrheit gewöhnlich in der Mitte liege, und daß keiner der streitenden Theile ganz Unrecht, aber auch keiner allein Recht habe: das, M. Fr., gilt auch insbesondere von den Streitigkeiten, welche über die Religion, und vorzüglich in der christlichen Kirche über die verschiedene Ansicht mancher Glaubenslehren, mehr in der ehemahligen Zeit als gegenwärtig, geführt worden sind. Es gehört freylich Zeit dazu, ehe dies wahrgenommen und erkannt zu werden pflegt, und meistentheils geschieht dies mehr

von den Zuschauern und den später Lebenden, als von den Theilnehmenden am Streite und den Zeitgenossen. Die Gemüther der Widersprechenden sind während des Kampfes selbst nicht ruhig genug, um die Wahrheit genau und von allen Seiten zu prüfen. Eingenommen für ihre Ansicht der Sache und voll von den Gründen dafür, sind sie mehr bemüht, ihre Vorstellung geltend zu machen, als die Gründe des Gegners zu prüfen; und das oft um so mehr, je wichtiger und einflußreicher ihnen der Gegenstand des Streits erscheint. Und kommt vielleicht gar die Meynung hinzu: daß der Gegner die Wahrheit wohl einsehe, aber sie nicht anerkennen wolle, daß der Grund des Widerspruchs mehr in einem bösen Willen, als im Mangel richtiger Einsicht liege; dann, M. Fr., darf man sich nicht wundern, wenn die Erbitterung noch größer und eine förmliche Verdammung ausgesprochen wird. Leider ist an Beyspielen dieser Art nicht leicht eine Geschichte reicher als die Geschichte der christlichen Kirche; und selbst diejenigen Streitigkeiten, welche im sechzehnten Jahrhunderte bey der Entstehung und Ausbildung unserer evangelischen Kirche zwischen dieser und der ältern geführt wurden, machen zum Theil hievon keine Ausnahme.

Wie wir, M. Fr., jede Geschichte der ältern Zeit, wenn wir uns an sie erinnern, in unsere eigene Betrachtung ziehen und die handelnden Per-

sonen nicht ohne Beurtheilung vor uns vorüber gehen lassen; so ziemt es sich auch, jene kirchlichen Streitigkeiten, wenn wir an sie erinnert werden, unserer eigenen Beurtheilung zu unterwerfen, ihre Wichtigkeit oder Unwichtigkeit nach ihrem Einflusse auf unsere Heiligung und Beruhigung zu prüfen und jedem Theile das Recht wiederfahren zu lassen, das ihm gebührt.

Oft werden wir dabey die Bemerkung machen, daß die Streitenden, bey einer aufrichtigen Liebe für Wahrheit und einem frommen Sinn, doch Söhne der Zeit, wie wir alle, waren, deren Einsichten, Urtheile und Schreibart aus ihrer besondern Lage, aus ihrer Erziehung und Gewöhnung hervorgiengen; und dieser Umstand wird uns nicht wenig geneigt machen, sie auch da milder zu beurtheilen, wo wir ihre Meynung nicht theilen können.

Wenn ich uns heute, da wir das Fest unserer Kirchenverbesserung, eines Ereignisses, für das wir der Vorsehung nicht dankbar genug seyn können, begehen, an jene Zeit und an einige mit großer Lebhaftigkeit geführte Streitigkeiten, selbst nach Anleitung des uns vorgeschriebenen Textes, erinnern muß; so geschieht dies nicht, um jene Zwiste, welche wir richtiger zu beurtheilen wissen, zu erneuern, sondern theils weil ohne eine solche Erinnerung kaum von der Sache selbst, welche Ge-

genstand unseres Festes ist, die Rede seyn kann; theils um uns eben dadurch zu mildern Urtheilen zu leiten und so die wechselseitige Freundschaft und Achtung beyder Kirchen gegen einander zu befördern.

Text:

Gal. 2, 16 — 17.

„16. Doch, weil wir wissen, daß der Mensch durch des Gesetzes Werke nicht gerecht wird, sondern durch den Glauben an Jesum Christ; so glauben wir auch an Christum, auf daß wir gerecht werden durch den Glauben an Christum, und nicht durch des Gesetzes Werke: denn durch des Gesetzes Werke wird kein Fleisch gerecht.

17. Sollten wir aber, die da suchen durch Christum gerecht zu werden, auch noch selbst Sünder erfunden werden, so wäre Christus ein Sündendiener. Das sey ferne!"

Diese Worte des Apostels erinnern an einen wichtigen mit großer Lebhaftigkeit geführten Streit zwischen der neu entstandenen evangelischen Kirche im sechzehnten Jahrhunderte und zwischen der Kirche, von welcher die unsrige im Fortgange der Zeit sich loswand. Wenn die eine, die unsrige, behauptete, daß man nur durch den Glauben, nicht durch Werke, gerecht und selig werde; so schien bisweilen ihre Behauptung dem Eifer in guten Werken nachtheilig zu werden; und wenn die andere jene Behauptung bestritt; so verband sie mit

dem Ausdruck Werke nicht immer den richtigen Begriff, und erhob oft manche Arten derselben mehr als sie verdienen.

Die Zeit, welche über alles beruhigt und aufklärt, hat auch hierüber die richtigen Begriffe herbey geführt; und heutiges Tages sehen wir ein, wie die Wahrheit, und zwar die Wahrheit, welche auch der christlichen Tugend so förderlich ist, in der Mitte liegt.

Für uns, die wir in Sachen der Religion keines Menschen Knechte zu seyn begehren, sondern die wir alles der freyen gewissenhaften Prüfung unterwerfen zu dürfen glauben, für uns ziemt es sich, insbesondere auch diese Sache uns näher vor das Auge zu halten und zu urtheilen, von welcher Beschaffenheit sie ist. Eine solche ruhige unpartheyische Prüfung wird nicht nur beytragen, unsere Einsicht richtiger und für unsere Gesinnung wirksamer zu machen; sondern sie kann auch dazu helfen, uns, bey aller Ehrerbietung gegen die Verdienste unserer frommen Vorfahren, mit mildern Gesinnungen gegen die Kirche zu erfüllen, mit welcher sie oft in einem fast zu lebhaften Streite befangen waren. Um uns dazu in den Stand zu setzen, will ich die berühmte Frage: ob und auf welche Art, ob durch den Glauben allein, oder auch

durch Werke der Christ gerecht und selig werde? zum Gegenstande unseres Nachdenkens wählen. — Wenn ich zuerst durch Darstellung der Sache selbst uns werde in den Stand gesetzt haben, diese Frage selbst zu beurtheilen; dann werden wir nicht nur das richtige Mittel unserer Rechtfertigung erblicken; sondern es werden sich daran auch Folgerungen knüpfen lassen, welche, lehrreich in sich, der Gesinnung beyder Kirchen gegen einander vortheilhaft seyn können.

Die Beurtheilung der Frage: ob der Mensch gerecht werde durch den Glauben oder durch die Werke? wird dem natürlichen Verstande schon dadurch nicht wenig erleichtert und die Sache selbst verständlicher, wenn wir die dabey üblichen Worte mit andern, und insbesondere die Redensart: gerecht werden vor Gott, mit der vertauschen: Gott wohlgefällig werden. Unser eigenes Bewußtseyn sagt uns dann sogleich: daß dies nur geschehen könne durch unsere Gesinnung, durch ein reines Herz, und durch einen Wandel, der die Frucht des reinen Herzens ist. — In dieser Bemerkung haben wir, M. Fr., schon das Wort des Geheimnisses, den Schlüssel zur Auflösung der Frage selbst, die wir nun näher entwickeln wollen.

Da die Lehren des Christenthums auf die heilige Schrift gegründet und nach ihr entschieden

werden; so fragen wir zuerst: in welchem Sinne nimmt jener Apostel, dessen Aeußerungen zu jener Frage die Veranlassung gaben, die Worte: Glaube, Werke, rechtfertigen, gerecht werden? und wie löset er jene Frage?

Unter Werken, und unter Werken des Gesetzes, durch die, nach seinem Urtheile, kein Mensch vor Gott gerecht wird, versteht Paulus nichts anders, als die Werke des Mosaischen Gesetzes; die Opfer, die Enthaltung von manchen Speisen, gewisse Reinigungen des Körpers, die Ruhe am Sabbath, und überhaupt alle jene Handlungen, welche das mosaische Gesetz ausführlich und bestimmt genug dem israelitischen Volke vorschreibt, und welche theils in den mosaischen Schriften enthalten sind, theils vermehrt durch eine mündliche Ueberlieferung gelehrt wurden. — Seitdem das Christenthum erschienen sey, lehrt Er, sey die unvollkommnere mosaische Religion aufgehoben; sie sey nur der Zuchtmeister eines rohern Volks bis auf den Heiland der Welt, bis auf die Erscheinung Jesu gewesen; sie habe auch die Juden nie entsündigen können, und daher hätten die Opfer für die Sünden stets wiederholt werden müssen. Jetzt werde die Welt Gott wohlgefällig durch die Annahme der christlichen Religion und durch den Glauben an Jesum, dessen einziges Opfer nicht nur die

Strafen der bisher begangenen Sünden wegnehme; sondern dessen Lehre auch die Menschen von der Sünde selbst entwöhne und heilige.

In diesen Grundsätzen stimmten mit diesem Gelehrtesten der Apostel die übrigen, Jakobus Petrus und Johannes, überein; und diese Grundsätze verbreitete Er insbesondere außerhalb Palästina, in Griechenland und Asien, unter Juden und Heiden.

In Jerusalem, der Hauptstadt des jüdischen Landes, dem Orte des Tempels, dem Mittelpuncte des jüdischen Gottesdienstes beobachten auch die Apostel, obgleich mit dem Apostel Paulus in jenen Grundsätzen einig, aus Nachgeben gegen die jüdischen Christen, welche, bey dem Glauben an Jesum, doch dem mosaischen Dienste nicht entsagen konnten, noch die Gebräuche des jüdischen Gesetzes, für deren Unterlassung vorzüglich Paulus eiferte. — Petrus, gewöhnlich in Jerusalem sich aufhaltend, war in eine nichtjüdische Stadt, nach Antiochien in Syrien, wo auch Paulus sich aufhielt, gekommen; hier hielte er sich zu den Christen aus den Heiden, aß mit ihnen und vernachlässigte die jüdischen Gebräuche. Bald kamen einige Juden-Christen aus Jerusalem nach Antiochien; und nun entzog sich Petrus seinen vorigen Freunden, *) und

*) Gal. 2, 11 ff.

beobachtete mit den Neuangekommenen wieder die mosaischen Gebräuche. Wie Petrus auch diese Bequemung nach den Menschen und ihre Denkart mag gerechtfertigt haben; — selbst Paulus erlaubte sich späterhin in Jerusalem eine ähnliche, um dem Vorwurfe zu begegnen, als hebe er das mosaische Gesetz auf. *) — Wie auch Petrus sein Verfahren gerechtfertigt haben mag; Paulus mißbilligte es sehr, und behauptete gegen ihn: daß dadurch die Meynung wieder begünstigt werde, als werde man durch Beobachtung des mosaischen Gesetzes vor Gott gerecht; da doch jetzt der Glaube an das Evangelium hiezu das einzige Mittel sey. Dies ist besonders der Gedanke, den er in den Worten unseres Textes so stark ausspricht. Und es ist daraus klar: daß er unter den Werken, durch welche kein Mensch gerecht werde, die Werke und überhaupt die Beobachtung des mosaischen Gesetzes versteht. Aber eben so klar ist nun auch, was er unter dem Glauben dachte, nehmlich, das, was in die Stelle des mosaischen Gesetzes getreten war, die Lehre des Evangeliums, welche man annehme, wenn man glaubte, daß Christus und seine Lehre das Mittel sey, wodurch Gott die Menschen entsündige und selig mache, und welche daher schlechthin der Glaube im Gegensatz der mosaischen Religion hieß. Des Apostels

*) Apostelgesch. 21, 20 ff.

Sinn ist also: nicht durch das mosaische Gesetz und dessen Beobachtung, sondern durch die christliche Religion und deren Befolgung werden die Menschen gerecht vor Gott.

Aber was sagt bey ihnen die Redensart: gerecht werden? Nichts anders, als Gott wohlgefällig, schuldlos, straffrey, der göttlichen Gnade werth werden. Ein Gerechter ist ohne Schuld; wer ohne Schuld ist, ist nicht strafbar; er ist der Gnade Gottes und seines Beyfalls werth. Und dies, dies erlangen wir nicht durch das mosaische Gesetz, sondern durch die christliche Religion.

Wenn dies die einfache verständliche Lehrart des Apostels ist, so fragen wir nunmehr: welches ist die Lehrart der römischen und der evangelischen Kirche? worin stimmen beyde überein? worin weichen sie von einander ab?

Bey beyden hat der Ausdruck, gerecht werden, einerley Sinn, und denselbigen, den er bey dem Apostel hat. Er heißt: ohne Schuld, folglich nicht strafbar, nicht verdammungswürdig, sondern unschuldig, der Gnade Gottes und was davon die Folge seyn mag, der Seligkeit nicht unwerth seyn.

Der Glaube bedeutet zwar auch in beyden Kirchen die Lehre Jesu und deren Annahme und Befolgung; aber in der Lehre von der Rechtfertigung beschränken sie den Umfang dieses Worts und begreifen darunter besonders das Vertrauen auf den Tod Jesu und sein Verdienst; worin, nach meinem Urtheile, beyde Kirchen, so sehr sie unter sich übereinstimmen, von der Lehrart des Apostels abweichen.

Aber desto größer ist ihre Verschiedenheit, wenn von den Werken, und ihrem Einfluß auf unsere Begnadigung, und von demjenigen die Rede ist, was dadurch verstanden werden soll.

Daß man nicht durch die Werke des mosaischen Gesetzes gerecht und selig werde, darin stimmen beyde Kirchen mit dem Apostel zusammen; aber sie wendeten nun dies, was der Apostel von den Werken des mosaischen Gesetzes gesagt hatte, auf die Werke der Christen, von denen der Apostel nicht redet, an, und verstanden darunter die sogenannten guten Werke der Christen; sowohl diejenigen, welche aus einer guten Gesinnung fließen, und sonst die christlichen Tugenden heißen, als auch und insbesondere diejenigen, welche mehr äußerliche, Zucht und Erbarkeit befördernde, aber auch bisweilen ausartende, Einrichtungen der

Kirche sind. Hier ist der Gegenstand des Streites folgender:

Unter guten Werken versteht die römische Kirche nicht blos die Tugenden des Christen, die aus einem reinen Herzen fließen; sondern auch die guten äußern Werke der Kirche, die sie im Fortgange der Zeit eingeführt hatte, die Fasten, die Mönchsgelübde, und dergl. — Und jenen Tugenden sowohl als diesen äußerlichen Werken legt sie einen großen Werth und einen Einfluß auf die Rechtfertigung, oder auf die Erklärung Gottes bey, daß der Mensch gerecht, schuldlos und straffrey sey.

Dem Stifter unserer Kirche sind die Werke, durch welche der Mensch nicht gerecht werde, nicht blos jene äußerlichen Handlungen der Kirche, sondern auch die gute Gesinnung des Menschen selbst und seine wirklichen Tugenden, die aus jener Gesinnung entspringen; und er spricht diesen allen Einfluß auf die Begnadigung ab.

Hieraus gehen in Absicht des Einflusses der Werke auf die Rechtfertigung sehr verschiedene Lehrarten hervor. Auf der einen Seite: der Mensch wird gerecht durch den Glauben an das Verdienst Jesu, aber nicht durch diesen Glauben allein, sondern auch durch die Tugenden der Heiligen und die

Beobachtung der Werke der Kirche; und auf der andern Seite die Lehrart: der Mensch wird gerecht durch den Glauben an das Verdienst Jesu und dessen Zueignung allein; die Werke, weder die äußerlichen Werke der Kirche, noch die Tugenden des Herzens haben darauf einen Einfluß. Sie sind zu unvollkommen, zu mangelhaft, als daß Gott auf sie einige Rücksicht nehmen könne.

Unterwerfen wir beyde Lehrarten unserer freyen unbefangenen Beurtheilung nach der heiligen Schrift und unserm Gewissen: so werden wir darüber so zu urtheilen haben.

Der Mensch wird gerecht, nicht durch Beobachtung des mosaischen Gesetzes, sondern durch den Glauben, wenn unter dem Glauben die Lehre Jesu, der Glaube an Jesum überhaupt zu verstehen ist.

Der Mensch wird gerecht nicht durch Werke, wenn darunter blos die äußerlichen Handlungen der Kirche gedacht werden, die man verrichten kann auch ohne gute Gesinnung; aber der Mensch wird allerdings gerecht durch die Werke, wenn darunter die tugendhafte Gesinnung und ihre Früchte, die guten Handlungen der Gerechtigkeit und der Liebe, gedacht werden.

Ueberhaupt aber werden wir Gott wohlgefällig, nicht durch die Befolgung des mosaischen Gesetzes, sondern durch die Befolgung der Lehre Jesu, welche den Glauben und die guten Werke in sich schließt.

Wenn dies die richtige Darstellung der Sache, so wohl nach der heiligen Schrift, als nach der Geschichte ist; so erhellet sogleich: daß auch hier, wie gewöhnlich, die Wahrheit keinem Theile ganz und allein eigen ist, und daß kein Theil weder ganz Recht noch ganz Unrecht hat. Aber es ist auch leicht zu erklären, worin der Grund des Widerspruchs liegt, und wie jeder Theil dazu veranlaßt wurde.

In Absicht unserer Einsichten und Urtheile hängen wir größtentheils von der Zeit oder von äußern Umständen ab. So auch der Stifter unserer Kirche. In einer Schule erzogen, welche dem Menschen alle Fähigkeit, das Gute zu wollen, absprach, und ihn so verderbt hielt, daß er keine gute Handlung wollen oder verrichten könne; sahe er die Vergebung der Sünden und die Seligkeit, welche eine Folge der Rechtfertigung ist, als ein Geschenk der erbarmenden Gnade des Höchsten an, die Er nicht der armseligen menschlichen Tugend, sondern blos dem Verdienste des Heilandes ge-

währe; und daher sey nur der Glaube, oder die Ergreifung des Verdienstes Jesu das Mittel, selig zu werden. Durch seine armseligen Werke verdiene der Mensch nichts.

Aber um den Nachtheil, den eine solche Herabsetzung der Tugend bringen dürfte, gleichsam wieder gut zu machen, lehrte er, daß die Werke nicht fehlen dürften, weil sie die Bedingung der Seligkeit, so wie die nothwendige Frucht des Glaubens sind. — Das Gegentheil zu lehren, daß man ohne eine gute Gesinnung, und ohne die Handlungsweise, welche die Folge davon ist, Gott gefallen und selig werden könne, sahen er und seine Gehülfen als eine gefährliche Lehrart an; daher auch die guten Werke stets in unserer Kirche, zwar nicht als die verdienende Ursache der Seligkeit, aber doch als die nothwendige Frucht des Glaubens und als eine Bedingung, ohne deren Erfüllung man die Seligkeit nicht erlangen könne, angesehen werden. Daher singen wir in einem vortrefflichen Liede: Was hilft es mir, ein Christ zu seyn, wenn ich nicht christlich lebe u. s. w.

Aber so gern wir gestehen wollen, daß der Stifter unserer Kirche aus zu übertriebenen Vorstellungen von dem Verderben der menschlichen Natur und ihrer Unfähigkeit zum Guten, auch der

Gesinnung und den Tugenden die Kraft, uns Gott gefällig zu machen, absprach; so können wir auf der andern Seite nicht leugnen, daß in der andern Kirche auf die sogenannten guten Werke, insofern sie nicht die eigentlichen Tugenden sind, nicht selten ein zu großer Werth gelegt wurde, zum Nachtheil der eigentlichen guten Gesinnung. Aber wer mag sich wundern, wenn in einer Kirche, welche, bey einer strengen Zucht, auf die äußern Handlungen des Gottesdienstes und auf manche damit verwandte Einrichtungen, auf Fasten, Gelübde, Wallfahrten, Gebete einen sehr großen Werth legt, wenn in dieser Kirche von Manchen ihrer Mitglieder zuweilen dieser Werth übertrieben und sie als Mittel, bey Gott Gnade und die Seligkeit zu erlangen, angesehen worden sind.

Auch ihre Urtheile sind die Wirkung einer frühen Gewöhnung, und des Unterrichts, den sie von Jugend auf empfiengen. In dieser Rücksicht hängen wir alle ab von äußern Lagen und Umständen, von unserer Erziehung, von den Urtheilen, die wir von Jugend auf hörten, von dem Standpunct, von welchem aus man die Gegenstände beurtheilte. Wir sind in dieser Rücksicht Söhne der Zeit und der Umstände. Und diese Ueberlegung muß uns milder gegen einander machen, zumahl, da wir nicht verkennen können: daß beyde

Theile, daß wir alle ein Ziel verfolgen, und daß nur die Mittel, die wir wählen, einigermaßen verschieden sind.

Wir alle wünschen vor Gott gerecht und selig zu werden. Beyde Theile betrachten die Seligkeit als ein Geschenk der freyen Gnade Gottes. Beyde Theile sehen das Evangelium und dessen Annahme, den Glauben, und dessen Befolgung, die gute Gesinnungen und die guten Handlungen, als das Mittel, oder als die Bedingung an, durch dessen Gebrauch oder durch deren Erfüllung sie jener Gnade und der Seligkeit nicht unwürdig erklärt werden. — Beyde Lehrarten werden auch ihren Zweck erreichen, wenn die eine nur die Lehre von den guten Werken, wie auch jetzt in unserer Kirche geschieht, fleißig treibt; und sich zu lehren hütet: daß man auch ohne gute Werke selig werden könne; und wenn die andere nur nicht vergißt, zu bemerken: daß die äußern Gebräuche der Kirche und manche freywillig übernommene Handlungen in sich keinen Werth und kein Verdienst bey Gott haben, wenn sie nicht mit der guten Gesinnung verbunden sind.

Ich stelle mir vor, M. Fr., um ein Wort der nähern Anwendung für uns zu sagen, daß auch unter uns diese doppelte Denkart Statt finden kann,

die Denkart derer, welche durch ihren Glauben und die Aneignung des Verdienstes Jesu begnadigt und selig zu werden hoffen; und die Denkart derer, welche auf die Beschaffenheit ihres Herzens, auf ihre Tugenden und auf ihren guten Wandel einen Werth legen und dadurch vorzüglich Gott gefällig und selig zu werden gedenken. Für beyde habe ich einen Rath und eine Warnung.

Wir, die wir glauben durch Christum und sein Verdienst gerecht und selig zu werden; wir wollen uns zu hüten suchen, daß nicht der Glaube einen nachtheiligen Einfluß auf unsere Werke habe; wir wollen untersuchen: ob wir nicht vielleicht bisweilen aus dem geheimen Gedanken, den wir freylich bey uns nicht werden laut werden lassen, aus dem geheimen Gedanken: daß das Verdienst Jesu uns zu Statten komme, uns eine vermeynte kleinere Sünde verzeihen? und ob wir überhaupt so streng gegen uns selbst sind, als wir seyn sollten? wir wollen uns insbesondere prüfen: ob wir nicht vielleicht unsere ernstliche Besserung aus dem Grunde aussetzen, weil wir doch noch hoffen, durch den Glauben, durch das Verdienst Jesu selig zu werden.

Sollte dies unser Fall seyn, dann träfe uns das Urtheil des Apostels in unserm Texte: daß uns

unser Glaube nicht nur nichts hilft, sondern daß wir auch das Verdienst Jesu und den Glauben mißbrauchen, indem wir ihn zu einem Diener, zu einem Beförderer der Sünde machen; zu einem Mittler, durch den beharrliche Sünder Gott gefällig und selig zu werden hoffen. Dies ist ein Irrthum, der unter uns nicht mehr gehört werden sollte, dies ist ein Irrthum, der nicht nur die heilige Schrift, sondern auch die ersten Lehrer unserer Kirche, und, was das Wichtigste ist, der selbst unser eigenes Bewußtseyn gegen sich hat.

Er hat die heilige Schrift gegen sich. Oder ist nach ihr die Gnade Gottes und die Seligkeit an einen andern als einen guten Wandel geknüpft? an etwas anderes, als an den beharrlichen bis an das Ende fortdauernden Eifer in guten Werken? — Aber jener Irrthum hat auch die ersten Lehrer unserer Kirche gegen sich, die, bey aller Verherrlichung des Verdienstes Jesu, bey aller Demuth in Absicht des Werthes der eigenen Werke, doch durchaus verlangen, daß der Glaube an Jesum ein thätiger und lebendiger, oder, welches einerley ist, in der Gerechtigkeit und Liebe, oder in guten Handlungen jeder Art sich fruchtbar erweisender Glaube seyn solle.

Am stärksten aber spricht dafür unser eigenes Gewissen. Wer, M. Fr., könnte, wenn er

ehrlich gegen sich selbst seyn und vor Gott sich die Wahrheit sagen will, wer könnte von sich erhalten, in allem Ernste zu glauben: daß er Gott gefalle und vor ihm gerecht sey, auch wenn er in der Ungerechtigkeit und Lieblosigkeit, oder in geheimen Sünden beharrt? — Müßte er nicht seine eigene vernünftige Natur verleugnen? müßte er nicht seinem laut zeugenden Gewissen widersprechen? müßte er nicht alle Begriffe von Gott, dem Heiligen, verkehren? Aber so lange es wahr bleibt, daß unsere vernünftige Natur uns vernünftig und menschlich zu handeln gebietet; so lange unser eigenes Gefühl uns antreibt, zu thun, was recht ist und zu unterlassen, was unrecht ist; so lange es wahr bleibt, daß Gott, ein reiner heiliger Geist, nur Gefallen am Rechtthun und an der Liebe hat, daß Sünde und Gottlosigkeit ihm ein Greuel ist: so lange wird es auch wahr bleiben, daß man, bey allem Glauben, ohne eine ähnliche, ohne eine gute Gesinnung ihm nicht gefallen und selig werden könne.

Aber gewiß sind auch unter uns solche, welche auf ihre gute Gesinnung und auf ihre Werke einigen Werth setzen und dadurch Gott nicht zu mißfallen glauben. Für Euch, M. Fr., habe ich eine doppelte Warnung.

Hütet Euch, daß ihr Euch nicht eine falsche Tugend, die Gott nicht gefällt, und eine bessere Gesinnung beylegt, als ihr wirklich besitzet.

Nicht alle gut scheinenden Handlungen verdienen den ehrwürdigen Nahmen der tugendhaften. Wie oft sind unsere sogenannten guten Handlungen nur Wirkungen der Furcht, der Eitelkeit, einer geheimen versteckten Absicht, oder einer gedankenlosen Gewohnheit, an welchen das Herz wenig Theil hat. Und auf solche Handlungen wollten wir unsere Gerechtigkeit bey Gott und die Hoffnung der Seligkeit gründen? Dies gilt insbesondere auch von unsern Uebungen der Andacht, von den Handlungen des äußerlichen Gottesdienstes. Wie oft verwechseln wir selbst die äußern Gebräuche der Kirche, die Handlungen der Andacht, vielleicht selbst erwählte Gottesdienste, für Beweise wahrer Frömmigkeit; und hoffen dadurch gut zu machen, worüber uns unser Gewissen beunruhigt. — Solchen unter uns möchte ich zurufen, was Christus seinen Jüngern sagt: Es sey denn eure Gerechtigkeit besser als der Schriftgelehrten und Pharisäer, sonst könnt ihr nicht in das Himmelreich kommen. — Oder es möchte auf Euch anzuwenden seyn, was einst Jesaias den Israeliten im Nahmen Gottes sagt: Was soll mir die Menge eurer Feste, eurer Neumonden, eurer Opfer!

Bessert euch, reiniget euch, thut euer böses Wesen von meinen Augen; helfet den Unterdrückten, schaffet Recht den Witwen und Waisen, und dann kommt und lasset uns mit einander rechten.

Doch der Irrthum, der auf eine falsch angewendete Andacht und Gottesdienstlichkeit einen zu großen Werth setzt, ist in unsern Tagen, dünkt mich, viel seltener, als ein anderer Wahn, der, wenn mich die Beobachtung nicht trügt, unter uns nur zu häufig angetroffen wird, und das ist der Wahn: daß wir zu leicht zufrieden mit einer sehr mangelhaften und mittelmäßigen Tugend sie für hinreichend halten, um darauf die Gerechtigkeit vor Gott und die Hoffnung der Seligkeit zu gründen.

Die Menschen unserer Tage, scheint es, sind viel selbstgefälliger, kühner, übermüthiger geworden; die Bescheidenheit unserer Väter ist eine seltne Tugend, besonders unter unserer jungen Welt; und jene Selbstzufriedenheit zeigt sich auch in unsern religiösen Begriffen und in dem Urtheile über uns selbst und über unsere Tugend. Bey dieser allgemein verbreiteteten Denkart wie leicht ist es da, daß wir uns mehr zutrauen, als wir besitzen? daß wir uns für besser halten, als wir sind? daß wir wohl fragen möchten mit jenem von sich eingenommenen Jünglinge im Evangelio: Was fehlt mir noch?

Was uns noch fehlt? O urtheilt nur einigermaßen, was dazu gehört, um vor Gott gerecht erfunden zu werden? vergleichet dann damit euer Herz, euern Stand, eure Pflicht? und ihr werdet leicht einsehen, wie viel euch noch fehlt!

Welche Aufrichtigkeit und Reinheit in dem, was wir wollen, in unsern Absichten, Wünschen, Planen! welche Aufmerksamkeit auf unser Herz, welche Beharrlichkeit in der Erfüllung unserer Pflicht? welche Mannichfaltigkeit der Tugenden nach den verschiedenen Verhältnissen, in welchen wir stehen, des Hauses, der Freundschaft, des Amtes! — Und nicht genug, daß wir thun, was wir sollen; dürfen wir auch unterlassen, was unsere Pflicht ist? — Und mit einer so mangelhaften Tugend wollten wir uns gerecht halten vor Gott, dem Allwissenden, der unser Herz kennt; auf eine solche Tugend wollten wir die Hoffnung und die Berechtigung zur Seligkeit gründen?

Wie viel würdiger, dem Menschen angemessener und Gott gefälliger ist dagegen der demüthige und bescheidene Sinn, der, wenn er sich auch nicht für ganz verderbt hält, doch die Mangelhaftigkeit seiner Tugend und seine Verschuldung anerkennt; der mehr aufmerksam auf das, was ihm mangelt, als auf das, was er besitzt, bescheiden nach meh-

rerem strebt; und der auch bey dem Bewußtseyn eines redlichen Herzens und bey der steten Aufmerksamkeit auf sich selbst sich auch die versteckten Fehler seines Herzens nicht verbirgt, und der, im Gefühl seiner Abhängigkeit von Gott, seinem Schöpfer und Herrn, doch nur die Seligkeit, wie sie es auch ist, als ein unverdientes Geschenk der göttlichen Huld und Gnade annimmt.

Dies, M. Fr., ist ein Sinn, der uns ziemt; dies ist der Sinn, nach dem die Bessern streben; zu diesem Sinne wolle uns Gott selbst helfen durch seinen Geist. Amen!

Dritte Predigt.

Die richtigere Erkenntniß erzeugt nicht immer die bessere Gesinnung und das richtigere Handeln.

Am zweyten Bußtage 1811.

Ueber

Ephes. 4, 17 — 21.

V.

Es ist nichts ungewöhnliches, daß wir unser Zeitalter für erleuchteter und aufgeklärter halten, als die ehemahligen Geschlechter. Auch liegt die Sache, wenn von Reife und Umfang der Wissenschaft und von Verbreitung nützlicher Kenntnisse die Rede ist, am Tage, und hat einen sehr natürlichen Grund. Die an dem heutigen Tage erworbenen Kenntnisse sind für den morgenden nicht verlohren; das vorige Jahr, das verflossene Jahrhundert überliefert die seinigen dem folgenden; und wenn unsere Enkel nicht in Unthätigkeit und Schlafsucht versinken; so werden auch sie einst uns an Wissenschaft und Kenntniß übertreffen, und ihr Zeitalter wird für kenntnißreicher gelten, als das unsrige. Die menschliche Wissenschaft ist ein gemeinsames Erbgut unseres Geschlechts, das sich fast leichter vermehren als vermindern läßt.

Aber so einig die Urtheile über diese Sache zu seyn pflegen; so getheilt erscheinen sie, wenn

die Frage aufgeworfen wird: ob unser erleuchteteres Zeitalter auch das bessere und das tugendhaftere sey. Wenn diejenigen, welche ihr Jahrhundert vertheidigen, für das bejahende Urtheil stimmen, und zum Beweise die äußern verfeinerten Sitten, die mehrere Artigkeit im geselligen Umgange, die Geneigtheit zum Wohlthun und ähnliche allerdings erfreuende Seiten unseres Zeitalters anführen; so unterlassen die Gegner nicht, dagegen zu bemerken: daß, ohne eben jene Eigenschaften zu verachten, darin weniger das Wesen der Tugend, als ihr Schein bestehe, daß jene Eigenschaften einem großen Theile nach, besonders wenn von gemeinnütziger Wohlthätigkeit die Rede ist, auch unsern Vorfahren keinesweges fremd waren, und daß bey ihnen damit noch mehr Biederkeit, Häuslichkeit und wahre Gottesfurcht, die der festeste Grund und der sicherste Schutz der tugendhaften Gesinnung ist, verbunden war. Und wenn die Freunde unserer Zeit noch zu ihrem Vortheile anführen: daß die mehrere und richtigere Kenntniß auch die richtigere Gesinnung und das richtigere Handeln zur natürlichen Folge haben müsse; so bestreiten die Tadler diese Folgerung, und behaupten, daß von mehrerer und richtigerer Erkenntniß noch keinesweges auf die mehrere Tugend und auf die bessere Gesinnung geschlossen werden könne, und daß die Menschen nicht immer so handeln, wie man von ihrer Kenntniß erwarten sollte.

Und diesem letztern Urtheile werden wir, bey näherer Prüfung, ohnstreitig beytreten müssen, indem die richtigere Erkenntniß die bessere Gesinnung zwar erzeugen kann, aber nicht immer wirklich erzeugt. Wie der Mächtigere und Reichere nicht immer der Beglückendere und Wohlthuendere ist, ob er es gleich könnte; so ist auch der Kenntnißreiche und Gelehrte nicht immer, ob er es gleich konnte, der Bessere und Würdigere; und wie wir unter den Inhabern der Macht, und unter den Besitzern des Reichthums oft Gewaltthätige und Geitzige finden; so treffen wir auch unter den kenntnißreichsten und aufgeklärtesten Menschen nicht selten die sittenlosesten und verächtlichsten; die um so schuldiger und strafbarer sind, je mehr ihnen ihre Kenntnisse ein besseres Verhalten erleichterten.

Dieser letzte Gedanke, der gewiß die aufmerksamere Beherzigung unseres Zeitalters, besonders derer, welche Kenntnisse besitzen oder lieben, verdient, hat mir nach dem Zwecke des heutigen Tages, der auf die Vermehrung der Tugend unter erleuchteten Christen gerichtet ist, und nach dem Inhalte des uns zur Betrachtung vorgeschriebenen Abschnittes der heiligen Schrift, welcher etwas Aehnliches von den Christen in dem Zeitalter der Apostel behauptet, ein würdiger Gegenstand unserer Andacht geschienen.

Text:

Ephes. 4, 17 — 21.

„So sage ich nun und zeuge in dem Herrn, daß ihr nicht mehr wandelt, wie die andern Heiden wandeln in der Eitelkeit ihres Sinnes, welcher Verstand verfinstert ist, und sind entfremdet von dem Leben, das aus Gott ist, durch die Unwissenheit, so in ihnen ist, durch die Blindheit ihres Herzens; welche ruchlos sind und ergeben sich der Unzucht, und treiben allerley Unreinigkeit, sammt dem Geitz. Ihr aber habt Christum nicht also gelernet; so ihr anders von ihm gehöret habt, und in ihm gelehret seyd, wie in Jesu ein rechtschaffenes Wesen ist.“

Die Christen der damahligen Zeit hielten sich in Absicht der Religion unstreitig für erleuchteter und einsichtsvoller, als die Juden, von denen sie ausgegangen waren, oder die Heiden, welche noch in der Abgötterey lebten. Und, wenn von würdigen Begriffen von Gott, und von einer reinen Sittenlehre die Rede ist, wer wollte den unterrichteten Bekennern der christlichen Religion diesen Vorzug absprechen? Aber die ersten Christen müssen, jenes Vorzugs der richtigern Erkenntniß ungeachtet, doch nicht immer die bessern, gesittetern, reinern und tugendhaftern Menschen gewesen seyn, wie aus den Worten unseres Textes erhellet, indem der Apostel sie ausdrücklich darauf aufmerksam macht, daß ihre richtigere Erkenntniß auch die bessern Sitten erzeugen müsse, und daß

durch diese sich vor den Heiden auszuzeichnen ihre Pflicht sey.

Leider! machen auch wir diese Erfahrung: daß die richtigere Erkenntniß nicht immer die bessere Gesinnung und das richtigere Handeln erzeuge; und daß man nicht immer von einem aufgeklärten Verstand auf ein gutes Herz und auf einen unbefleckten Wandel schließen könne. Indem ich diesen Gedanken zum Gegenstand unseres nähern Nachdenkens mache, werde ich theils die Wahrheit der Sache, nebst ihren Ursachen darstellen, theils uns zur Anwendung dieser Bemerkung auf uns, nach der Absicht des heutigen Tages, auffodern.

Erster Theil.

Daß die aufgeklärtern und kenntnißreichern Menschen nicht immer die bessern und vortrefflichern sind; daß die Sitten und das Betragen Vieler ihrem Verstande und ihren Einsichten oft sehr wenig entsprechen; daß diejenigen, welche für die fähigsten und unterrichtetsten gelten, oft die ausschweifendsten und bösesten sind — wer unter uns wäre so neu in der Welt, um diese Erfahrung nicht mit Beyspielen belegen zu können? „Es ist unbegreiflich, es ist zu bedauern, daß ein Mann von dem

Verstande, von der Einsicht, der recht gut weiß, was sich ziemt, was recht oder unrecht ist, so unüberlegt, so ungerecht, so sittenlos handeln kann" — schon dieses Urtheil, das so oft gefällt wird, reicht allein zu, das Daseyn jener Erscheinung zu beweisen.

Ich rede nicht von denen, welche vielleicht, reich an Kenntnissen mancher Art, doch ununterrichtet in der Sittenlehre sind; sondern ich schließe selbst solche in das Urtheil ein, welche von ihren Pflichten, von den Wahrheiten der Religion und von dem, was geschehen oder nicht geschehen darf, eine richtige Kenntniß besitzen. Denn nicht selten machen wir die Bemerkung: daß Fehler an andern getadelt werden, welche die Tadelnden an sich selbst dulden. Oft treffen wir auf Personen, welche von einer Tugend vortrefflich zu sprechen, ihre Schönheit, ihren Werth, ihre Pflichtmäßigkeit andern zu erklären, und sie selbst zu empfehlen wissen; und welche doch von der Ausübung derselben, wenigstens gewöhnlich, auf das weiteste entfernt sind. Und so giebt es wieder andere, welche vor einem Laster zu warnen, sein Unrecht, seine Schande und Strafbarkeit darzustellen sehr beredt sind; und welche einem solchen Laster doch selbst ergeben sind.

Und wenn auch nicht immer die äußersten Gegensätze — das richtigste Wissen und das un-

richtigste Handeln — in einer Person vereinigt sind; so ist doch die Erfahrung sehr gemein: daß unser Verhalten nicht unsern Einsichten, daß unsere Sitten nicht unsern Kenntnissen entsprechen.

Aber woher diese Erscheinung? Wie läßt sie sich erklären? Es ist sehr lehrreich, den Ursachen davon nachzuspüren, weil darin zugleich die Art liegt, wie man sich von dieser Verkehrtheit entwöhnt.

Der Grund, warum unsere Sitten nicht immer unsern Kenntnissen entsprechen, kann überhaupt darin liegen: daß zwischen Erkennen und Thun, zwischen Wissen und Wollen, zwischen Begreifen und Handeln ein sehr großer Unterschied ist. Das Erkennen, das Begreifen, das Wissen ist eine Sache des Verstandes; aber das Wollen, die Entschließung, das Handeln, das Thun ist ein Erzeugniß des Willens. Jenes kann dieses hervorbringen; aber es ist nicht nothwendig. Die menschliche Freyheit tritt gleichsam dazwischen, und der Mensch entschließt sich zu etwas anderm, als sein Erkenntniß verlangt.

Der Satz z. B.: du sollst nicht stehlen; du sollst den andern nicht gewaltthätig behandeln, ist dem Verstande leicht begreiflich zu machen; es ist nicht schwer, jeden dahin zu bringen, daß er gegen die Wahrheit des Satzes, und gegen die Verbindlichkeit der Pflicht nichts einwendet. Aber die Ent-

schließung: ich will nicht stehlen; ich will den Andern nicht gewaltthätig behandeln, ungeachtet der Reitzung dazu — diese Entschließung ist etwas ganz anderes, als die Erkenntniß der Pflicht. Und so bey allen Tugenden. Der begriffene Satz: ich soll wohlwollend seyn, ich soll die Unschuld nicht verführen, ist etwas ganz anderes, als der Vorsatz: ich will wohlthätig seyn; ich will nicht verführen. Das letzte, die Entschließung, ist offenbar mehr, als das erste, die Erkenntniß. Die Erkenntniß ist ein Mittel zur Entschließung, aber die Entschließung ist der Zweck, der durch jenes Mittel erreicht werden soll. So lernt der Mahler, der Bildhauer, der Arzt, seine Kunst, seine Wissenschaft, nicht blos, damit er sie kenne, sondern damit er sie übe. So lernen wir unsere Pflichten, nicht blos, damit sie uns nicht unbekannt seyn, sondern damit wir sie üben. Und wenn zwischen andern Wissenschaften und der religiösen Sittenlehre der Unterschied ist, daß dem Künstler und dem Gelehrten frey steht, ob er von seiner Geschicklichkeit Gebrauch machen will; so ist der Mensch verbunden, seine Pflicht zu üben, und nicht dagegen zu handeln.

Damit man also eine erkannte Vorschrift übe, dazu gehört, außer der Kenntniß, noch mehr, nehmlich der Vorsatz, der öfter wiederholte Vorsatz, sie zu üben, und die Vorsicht, nicht von

jenem Vorsatz, auch bey einem versuchenden Reitze, zu weichen. Dazu gehört Uebung und Gewöhnung. Diese ist, was das Wissen mit dem Handeln verbindet. Aber wie viele mögen seyn, welche, ungeachtet sie die Gebote und die Gesetze des Handelns kennen, sich doch nie ernstlich vorgesetzt haben, darnach zu handeln, welche das Wissen von dem Handeln trennen; welche schon gut genug zu seyn glauben, wenn sie sich nur durch Einsicht über andere erheben. Sie glauben tugendhaft zu seyn, weil sie die Vorschriften der Tugend begriffen haben. Und sie begehen täglich Fehler gegen die Regeln der Tugendwissenschaft, weil sie sich in der Ausübung nicht üben; so wie der Künstler die Regeln der Kunst verletzen wird, wenn er sich nicht sorgfältig und anhaltend übt.

Das erste also, was geschehen muß, wenn unsere Kenntniß der Religion wirkliche Religiosität, unsere Kenntniß der Sittenlehre wirkliche Tugend werden soll, ist: daß man die Wissenschaft nur als ein Mittel zur wirklichen Tugend betrachte, und daß man sich in dieser übe. Wer dieses unterläßt, bleibt bey aller Wissenschaft ungebessert; wie das Kind, dem man die Regeln des Handelns vorsagt, aber nie sie zu befolgen anhält.

Aber auch selbst bey solchen, welche wohl den Wunsch haben, so zu seyn, wie sie erkennen, daß sie seyn sollten, und welche selbst dafür bis-

weilen bemüht sind, treten doch manche Ursachen ein, welche, warum ihre Handlungsweise ihren Einsichten nicht entspricht, erklären. Und dahin gehört theils ein gewisser Leichtsinn, der bald vergißt und zu leicht den äußern Eindrücken folgt; theils jene Leidenschaftlichkeit, welche die Theile unseres Lebens so ungleich und uns selbst gleichsam uns selbst unähnlich macht.

Ich rede zuerst von dem Leichtsinne.

Es giebt eine Gattung von Menschen — ihre Zahl ist nicht klein — welche rechtlich, gutmüthig, gefällig, angenehm, durchaus nicht von böser Denkart sind. Nicht ohne Kenntnisse und Brauchbarkeit, und der Ungerechtigkeit feind, sind sie in Stunden der Ruhe und Ueberlegung liebenswürdig und ohne Tadel. Aber dabey haben sie einen leichten fröhlichen Sinn, der bald vergißt, was er dachte, der schnell von einem Gegenstande zum andern eilt, der die Gesellschaft, das sinnliche Vergnügen und den Genuß liebt. Im Kreise Gleichgestimmter, in der Stunde der Lust folgen sie dann leicht jedem Reitze, jedem Eindrucke, und finden sich hingerissen zu Handlungen, die eben so viele Vergehungen gegen das Gewissen, oder, welches einerley ist, gegen die Ehre, gegen ihre Gesundheit, gegen ihre Freunde und Verwandte sind, zu Handlungen, die sie, zu sich selbst gekommen, in der Stunde der ruhigen Ueberlegung,

ernstlich bereuen. Aber sind jene Augenblicke des Ernstes vorüber, treten die Versuchungen aufs neue ein, so wiederholen sie, nicht gewohnt, überlegten Grundsätzen mit Festigkeit zu folgen, so wiederholen sie morgen, was sie heute eben so leicht bereuten, als sie es gestern genossen.

Bisweilen ändert die Erfahrung, die mit Schaden und Nachtheil verknüpfte, häufig das reifere, oft erst das spätere Alter, bey manchen auch ein ernster Entschluß diese Art zu handeln. Aber im Ganzen werden wir daran erkennen, daß der Leichtsinn eine der Ursachen ist, welche veranlassen, daß der Mensch nicht immer so handelt, wie von seiner Einsicht und seiner sonstigen Denkart zu erwarten war.

Eine andere nicht minder wirksame Ursache, warum wir oft ganz anders handeln, als unsere Einsicht mit sich bringt, ist jene Leidenschaftlichkeit, welche die ruhige Ueberlegung hemmt, und uns in einzelnen Augenblicken unrecht handeln läßt auf eine Art, die wir hinterher selbst verdammen und vergeblich bereuen.

Ohne uns auf die Art einzulassen, wie der Mensch in einen solchen Zustand versetzt wird; und ohne bey einem solchen Zustande den Einfluß äußerer

Ursachen, die nicht immer von unserer Freyheit abhangen, zu verkennen, erinnere ich nur an die Sache selbst, und daran, wie wenig wir dann unserer sonst vernünftigen Einsicht gemäß handeln. Es ist unglaublich, zu welchen Thorheiten und Vergehungen uns diese heftigen Begierden oder Verabscheuungen verleiten, z. B. der Haß, der aus älterm uns wiederfahrenen Unrecht entspringt, und der oft Jahre lang in der Seele genährt wird; der Zorn, der durch ein vermeintes oder wirkliches Unrecht der Gegenwart aufgereizt wird; der Neid, welcher die wirklich oder geglaubt unverdienten Vorzüge Anderer nicht ertragen kann; die Eifersucht, welche sich ungerecht zurück gesetzt fühlt; die Schaam, welche die Achtung der Mitmenschen durch eigene oder fremde Schuld verlohren zu haben glaubt; der Geitz, welcher der Mittel zum Leben nie genug haben kann und der keinen Weg, so verboten er seyn mag, sie zu vermehren oder zu bewahren verachtet; es ist unglaublich, zu welchen, mit unsern sonstigen Einsichten in Widerspruch stehenden Vergehungen uns diese und ähnliche Leidenschaften verleiden; wie oft sie uns in die bitterste Reue stürzen. Nicht fehlt es uns an Kenntniß unserer Pflicht; sondern diese Kenntnisse sind durch die Heftigkeit der Begierde oder Verabscheuung verdunkelt; sie haben ihren Einfluß auf den von der Begierde beherrschten Willen ver-

lohren; wir leiden unter ihrer Gewalt so, daß wir ganz anders handeln, als wir wohl wissen, daß wir handeln sollten. Daher auch der Zustand der Seele, wenn sie von einer Leidenschaft beherrscht wird, mit Recht als ein Leidender, oder als ein solcher betrachtet wird, in welchem die vernünftige Seele nicht thätig seyn kann, sondern sich nur leidend verhält, und in welchem nur die heftige Begierde herrscht und handelt.

Gewiß also liegt in diesen Leidenschaften, deren Gewalt immer stärker wird, je öfter wir uns ihnen überlassen, ein vorzüglicher Grund, warum wir anders handeln, als wir wissen, daß wir handeln sollten, und als von unserer Einsicht und von unserer sonstigen Denkart erwartet werden kann.

Außer diesen giebt es noch eine Ursache, welche manche unterrichtete Menschen anders, als man von ihrer sonstigen Einsicht erwarten sollte, handeln läßt; und das ist der Unglaube an die Verbindlichkeit dessen, was das Gewissen oder die Religion gebietet; oder die eigentlich frey gewählte Unsittlichkeit, die wir wohl vorsetzliche Bosheit zu nennen pflegen, milder und richtiger, Mangel der Gewissenhaftigkeit, aus der Meynung, daß man die Ge-

wissenhaftigkeit Anderer wohl benutzen, aber sich selbst davon entbinden könne.

Es giebt nehmlich noch eine Gattung von Menschen — ihre Zahl ist hoffentlich nicht groß — welche wir eben nicht zu den Leichtsinnigen, auch nicht zu denen, welche im leidenschaftlichen Zustande unrecht handeln, rechnen können; auch nicht zu den Unwissenden, welche mit den Wahrheiten und Foderungen der Religion unbekannt sind, indem sie sich äußerlich zu der christlichen Kirche halten und um so eifriger in der Beobachtung der Gebräuche sind, je mehr die Klugheit ihnen gebietet, ihre Denkart zu verbergen, und zu verhüten, daß sie nicht für das erkannt werden, was sie sind. Sondern welche mit kalter Ueberlegung, und wohl wissend, was sie thun, also nicht leichtsinnig, nicht im Zustande der Leidenschaft oder der Unwissenheit, gegen das handeln, was sie als Pflicht kennen, und wozu sie Gefühl, Gewissen und Religion auffordert.

Es ist allerdings schwer, Menschen zu begreifen, welche mit ihrer eigenen menschlichen Natur so im Kampfe und Widerspruche sind; aber ihre Denkart liegt doch in der täglichen Erfahrung vor Augen, und ist ungefähr folgende: Weil das Gewissen und die Religion sie oft in dem hindern und

ihnen verbieten würde, was sie zu thun, oder zu genießen, oder durchzusetzen wünschen; so urtheilen sie: es sey Thorheit, dem zu folgen, was man als das Recht erkenne, was das Gewissen und die Religion gebieten; nur Schwache, die nicht stark genug sind, um den gewöhnlichen Begriffen des Rechts zu entsagen, und die Regungen des Gewissens, diese Reste einer ängstlichen Erziehung, zu bekämpfen; nur solche Schwache sind es, die ihrer Einsicht und dem Gewissen folgen; aber der Einsichtsvollere, der Stärkere, der Vorurtheilsfreye erhebt sich über eine so kleinliche Furcht, und benutzt sie bey andern dazu, um seine Zwecke um so sicherer zu erreichen. — Und nun, wenn sie so ihre eigene Natur bekämpft haben, erlauben sie sich, um ihre Lust, ihre Habsucht, ihren Geitz zu befriedigen, jedes Mittel, auch was ein anderer verabscheut. Bald erlauben sie sich List, Betrug, Verstellung, so lange die Furcht und die Besorgniß solche Mittel nöthig macht; bald, wo nichts zu fürchten ist, sind sie gewaltthätig und gestatten sich jede Mißhandlung der armen unschuldigen Menschen.

Nicht dürfen wir wähnen, als gienge ihnen, die so handeln, die Kenntniß dessen, was recht und unrecht ist, und der Sittenlehre ab; nicht, als wären sie roh und ungebildet, sie, die sich vielmehr

mit Klugheit in jede Lage nach ihrer Absicht zu werfen wissen; nicht, als hörten sie nicht die widerstrebende Stimme des Gewissens in ihrem Innern; sondern sie verhärten sich dagegen und suchen einen gewissen unnatürlichen, leichtsinnigen oder erzwungenen Stolz darin, nicht nach dem zu handeln, was andern heilig ist, und halten sich dann für so größere Geister und für so stärkere Seelen.

Zweifelt nicht, M. Fr., daß es Menschen dieser Denkart giebt; obgleich ihre Zahl nicht groß seyn kann, weil sie mit ihrer eigenen Natur im Kampfe und Widerstreite sind; weil ihre eigene Natur sie doch immer gleichsam zerrt und zupft und nicht in Ruhe läßt; daher auch viele nicht immer und nicht bis an das Ende so handeln; indem doch bisweilen und endlich die Güte der menschlichen Natur sie überwältigt, und sie dann nicht selten noch, aus Furcht vor dem Gewissen, das sie sonst verlachten, in dem Schooße der Kirche, als Uebergläubige und unter ängstlichen Gebeten sterben. Aber auch an ihrer frühern Besserung darf man indeß nicht ganz verzweifeln, weil das Gewissen und die Wahrheit auch Rechte haben, die nicht auf immer und ganz verschmäht werden können.

Zweyter Theil.

Ich habe uns, M. Fr., wie ich denke, einen reichen Stoff zum Nachdenken, zur Prüfung und zur Anwendung vorgehalten.

Indem ich sage zum Nachdenken, so möchte ich uns dadurch veranlassen, zu untersuchen, ob es nicht wahr ist, daß die richtigere Kenntniß, die größere Wissenschaft der Religion und der Sittenlehre, nicht immer die reinern Sitten, den unschuldigern Wandel, die größere Frömmigkeit erzeuge? ob es nicht wahr ist: daß die Aufgeklärteren und Kenntnißreichern oft die Ausschweifendsten, die Leidenschaftlichsten und Bösesten sind? ob es nicht wahr ist, daß auch unter uns Christen, ob wir gleich die Lehre ihres Meisters, die Lehre der vollkommenen menschlichen Tugend gelernt haben, doch noch genug angetroffen werden, welche den Lastern ergeben sind, die der Apostel an seinen Zeitgenossen tadelt? obgleich wir, die wir uns der ersten Religion in der Welt und der vernünftigsten Gottesverehrung rühmen, auch in Absicht unseres Wandels die tadellosesten seyn sollten; und als Christen, wie Christus, unser Herr, uns durch reinere Tugenden und unschuldigere Sitten, auszeichnen sollen?

Eine solche Betrachtung, die, im stillen Nachdenken verfolgt, nicht ohne Wirkung auf unser Gemüth bleiben kann, möge die erste Frucht unserer heutigen Andacht seyn.

Aber dann wünsche ich weiter, daß wir, nach einer solchen allgemeinern Untersuchung, auch einen nähern betrachtenden Blick auf uns selbst, auf unser Herz und auf unser Leben werfen mögten.

Sollten auch wir, wie nicht zu zweifeln ist, bemerken, daß wir bisweilen anders handeln, als wir nach unserer Einsicht sollten; sollten wir uns bewußt seyn, daß wir oft darüber bittere Reue empfunden haben; wie dies fast in keines Menschen Leben fehlen kann: so wollen wir untersuchen: ob Leichtsinn, Flüchtigkeit, ein der sinnlichen Verführung leicht nachgebender Sinn; oder ob heftige, stürmische Begierden oder Verabscheuungen, und ein öfterer leidenschaftlicher Zustand die Ursache davon ist.

Hierbey denke ich zunächst an Euch, Meine jugendlichen Freunde, die ihr, leichten, fröhlichen, zum Genusse gestimmten Sinnes, so leicht dem Reitze der Lust und der Verführung der Gesellschaft unterliegt; die ihr dann oft thut, was euch nach dem Genusse gereut, und was fortgesetzt eure

Ehre, euer Gut, eure Gesundheit, eure Brauchbarkeit für die Welt zerstört, und deren Stunden der Ruhe und des Nachdenkens oft nur ein Vorwurf für die Stunden des Genusses seyn können. Wollet ihr nicht, M. Fr., an einem Tage, wie der heutige, euch zum Nachdenken und zu andern Entschließungen leiten lassen?

Ein leichter Sinn, ein fröhliches zum Genusse gestimmtes Herz ist ein dankenswerthes Geschenk der Vorsehung. Sie erleichtern die Beschwerden des Lebens, sie vervielfältigen und verschönern den Genuß, sie machen uns Andern angenehm und lassen uns weniger traurig seyn. Aber wenn wir uns durch sie verleiten lassen, uns gedankenlos in jedes Vergnügen zu stürzen, und dem Hange dafür unsere Einsicht, unsere Tugend und unsre Vorzüge aufzuopfern; dann mißbrauchen wir jene schöne Gabe des Himmels; dann haben wir Ursach, zu ernstern Betrachtungen und zu mehrerer Bedachtsamkeit zurück zu kehren. Ihr brauchet deswegen nicht jeder Lust, jedem Umgange, jeder erheiternden Zerstreuung zu entsagen. Brauchet die Welt, doch so, daß ihr sie nicht mißbrauchet. Genießet der Freude, doch so, daß der Genuß nicht gereue, daß die Freude sich nicht in Weinen verkehre; daß ihr dabey nicht euer Gewissen verletzet, und eure bessere Einsicht verleugnet. Ihr zählet es gewiß

unter eure Vorzüge, daß ihr Christen seyd, daß ihr eine Religion habt, die euch über die alte heidnische und jüdische Welt erhebt; aber vergesset auch nicht, daß ihr würdig wandeln sollet dieser vortrefflichen Lehre, und daß ihre erste Tugend die Tugend der besonnenen Mäßigung ist.

Von Euch wende ich mich zu denen unter uns, welche sich auch bisweilen, vielleicht mit der schmerzlichsten Reue, bewußt werden, gegen ihre richtigere Einsicht gehandelt und Vorschriften übertreten zu haben, welche sie als heilig und verbindend anerkennen zu müssen gar nicht leugnen, aber nicht aus Leichtsinn, sondern aus einer andern Ursache, weil sie sich oft in einem leidenschaftlichen Zustande befinden.

Die Leidenschaften des Hasses und der Liebe, der Eifersucht und des Zorns, des Geitzes und Neides, wie oft verleiten uns diese schnell erregten Begierden und Verabscheuungen zu Uebereilungen, die wir mit Schaam, aber vergeblich, bereuen, die unser ganzes Leben verbittern.

Ich will gern zugeben, daß auch manche äußere Umstände, an denen wir wenig Schuld sind, zu ihrer Erregung und Verstärkung beytragen; ich will am wenigsten leugnen, daß es schwer, sehr schwer

ist, den Aufwallungen Mancher unter allen Umständen zu widerstehen. Aber ist etwas, was unsern Verstand verblendet, was uns die Besonnenheit raubt, was uns selbst unkenntlich und unsern Grundsätzen untreu macht, ist etwas, was uns oft zu den scheuslichsten Unthaten, oder zu den niederträchtigsten Handlungen verleitet; so sind es leidenschaftliche Zustände dieser Art.

Ich kann, M. Fr., nur unsere Aufmerksamkeit auf diese Quelle der Sünde an dem heutigen Tage richten wollen; sie zu verstopfen und die Leidenschaft zu bemeistern zu suchen, das bleibt unsere eigene Sache, und die Mittel dazu sind uns nicht unbekannt. Aber doch kann ich nicht unterlassen, einer Art dieser leidenschaftlichen Zustände und ihrer Wirkung zu gedenken, und denen, die ihnen bisweilen unterliegen, ein Wort der Ermahnung zu sagen. Ich meyne damit Euch, M. Fr., die ihr so oft den häuslichen Frieden durch solche Aufwallungen der Leidenschaft stört; die ihr dadurch die Ehe, die euch das Leben erleichtern und erheitern sollte, zur Quaal und zur Hölle macht. Ihr werdet selbst fühlen, wie sehr ihr Ursache habt, auf diese Quelle eures Elendes aufmerksam zu seyn und sie zu verstopfen. Verbittert Euch doch, möchte ich euch zurufen, euer Leben nicht also! Ihr seyd es euch selbst, ihr seyd es euern Kindern, ihr seyd

es euerm eigenen Gewissen und eurer Seligkeit schuldig. — Als ihr den Bund der Ehe schlosset, da gelobtet ihr ja nicht: euch einander zu mißhandeln und zu quälen; sondern euer Gemahl zu ehren und zu lieben! Eure Kinder sollt ihr ja auferziehen in der Zucht und Vermahnung zum Herrn, aber nicht unter bösen Beyspielen; und in euerm Herzen und Gewissen wie könnt ihr da Ruhe und Freudigkeit zu Gott und am Tage des Gerichts haben, wenn euch euer eigenes Bewußtseyn selbst so verdammt!

Sollten endlich unter uns auch Manche seyn, die sich bewußt werden, daß in ihrem Innern sich Spuren jener Denkart regen, welche, gegen die Regungen des Gewissens, und also gegen ihre bessere Einsicht, sich zu einer freygewählten und erzwungenen Unsittlichkeit verdammen; solche, welche in den Vorschriften der Sittenlehre, in den Warnungen des Gewissens und in der Scheu vor einem allwissenden Richter, nur Vorurtheile der Jugend, einen finstern Aberglauben und allenfalls ein Täuschungs- und Leitungsmittel für die Menge erblicken: so möchte ich euch, meine Freunde, — denn dem christlichen Religionslehrer bleiben auch die Freunde, deren Denkart am weitesten von der seinigen entfernt ist — bitten, doch nur mit einiger Wahrheitsliebe euch selbst die Fra-

ge zu beantworten: ob ihr nicht mit eurer eigenen Natur und mit eurem Gewissen im Widerspruche und im Kampfe seyd; ob ihr nicht fühlet, welche unnatürliche Verleugnung der lebendigsten Gefühle dazu gehört, um den Regungen des Gewissens, und den Geboten des Rechts, der Billigkeit und der Religion gleichsam auf immer zu trotzen? Ich verzweifele, wenn ihr diese Bitte statt finden lasset, gar nicht an eurer Besserung, und auch außerdem nicht. Denn, wem von der göttlichen Vorsehung das heilige Geschäft der Ermahnung und der Besserung der menschlichen Gesinnung und Handlungsweise anvertrauet ist, der darf an der Besserung Keines verzweifeln. Er soll vielmehr zu der weisen Einrichtung der menschlichen Natur, zu der heiligen Macht des Gewissens, zu der unbezwinglichen Kraft der Wahrheit und Religion das Vertrauen haben, daß solche Grundsätze, wie die eurigen, sich nicht weit verbreiten oder die Gemüther für immer beherrschen können; und er bittet Gott, und hoffet zu ihm, daß auch diejenigen, welche von dem Gifte solcher Grundsätze angesteckt seyn sollten, wieder von ihnen genesen, und dem Gewissen, der Wahrheit und der Ehre vor Gott und Menschen aufs neue huldigen werden.

Uns allen aber, die wir heute an große Wahrheiten erinnert worden sind, möge sich der Gedanke tief einprägen: daß, so schätzbare Güter ein heller Verstand und richtige Einsicht sind, doch ein reines Herz, unschuldige Sitten, Gehorsam gegen das Gewissen und Furcht vor Gott einen weit größern Werth haben; und daß diese Vorzüge nur die Frucht einer frühen Gewöhnung und eines steten Kampfes sind. Amen.

Vierte Predigt.

Ist die christliche Religion noch dieselbige, die sie im Anfange war?

Am ersten Weynachtsfeyertage 1811.

Ueber

Luc. 2, 1 — 14.

Wenn wir die christliche Religion, die sich aus einem entfernten Erdstrich in den unsrigen verbreitet, und sich auf diesem so viele Jahrhunderte erhalten hat, wie sie heutiges Tages ist, betrachten und sie mit dem vergleichen, was sie bey ihrem Entstehen war; so werden wir zwar in mehrerer Rücksicht bey dem Vortrage ihrer Glaubenslehren und Lebensvorschriften eine große Verschiedenheit, aber doch der Hauptsache nach eine völlige Uebereinstimmung finden. Die Bemerkung jener Verschiedenheit hat einen sehr verschiedenen Eindruck auf die Nachdenkenden gemacht. Wenn sie Manche nicht wenig beunruhigte und sie auf die Befürchtung leitet, daß die himmlische, beruhigende, heiligende und beseligende Lehre Jesu ihrem Wesen nach sich ändern und endlich ganz verlohren gehen könne; so haben Andere jene allmähligen Veränderungen für natürlich, gefahrlos und selbst für nützlich erklärt, und dabey das Wesen der Religion und

ihre Wirksamkeit gar nicht gefährdet geglaubt; wenn nur diese große Angelegenheit nicht mit Leichtsinn und Spott, sondern mit dem Ernste, der der Wichtigkeit der Sache angemessen ist, behandelt werde.

Es ist wahr, pflegen die letztern zu sagen, die Religionswissenschaft und der Vortrag der christlichen Lehre hat manche große Veränderung erfahren, in der Einkleidung und Sprache, in Bildern, Beweisen, Erläuterungen, in der Verbindung und Begründung der einzelnen Wahrheiten und Pflichten; aber diese Veränderungen, welche der Vortrag der Religion mit dem Vortrage aller Wissenschaften und mit der Sprache selbst theilt, verdienen vielmehr unsere Bewunderung und unsern Dank, als daß sie uns besorgt und traurig machen sollten.

Und wenn auf der andern Seite die Aengstlicheren auf den herrschenden Unglauben und auf die in der christlichen Welt überhand nehmende Sittenlosigkeit, als auf eine Folge jener Abweichung, aufmerksam machen; so warnen die Andern, daß man die Gefahr nicht übertreibe und vergrößere; und sie leiten diese freylich nicht erfreuenden Erscheinungen, welche auch neben dem ältesten Herkommen in Lehren und Worten statt zu finden pflegen, aus ganz andern Ursachen ab.

An einem Tage, wie der heutige, da wir nach so vielen Jahrhunderten das Geburtsfest des Stif-

ters der christlichen Religion feyern, und Gott für ihren Besitz danken, hat mir die Ueberlegung dieser Sache und die Frage: ob die christliche Religion, der wir uns heute freuen, auch wirklich noch dieselbige ist, die unser Heiland gelehrt hat? oder ob sie sich auf eine gefahrvolle Art geändert hat? wohl einer Beherzigung werth geschienen.

Wenn diese Frage auch nicht in ihren einzelnen Theilen erörtert werden kann; so wird ihre Betrachtung uns doch zu weiterem Nachdenken und auf manche Ueberlegungen leiten, welche für unsern Glauben, für unsere Beruhigung und für unsere Tugend nicht gleichgültig sind.

Text:

Luc. 2, 1 — 14.

„Es begab sich aber zu der Zeit, daß ein Gebot vom Kaiser Augusto ausgieng, daß alle Welt geschätzet würde — — Ehre sey Gott in der Höhe, Friede auf Erden und den Menschen ein Wohlgefallen."

Wenn der Engel in dieser Erzählung den erschrockenen Hirten zuruft: „Fürchtet euch nicht; ich verkündige euch eine große Freude, die sich auf das ganze israelitische Volk bezieht: Euer Retter, der Messias, Christus der Herr, ist gebohren, in Bethlehem, in Davids Stadt:" so dachten die Hirten bey ihrem Erretter in vieler Beziehung gewiß etwas ganz Anderes, als wir heutiges Tages bey

dem Erlöser der christlichen Welt denken, und man kann daher die Frage aufwerfen:

ob die christliche Religion überhaupt, bey so manchen Veränderungen, die sie erfahren hat, noch dieselbige sey, die sie ursprünglich war, oder ob sie sich wesentlich verändert habe?

Ich will diese Frage zuerst zu beantworten suchen; und dann an diese Beantwortung einige Folgerungen knüpfen, welche zu unserer Beruhigung und Befestigung in der Hoffnung dienen können, daß uns die christliche Religion nie werde entrissen werden.

Ist die christliche Religion noch dieselbige, die sie im Anfange war? oder ist sie im Fortgange der Zeit eine andere geworden? Man kann diese Frage bejahen und man kann sie verneinen, je nach dem, was man sich bey der christlichen Religion denkt.

Die christliche Religion hat sich nicht geändert, wenn von ihren wesentlichen Theilen und von dem die Rede ist, was den Hauptinhalt der Glaubens- und Sitten-Lehre ausmacht.

Wenn man den Hauptinhalt alles dessen, was unser Heiland gelehrt hat, und was in seinen eigenen zerstreuten Reden uns aufbewahrt ist, samm-

let und zu einer Uebersicht vereinigt; so pfle-
gen wir den Inhalt seiner Religion auf gewisse
Hauptsätze, die wir glauben und für wahr
halten, und auf die Lebensvorschriften, die
wir befolgen sollen, zurück zu bringen. In bey-
der Rücksicht, sowohl in Rücksicht der Glau-
benslehren, als der Lebenspflichten, hat
sich die christliche Lehre nicht geändert; sondern sie
ist ganz dieselbe geblieben. Eine kurze Erinnerung
an die wichtigsten kann uns davon überzeugen.

Die Lehre von Einem höchsten Gott, dem
vollkommenen ewigen Geist, dem Schöpfer, Er-
halter, Regierer der Welt, dem Vater, Gesetz-
geber und Richter der Menschen; die Lehre von
Gottes Vollkommenheiten, seiner Weisheit, Ge-
rechtigkeit, Güte; oder von seinen Werken, der
Erschaffung, Erhaltung und Regierung der Welt;
die Lehre von seiner Vorsehung, seiner alles um-
fassenden Liebe, seiner untrüglichen Weisheit, daß
Er das Ganze wie das Einzelne berücksichtigt und
alle Begebenheiten zum Ziele seines heiligen Wil-
lens lenkt: alle diese Lehren haben sie sich geän-
dert; oder sind sie nicht vollkommen dieselben ge-
blieben? Eben so die Lehre von der Unsterb-
lichkeit, von der Fortdauer der menschlichen Gei-
ster, und von der künftigen Vergeltung. Was
Jesus in dieser Rücksicht lehrte, ist es nicht noch
immer Inhalt unserer christlichen Lehrbücher? —

Es ist möglich, daß die Worte, die wir gebrauchen, die Beweise, die wir führen, die Verbindung, in die wir die Wahrheiten unter einander stellen, anders geworden sind: aber die Sachen und Lehren selbst sind noch immer dieselbigen.

Und wie es mit der Glaubenslehre ist, eben so ist es mit der Sittenlehre. — Die Pflichten, die wir zu beobachten haben, haben keine Veränderung erlitten. Gerechtigkeit und Liebe sind sie nicht noch immer die beyden Haupttugenden des Christenthums? die Gebote: du sollst nicht tödten, du sollst nicht stehlen, du sollst kein falsches Zeugniß geben; oder du sollst deinen Nächsten lieben als dich selbst; du sollst ein versöhnliches Herz haben; du sollst dich des Dürftigen erbarmen; du sollst auch im Verborgenen, auch wenn du allein bist, auch wenn Niemand Zeuge deiner Handlungen ist, als Gott und dein Gewissen, auch da sollst du nicht Unrecht thun; — wenn, m. Fr., hätte dies aufgehört, Inhalt der christlichen Lehre zu seyn? Oder die Lehre von der Besserung und Bekehrung verdorbener Menschen? Wird nicht noch immer gelehrt, daß die Besserung des Menschen von Innen, von dem Herzen, von dem Willen ausgehen müsse? wird die Art der Besserung nicht noch immer auf die nehmliche Art beschrieben, wie sie in der Erzäh-

lung von dem verlohrnen Sohne *) von Jesu selbst vorgetragen ist: daß der Mensch sein Unrecht erkennen, daß er darüber zur Reue kommen, daß er den Vorsatz, sich zu ändern, fassen, und daß er diesen Vorsatz ausführen müsse? daß er dann hoffen dürfe, daß Gott sich seiner Besserung freue, daß er ihm gern vergebe und daß er ihn nicht durch außerordentliche Strafen noch unglücklicher mache, als er schon durch sich, und durch das Bewußtseyn, so gesündigt zu haben, selbst ist?

Nein, in allen diesen Hauptlehren des Christenthums hat sich die Lehrart nie geändert, sie ist keine andere geworden, sie ist noch dieselbige, die sie anfangs war; darin ist nie eine Veränderung erfolgt; darin kann keine erfolgen und wird nie eine erfolgen. Darin ist Christus, oder seine Lehre, heute wie gestern und darin bleibt sie sich ewig gleich. **)

Aber so wenig die christliche Lehre in demjenigen eine Veränderung erfahren hat, was das Wesen derselben ausmacht; eben so gewiß hat sich die Vortragsart der christlichen Religion, die Einkleidung und Sprache; die Verbindung und Beweisart; und mancher Nebenbegriff geändert.

*) Luc. 15, 11. f. f.

**) Ebr. 13, 8. f. f.

Es ist in sich begreiflich, daß die Sprache, die sich nie lange gleich bleibt, die sich immer und immer ändert, so viele Jahrhunderte hindurch nicht dieselbige geblieben seyn kann, daß die Bilder und Gleichnisse, in welchen der lebhaftere feurigere morgenländische Weise spricht, sehr abweichen müssen von den Worten und der Einkleidungsart, welcher sich der ruhige, kalte, alles genau abwägende Bewohner des Abendlandes bedient; und daß wir manche Ausdrucksarten wenig oder nicht mehr gebrauchen können, die sonst sehr gewöhnlich, sehr verständlich und sehr edel waren. — Eben so hat sich Manches in Absicht der Verbindung der Lehrsätze und ihrer Beweise geändert. Unser Heiland sprach gewöhnlich aus augenblicklichen Veranlassungen bey einem Mahle, auf dem Wege, im Tempel. Wie vieles ward da als bekannt und unbezweifelt vorausgesetzt, was in unsern vollständigern Lehrbüchern angeführt, verbunden und erwiesen zu werden pflegt. In den gewöhnlichen Gesprächen und Unterredungen — da werden manche Erläuterungen, Redensarten, Beweise gebraucht, die der wissenschaftliche Vortrag und der Gelehrte verschmäht; und unsere Lehrbücher sind in dieser Rücksicht vollständiger, geordneter und verbundener, als die sonst so herrlichen Gespräche und Reden unsers Heilandes oder die Briefe seiner Apostel. — Und so haben sich auch manche Vor-

stellungen, die an Umständen der Zeit hingen, verändert, und es verbinden sich mit manchem Worte ganz andere Begriffe. Wenn z. B. der Heiland, der Erretter, der Erlöser, welchen die Juden erwarteten, für sie mehr ein Befreyer von bürgerlicher Knechtschaft war, als ein Befreyer von der Knechtschaft der Sünde; wenn sie in ihm einen Beglücker des jüdischen Volks sahen, nicht auch der heydnischen Welt; wenn das Reich, dessen Errichtung erwartet wurde, vielmehr ein tausendjähriges irdisches, als ein ewigdauerndes geistiges Reich war; so müssen wir gestehen, daß sich darin und in ähnlichen Begriffen die christliche Religion allerdings geändert hat.

Aber eine solche Veränderung ist nicht nur nicht bedenklich, sondern natürlich; sie ist nicht gefährlich, sondern heilsam; sie vermindert nicht den Werth und die Wirksamkeit der christlichen Religion, sondern sie erhöht vielmehr beyde, sie erleichtert und befestigt den Glauben und befördert die Anwendung.

Auf diese Art ist zunächst der Vortrag der christlichen Religion vollständiger geworden.

Wenn z. B. die Reden unseres Heilandes einen zusammenhängenden und umfassenden Unterricht über die sämmtlichen Eigenschaften Gottes nicht enthalten, indem er bald von die-

ser, bald von jener, wie die Gelegenheit sich darbietet, spricht; so enthalten unsere Lehrbücher einen vollständigen zusammenhängenden Unterricht über alle, wie sie Nahmen haben mögen. Wenn in den Reden unseres Heilandes zwar bisweilen von der göttlichen Erhaltung, von seiner Fürsorge für das Einzelne und dem Vertrauen auf seine Regierung die Rede ist: so ertheilen dagegen unsere Lehrbücher einen zusammenhängenden nichts übergehenden Unterricht; sie berühren Zweifel und Einwürfe, die uns beunruhigen könnten; sie führen Beweise und handeln alle Fragen, welche diese Gegenstände betreffen, im ganzen Umfange ab. — Wenn in den Reden Jesu zwar von manchen einzelnen Tugenden und von der Liebe des Nächsten überhaupt, von der Versöhnlichkeit, von der Erbarmung gegen Unglückliche auf eine rührende Art die Rede ist; so erörtern unsere Lehrbücher die einzelnen Pflichten des Menschen, nach seinen besondern Verhältnissen, genau, sie schildern jede Tugend, sie warnen vor jedem Laster, sie geben die Mittel an, sich von diesen zu entwöhnen, und sich jene zu eigen zu machen. — Wenn unser Heiland die Unsterblichkeit der Seele als bekannt voraussetzt, ohne sich auf Zweifel oder Beweise einzulassen: so suchen unsere Lehrbücher die Beweise sorgfältig auf, entfernen die Zweifel, die die neuere Welt erhoben hat, und suchen

diesen Glauben wissenschaftlich zu begründen. — Dadurch aber wird die Kenntniß der Religion nicht nur vollständiger, begründeter und wissenschaftlicher, sondern die Ueberzeugung wird auch um so fester und die Anwendung um so leichter.

Ja eine solche Umänderung, eine solche Vervollständigung, eine solche wissenschaftliche Begründung und eine solche Anwendung der Religion auf mehrere Verhältnisse des Lebens scheint von der göttlichen Vorsehung selbst veranlaßt und ihren Zwecken gemäß zu seyn.

Wenn man auf den Gang der göttlichen Vorsehung im Reiche der Geister und in der Belehrung der Menschen achtet; so behandelt sie dieselben als freye Wesen, die das, was sie zu glauben und anzuwenden haben, selbst finden und überlegen, die selbst untersuchen und sich entschließen sollen. Daher ist das, was sie die Menschen lehrt, mehr Anstoß und Erinnerung, unterdeß daß ihnen überlassen bleibt, das, was sie hören, in weiterem Nachdenken zu verfolgen. Daher entsteht gewöhnlich die Wahrheit in einer Gegend, verbreitet sich allmählig über andere, und vermischt sich mit der Denkart und Wissenschaft ihrer Bewohner. Und in dieser Vermischung wird sie

erst für die andern Völker recht anwendbar und nützlich. Denn dadurch wird nicht nur ein steter Verkehr unter den Völkern erhalten, indem das eine bey dem andern findet, was es selbst nicht hat; sondern es wird auch die Kenntniß, die man bey andern findet, indem man sie mit seinen Begriffen, Bedürfnissen, Beschäftigungen verbindet, eine eigene Kenntniß, die um so wirksamer und nützlicher wird, je mehr sie sich mit unsern Wünschen, Bedürfnissen, Handlungsweisen vereinigt. Dann dringt sie gleichsam in unser Inneres ein, und nährt unsern Geist und unser Herz; wie die Nahrungsmittel des Körpers sich mit diesem verbinden, und, ihre eigenthümliche Gestalt verlierend, die des Körpers annehmen. So wird ein Gewächs, eine Frucht auf fremdem Boden gepflückt, bey uns einheimisch, und vermehrt, unter unsern Himmel verpflanzt, den Reichthum der uns nützlichen oder angenehmen Gewächse. Aendert denn auch der andere Boden, der fremde Himmel, die verschiedene Behandlungsart etwas in ihrer Größe, in ihrer Farbe, in der Zartheit oder Güte ihrer Theile; so hat sie doch den Reichthum unserer Blüthenwelt vermehrt und ist dadurch uns in unserer Gegend nützlich geworden. — So ist es mit den Wissenschaften, Kenntnissen, sittlichen Vorschriften und den Lehren der Religion. Sie kleiden sich in unsere Sprache; sie knüpfen sich an

unsere Begriffe, sie vermischen sich mit unsern Bedürfnissen; sie vermählen sich mit unsern Sitten und Gewohnheiten, und sie werden uns dadurch erst recht genießbar.

Und dann wird uns auch eine solche mit uns gleichsam zusammen gewachsene Religion um so werther und nützlicher, je mehr sie sich von dem Ausländischen entkleidet, und gleichsam in der Tracht unseres Landes und unsers Hauses erscheint.

Ein köstliches morgenländisches Gewand, wenn es von unserm Gebrauch abweicht, ändern wir nach unserer Art und nach unsern Sitten um. Sollten wir es mit Begriffen, Lebensvorschriften, Lehren und Bildern der Weisen nicht auch so machen? Wenn z. B. in der heiligen Schrift vom Reiche Gottes, das sich nähert *); oder vom Menschen, die sich Gott zum Opfer **) darbringen sollen; oder vom Essen des Fleisches ***) und vom Trinken des Blutes Christi, die Rede ist; oder wenn in einem morgenländischen Sprüchwort gesagt wird: es ist leichter, daß ein

*) Matth. 3, 2.

**) Röm. 12, 1.

***) Joh. 6, 51. ff.

Kameel *) durch ein Nadelöhr gehe, als daß ein Reicher in das Reich Gottes komme: dürfen wir diese Bilder und Redensarten nicht in solche umkleiden, die uns verständlicher sind? und werden wir dabey verlieren, wenn wir dafür sagen: Gott herrscht unter uns Menschen, er ist uns näher, wir sind seine würdigern Unterthanen, wenn wir seine Erkenntniß und seinen Willen lieben, wenn wir diesen vollständiger zu fassen und gewissenhaft zu erfüllen suchen? oder, wenn wir anstatt: die Menschen sollen sich Gott opfern, sagen: ihr sollt rein seyn am Geiste und Leibe, wie ehemals die Thiere ohne Fehl seyn mußten, welche Gott geopfert wurden, und das seyd ihr, wenn ihr euch von unrechten Begierden und bösen Handlungen enthaltet? oder wenn wir die Auffoderung, das Fleisch Jesu zu essen und sein Blut zu trinken, erklären: das thut ihr, wenn ihr unter diesen Bildern an Jesum, an sein Leben und seinen Tod erinnert, wenn ihr euch seine Denkart zu eigen zu machen und sie gleichsam in euer Fleisch und in euer Blut zu verwandeln sucht? oder wenn wir sagen: es ist schwerer, es ist beynahe ein Wunder, daß ein Mensch, der irdische Güter liebt und reich zu werden strebt, diesen entsage und sich einer freywilligen Armuth unterwerfe, um sich der Beleh-

*) Matth. 19, 24.

rung und Besserung der Menschen, wie die Jünger Jesu, zu widmen.

Mir scheint es, daß durch solche Umkleidungen der Gedanken diese uns bekannter, verständlicher, anwendbarer werden, gleichsam als wenn sie nun erst die unsrigen geworden wären; wir gewinnen sie um so lieber und wenden sie um so leichter und auf eine fruchtbarere Art an. Und in so fern sind gewiß manche Veränderungen der christlichen Lehre uns sehr nützlich und von der göttlichen Vorsehung selbst veranstaltet worden. Wir gewinnen vielmehr dabey als wir verlieren, wenn nur das Wesen der Religion selbst erhalten wird.

Diese Betrachtungen sind reich an Folgerungen, die zu unserer Beruhigung und zu unserer Weisheit dienen können.

Wir ängstigen uns bisweilen, wenn wir bedenken, daß auf der Erde unter dem menschlichen Geschlechte eine so große Verschiedenheit der Religionen herrscht, und scheinen die göttliche Vorsehung gleichsam nicht zu begreifen: warum sie nicht Eine Religion allgemein auf der ganzen Erde unter dem menschlichen Geschlechte eingeführt hat. Ja manchmahl haben wir Christen wohl ge-

glaubt, darinn der Vorsehung gleichsam zu Hülfe kommen, und die heydnischen Völker mit Gewalt zu unserer Religion und zur Seligkeit nöthigen zu müssen.

Wenn wir bey diesen Verirrungen auch nicht das gute Herz verkennen wollen; so ist eine solche Denkart doch gewiß nicht die richtige oder dem Gange der göttlichen Vorsehung angemessen.

Es ist überhaupt schwer, oder vielmehr unmöglich, zu sagen, was die göttliche Vorsehung thun soll; aber bescheiden und weise ist es, zuzusehen, was sie gethan hat und thut, und darin sich zu beruhigen. Da nun die göttliche Vorsehung eine solche Verschiedenheit der mannichfaltigsten Religionen neben einander bestehen läßt, da wir glauben können, daß sie einem Erdtheile nicht minder wohl will, als dem andern, und da sie die Veränderungen in den Begriffen, Kenntnissen, Gewohnheiten der Völker nur allmählig erfolgen läßt: so wollen wir diese Verschiedenheit in und außer der christlichen Religion als eine weise Einrichtung der Gottheit ehren, nicht zweifelnd, daß sie auf verschiedenen Wegen zur Ausbildung und zur Seligkeit führt, und daß sie die nach unserer Meynung richtigeren Kenntnisse den andern Völkern allmählig und nach und nach zuführen wird;

daß es aber ihrer Weisheit nicht gemäß ist, die Wahrheit mit Gewalt aufzunöthigen, und anders, als durch begreifliche Vorstellungen mitzutheilen.

Oft ist auch in jenen Religionen minder ausgebildeter Völker weit mehr Wahrheit und weit mehr Tugend, als es uns, die wir nicht immer in den eigenthümlichen Sinn ihrer Lehren und ihrer Gebräuche eindringen, scheint. Nicht selten übertreffen, zu unserm Erstaunen, solche nichtchristliche Völker uns an gesundem Verstande und an natürlicher Tugend. — Dazu kommt, daß der Werth und die Sittlichkeit des Menschen in der Regel weit weniger von seinen wissenschaftlichen Kenntnissen, als von seinem Herzen und von seinen Gesinnungen abhängt; daß dieselbigen Grundsätze der Tugend und der Gesinnung im Grunde in der menschlichen Natur und in allen Religionen liegen; und daß sie daher weit weniger von der Wahrheit entfernt und weit weniger böse sind, als sie uns erscheinen. Der Unterschied von Recht und Unrecht, das Gefühl für Gerechtigkeit, noch mehr das Gefühl und Bedürfniß der Liebe und des Wohlwollens, der Wunsch in den Augen des Andern nicht verächtlich zu erscheinen — dies sind Gefühle und Wirkungen, die sich überall regen, die von unserer Natur unzertrennlich sind,

Bayerische Staatsbibliothek München

und die die Menschen weit weniger böse seyn lassen, als wir glauben. Und der Eindruck von einem höhern mächtigen Wesen, das das Böse straft, ein Begriff, der sich in allen Religionen findet, verbunden mit der Stimme des Gewissens, bringen gewiß auch manches Gute hervor, selbst ohne große und ausgebreitete Kenntnisse. — Wir wollen daher nicht zweifeln, daß auch in den unvollkommenern Religionen der Völker mehr Wahrheit und mehr Stoff zum Guten liegt, als es uns bisweilen erscheint. — Vorzüglich aber ist dies von den verschiedenen Theilen der christlichen Kirche wahr; und nie dürfen wir fürchten, welche verschiedene Gestaltungen die christliche Religion auch angenommen habe, und noch annehme, daß diese sich wesentlich ändern und daß sie ihre heiligende und beruhigende Kraft verlieren werde. Dieses Kleinod kann der christlichen und überhaupt der menschlichen Welt nie wieder entrissen werden, selbst weil sie sich zu sehr mit unsern andern Kenntnissen verbunden hat.

Die Lehre von Einem Gott dem Vater, dem Schöpfer, Erhalter und Regierer der Welt, hat sich mit unserer Betrachtung und Ansicht der Welt und mit unserer selbst natürlichen Weisheit so vereinigt und ist mit ihr gleichsam so zusammen gewachsen, daß, sie uns dadurch nur desto

Bayerische Staatsbibliothek München

fester, gewisser und werther geworden ist; daß sie mit der entgegengesetzten Lehre, mit dem Glauben an mehrere unvollkommene Gottheiten nie vertauscht werden wird. — Die Lehre von der göttlichen Fürsehung, die auch das Kleinste, den Vogel der Luft, und die Blume des Feldes nicht vernachlässiget, hat sich durch unser Nachdenken, das sich nicht vorstellen kann, daß Gott für das Ganze sorge, wenn er das Einzelne und also auch das Kleine nicht beachtet, so bestätigt und ist uns durch tausend Anwendungen, die wir von diesem Gedanken schon zu unserm Trost und zu unserer Beruhigung gemacht haben, so gewöhnlich, so natürlich und so erfreulich geworden, daß sie aus unserm Gedankenvorrath nicht wieder herausgenommen werden kann. — Die Lehre von der Unsterblichkeit, von der Fortdauer der menschlichen Seele, von der künftigen Entwickelung der hier nicht ausgebildeten Kräfte, von der Belohnung der Guten, von dem Troste der Leidenden, von dem Wiederfinden der Geliebten und Seligen — diese und ähnliche Vorstellungen sind uns so natürlich, sie haben sich durch so manche Betrachtung befestigt; es ist so mancher Zweifel dagegen gelöset, so mancher neuer Beweis oder Glaubensgrund dafür entwickelt, und die ganze Vorstellung so oft, so mannichfaltig, in so vielen uns wichtigen Fällen angewendet worden, daß ich we-

nigstens nicht begreife, wie diese mit der heiligen Schrift übereinstimmenden, durch sie besonders aufgeregten und befestigten Vorstellungen der menschlichen und der christlichen Welt wieder entrissen werden könnten. — Und wie könnten wir je der Sittenlehre vergessen wollen, die die christliche heißt, die eine solche Reinheit des Gemüths, eine so uneigennützige Liebe des Nächsten, eine so strenge Gerechtigkeit, eine so aufmerksame Dienstfertigkeit empfielt; oder wie könnten wir den Tugenden entsagen wollen, die sie den Gatten, den Kindern, den Dienenden, den Regierenden einflößt? Sind diese Grundsätze nicht selbst in die Schulen unserer Weisen übergegangen, und sind sie nicht das Eigenthum sogar derer geworden, welche, auch an mancher Lehre der Kirche zweifelnd, doch in der Behauptung zusammenstimmen, daß es eine reinere heiligendere Sittenlehre nicht gebe, als die Sittenlehre des Evangeliums?

Also nicht blos so lange als wir jenes schätzbare Buch, die heilige Schrift besitzen, sondern so lange die Welt in ihrer Ordnung, Zweckmäßigkeit und Schönheit besteht, und so lange diese unserm Verstande vielmehr als die Wirkung eines denkenden Geistes, als eines blinden Zufalles einleuchtet; so lange wir selbst der Wohlthätigkeit

des höhern Wesens genießen, von dem wir uns abhängig fühlen: so lange wird auch der Glaube an Gott den Vater, so lange wird das Vertrauen auf die Vorsehung, so lange werden die frommen Empfindungen der Freude und Dankbarkeit unter uns nicht aussterben.

So lange wir ferner Recht und Unrecht, Gewalt und Wohlwollen, Tugend und Laster von einander zu unterscheiden fähig bleiben; so lange das Haus, die Stadt, das Land sich bey der Gerechtigkeit besser befindet, als bey der Ungerechtigkeit, so lange unser eigenes Gewissen uns an unsere Pflicht erinnert; so lange wird auch die Sittenlehre des Evangeliums geschätzt bleiben. — Und so lange wir wünschen, daß wir, daß die Unsrigen nach dem Tode leben mögen, so lange die Hoffnung der künftigen Entwickelung und des Wiedersehens dem menschlichen Herzen süß ist; so lange werden wir uns auch die Lehre von dem ewigen Leben nicht entreißen lassen.

Möge denn auch die Art, wie wir über einzelne Fragen denken, verschieden seyn, mögen wir abweichen in der Art Beweise zu führen und Zweifel zu lösen; wenn wir nur in den Hauptwahrheiten selbst zusammenstimmen; und wenn nur Jedes Erkenntniß und Glaube eine eigene

Erkenntniß und ein eigener Glaube ist; und wenn nur Jeder die von ihm erkannte Wahrheit so anwendet, daß dadurch die Ehre Gottes, der Friede auf der Erde und die Tugend der Menschen befördert wird. Dann ist der Zweck jeder Religion und am meisten der christlichen erreicht. Denn es ist der Zweck, zu welchem jede Religion führen soll; und zu welchem auch uns die christliche Religion, für deren Besitz der heutige Tag ein Dankfest ist, führen möge! Amen.

Fünfte Predigt.

Jesus, wie Er warnt.

Eine Homilie

am Tage des Märtyrer Stephanus 1811.

Ueber

Matth. 23, 34 — 39.

„Gott, der seine Kirche schützt, und der sie bis auf den heutigen Tag unter uns erhalten hat, sey auch in dieser Stunde mit seinem Geiste unter uns! Amen.“

Wir können es, nach unserer Einsicht, nicht billigen, wenn ein Mensch seines Glaubens wegen verfolgt oder gar am Leben gestraft wird; es sey, daß er seinen Glauben still in sich verschließt, oder daß er ihn durch Gründe auch andern zur Prüfung mittheilt. Die Wahrheit oder Unwahrheit einer Religionslehre wird nur durch ruhige Ueberlegung und durch dargelegte Beweise geprüft; und da die Bestrafung eines Urtheils keine Widerlegung ist: so befinden sich diejenigen, welche dennoch den Glauben durch Strafen verfolgen oder schützen, in einem Zustande entweder verblendeter Unwissenheit, welche die Rechte der Wahrheit nicht kennt, oder absichtlicher Gewaltthätigkeit, welche sie unterdrückt

wünscht. Bisweilen finden wir auch beydes vereinigt, aber immer ist dies ein Zustand und eine Stimmung, woraus diejenigen, welche sich darin befinden, wenn sie darauf aufmerksam gemacht werden, sich gern wecken lassen sollten.

Die christliche Kirche hat, bey der Anordnung ihrer jährlichen Feste, auffallend genug, das Fest der Geburt unseres Heilandes mit dem Andenken an seinen ersten Märtyrer, den Jerusalems hoher Rath, des Bekenntnisses Jesu wegen, zum Tode der Steinigung verdammte, verbunden. So wechseln die Empfindungen, bey unsern kirchlichen Andachten wie im menschlichen Leben. Wenn wir gestern für ein frohes Ereigniß zur Erleuchtung der Welt der Vorsehung dankten; so trauern wir heute über die Verkehrtheit eines Volks und seiner Obern, die die Stimme der Wahrheit unterdrückten, und unaufhaltsam, durch keine Warnungen geschreckt, ihrem Untergange entgegen eilten.

Und was dabey besonders auffallend und für uns, wenn wir wollen, lehrreich ist, ist, daß sie, auf das Unrecht und die Gefahr aufmerksam gemacht, sich durch nichts in ihrer Art zu handeln aufhalten ließen, zum Beweise, daß nicht sowohl Unwissenheit, die endlich der Belehrung weicht, sondern absichtliche Entschlossenheit, ihre Plane und ihre gewaltsamen Maaßregeln leitete, die auch die letzten eines bald sterbenden Staates waren.

Unser Heiland erscheint dabey nach der Erzählung unseres heutigen Evangeliums noch einmahl, aber auch zum letzten Mahle, in seiner ihm eigenthümlichen Würde, als derjenige, der sie durch nachdrückliche Warnungen auf andere Gedanken zu leiten versuchte. Aber vergeblich. — Und so wollen wir, indem wir Jerusalems Schicksal beklagen, wenigstens an Ihm, der immer, wo er auch erscheint, unsere Bewunderung verdient, lernen, wie wir Andere, wie wir unsere Freunde, bey einer Gefahr, mit Weisheit und vielleicht mit Erfolg warnen.

Text:

Matth. 23, 34 — 39.

„Siehe, ich sende zu euch Propheten und Weise und Schriftgelehrte und derselben werdet ihr etliche tödten — — Gelobet sey, der da kömmt im Nahmen des Herrn."

Dies ist ein sehr merkwürdiges Evangelium, m. Fr. Schon der Ton, in welchem unser Heiland spricht, ist ein ganz anderer als der gewöhnliche. Er ist nachdrücklich strafend, voll harter Vorwürfe und schwerer Drohungen. Eine so ungewöhnliche Rede Jesu verdient unsere besondere Aufmerksamkeit. Es sind Worte eines sehr bewegten Gemüthes; und die Wärme, das Feuer der Rede steigt bis zum Schlusse.

Aber was ist es, was unsern Heiland in eine solche Bewegung setzte? Es war das Vorhersehen des gewissen Untergangs des jüdischen Volks; es war der Schmerz darüber, daß er und andere warnende Freunde nicht gehört wurden; es war sein empörtes Gefühl über den verkehrten Sinn und das strafbare Verhalten der Lehrer und der Obern, welche die wohlmeynend Warnenden noch mit Strafen verfolgten.

Es läßt sich dies aus einer nähern Betrachtung des Evangeliums und aus den andern ausführlichern Reden, die unser Heiland in den letzten Tagen vor seiner Gefangennehmung hielt, und die zum Theil den Schlüssel zu dieser kürzern enthalten, näher entwickeln, und wir werden daraus manches für die Art, wie auch wir unsere Freunde warnen mögen, lernen können.

Richten wir also unser Augenmerk zuerst auf das bewegte Gemüth Jesu, und fragen: Wie kam Jesus zu einer solchen Rede? — Er fand den Grund, warum er nicht gehört wurde, und warum das Volk seinem Untergange entgegen eilte, zunächst in den Lehrern und Vorstehern des Volks, diesen verkehrten Heuchlern, die, unter dem Scheine der Frömmigkeit und der Mißbilligung der ungerechten Thaten ihrer Vorfahren, welche die warnenden Propheten getödtet hatten, diese

Verbrechen wiederholten, und dadurch die Besserung unmöglich, das Maas ihrer Sünden voll und die Strafe und den Untergang des Volks unvermeidlich machten.

Die Lehrer des Volks, sagt er daher in eben der Rede, von der unser Evangelium der Schluß ist, *) sie, die auf Mosis Stuhl sitzen, sind nichts weniger als ächte Weise.

Sie geben Gebote, sie empfehlen sie, sie preisen ihre Beobachtung an; aber sie selbst befolgen sie nicht. Man kann daher wohl nach ihren Lehren, aber nie nach ihren Werken thun. Der härteste Vorwurf, der den Sittenlehrer treffen kann! In andern Künsten kann man ein trefflicher Lehrer und ein schlechter ausübender Künstler seyn. In andern Künsten und Geschicklichkeiten kann man die Kenntniß und die Wissenschaft von der Ausübung trennen; aber nicht so in der Sittenlehre. Es sind dann zwey Geschicklichkeiten nicht immer in einer Person vereinigt. Aber nun denkt euch einen Mann, der zum Beruf seines Lebens gewählt hat, die Menschen, alle Menschen, die Menschen als solche und also sich auch recht handeln zu lehren, und der selbst nie recht handelt. Ein Engel, ein Heiliger in der

*) Matth. 23, 2. ff.

Lehre; und ein Heuchler, ein Verworfener im Wandel. — So schildert unser Heiland die Lehrer der Juden.

Noch mehr: thun sie eine gute Handlung, so verrichten sie sie aus Eitelkeit und Stolz. Wenn sie eine gute Handlung verrichten, so verrichten sie dieselbe, um gesehen, um angestaunt, um gepriesen zu werden; sie stehen an den Straßen der Stadt und beten; wenn sie ein Almosen geben, so geschieht es mit einem Geräusch, das Aufsehen erregt. Sie wollen nur geehrt, beachtet, bewundert, andern vorgezogen werden.

Ihre Tugend ist daher auch nur ein äußerer Schein, und ihr Inneres ist abscheulich. — Ihre Eß- oder Trinkgefäße sind äußerlich glänzend rein; aber was darin ist, ist Trug, Diebstahl, Raub. — Aeußerlich freundlich, dienstfertig; aber innerlich neidisch, verfolgend. Ueberhaupt sind sie entfernt von aller wahren Sittlichkeit und Frömmigkeit. Denn diese macht die Menschen zunächst innerlich gut, und dann werden sie es auch äußerlich in ihren Geberden und Handlungen seyn.

Dabey geben sie sich für besser aus, als andere, deren Handlungen sie zu verabscheuen vorge-

ben, unterdeß daß sie diese selbst wiederholen. — Eure Väter haben manche Propheten getödtet; ihr mißbilliget solche Frevel; ihr ehret das Gedächtniß der Getödteten, ihr schmücket ihre Gräber; ihr versichert, hätten wir gelebt zur Zeit unserer Väter, wir hätten so etwas nicht gethan.

„So, sagt unser Heiland, also gesteht ihr doch, daß ihr Kinder derer seyd, welche die Propheten gemordet haben? Aber ihr, ihr macht es nicht anders. Und ihr macht dadurch das Maas voll, das eure Väter noch nicht voll gemacht hatten. Trifft von euch nicht ein, was in einer alten Schrift steht: Ich sende zu euch Propheten und Weise; aber ihr kreutziget und tödtet sie. Und so wird über euch kommen das Blut der Gerechten, das eure Väter, das ihr vergossen habt. Ja, dies wird kommen über dies Geschlecht. — Doch ihr glaubt es nicht. O Jerusalem, wie oft habe ich dich gewarnt, wie oft habe ich dich und deine Kinder retten wollen; aber ihr habt nicht gewollt. Wohlan, so verlasse auch ich euren Tempel. Ihr werdet mich nicht wieder darin sehen, bis ihr mich als den empfanget, der ich bin, als den Lehrer, den Verkündiger der Wahrheit, den Erretter, von Gott gesandt."

Und mit diesen Worten verließ er den Tempel. Sie achteten nicht darauf. Er betrat ihn

nicht wieder. Wenige Tage und er wurde gekreutzigt. Mehrere der Anwesenden haben vielleicht den Tempel und die Stadt noch unter Thränen zu Grunde gehen sehen.

Fragen wir jetzt, was das Gemüth Jesu so bewegte? was Ihn in einen Eifer setzte, den wir sonst selten an ihm bemerken; so wird es uns nicht schwer werden, die Gründe seines Unmuthes zu entdecken.

Es war sein empörtes Gefühl des Rechts. Er war bewegt über das Unrecht und über die Verkehrtheit und Verblendung der Lehrer, der Beysitzer des hohen Raths. — Nichts pflegt ein rechtliches Gemüth mehr zu empören, als Verkehrtheiten solcher Art: Scheinheiligkeit, Verführung des Volks, Feindseligkeit gegen die Redlichen. — In dieser Rücksicht giebt es einen gerechten Zorn, einen achtungswürdigen Unmuth, einen rühmlichen Eifer. — Denken wir uns Menschen, die andere Pflichten lehren und sie der Uebertretung wegen strafen, und die diese Pflichten selbst nicht achten und des Gehorsams Anderer heimlich spotten. Denken wir uns Menschen, die Frömmigkeit empfehlen, und die, so lange sie gesehen werden zwar einen äußern Schein der Heiligkeit um sich haben;

aber allein und insgeheim sich ihrer Schauspielerkünste freuen, und sich dann jeder Begierde ungescheut überlassen; denken wir uns Menschen, die andere ihrer Fehler, ihrer Vergehungen wegen verdammen, und die sich dieselbigen Verbrechen erlauben, die, feind jedem Freunde der Wahrheit, ihn, wenn sie können, lähmen und tödten; denken wir uns, m. Fr., solche Menschen, und fragen, ob ein Gemüth, das noch einiges Gefühl für Rechtlichkeit hat, sich nicht mit Unmuth, mit Zorn und Eifer erfüllt fühlen muß? — Und dieser Art waren die Menschen, gegen welche unser Heiland eiferte. Ja in solchen Fällen ist die Wärme des Sanftmüthigen, die sich dagegen erklärt, liebenswürdig; der Zorn, der sich dagegen erhebt, gerecht; und der Eifer, der mit Nachdruck straft, ist der Eifer eines Engels. Da kann man fragen: wie stimmt Wahrheit und Lüge, Frömmigkeit und Heucheley, Liebe der Wahrheit und Verfolgung? Das hieße: Christus und Belial, den Himmel und die Hölle vereinigen!

Aber nicht blos sein empörtes Rechtsgefühl und der Zorn über das Unrecht, über die Scheinheiligkeit und über den Betrug war es, was unsern Heiland so eifrig machte; sondern auch die Ueberzeugung: daß dabey das Volk zu Grunde gehe, daß sein Unglück nicht fern sey. Sein theil-

nehmendes wohlwollendes Herz erhob und verschö-nerte seinen Unmuth.

Unserm Heilande war das Schicksal des jü-dischen Volks und der Stadt Jerusalem, wie man aus den folgenden Unterredungen mit seinen Jün-gern sieht, nicht mehr zweifelhaft; und es schmerzte ihn, daß er in der öffentlichen Denkart und Hand-lungsweise keine Aenderung bewirken konnte. Und daher drückt er seine wohlwollende Theilnahme noch einmahl so stark aus. Um die Lage der Sache und die Gefühle Jesu zu beurtheilen, muß man sich in die damahligen Zeiten versetzen.

Wir wissen, unter welchem Druck fremder Herrschaft das Israelitische Volk seufzte, und wie empfindlich ihm dieser Druck war. Ein selbstständi-diges, von andern Völkern gesondertes, Volk, ver-langte es einen eigenen unabhängigen König aus seinen Brüdern. Sein altes ehrwürdiges Gesetz-buch *) wieß es darauf. Sollten die Israeliten, einst, so hieß es, statt des Jehovah, einen König, wie andere Völker, wählen; so sollte es kein Frem-der, sondern ein Mann aus ihren Brüdern seyn. Dies geschahe. Der Fall trat wirklich ein. Sie erhielten Könige aus ihrer Mitte. Saul, Da-vid, Salomo sind die berühmte Nahmen der Ersten. Unter ihnen erhob sich das Reich zu ei-ner unabhängigen achtbaren Macht und zu einem

*) 5 Mos. 17, 14. 15.

nicht geringen Glanze. Sie wünschten, sie hoffsten, und ihre Propheten ließen sie erwarten: daß Davids Geschlecht nicht aussterben, daß Könige aus seinen Nachkommen das Land immer beglücken würden. — Aber bald änderte sich die Lage der Sachen. Innere Zwiste theilten und schwächten das Reich. Aus einem mächtigern wurden zwey schwächere. Auswärtige Könige eroberten das Land, und entführten die Häupter der Familien und ihre Kinder. Nach einem langen Zwischenraume erhielten sie die Freyheit, zurückzukehren in ihr väterliches Land und den Gottesdienst der Väter zu erneuern. Es geschah; aber die vorige Unabhängigkeit, den Glanz unter David und Salomo erhielt das Reich nie wieder. Gegen fremde Könige Egyptens und Syriens kämpfend fiel es unter die Herrschaft der mächtigen Römer; kleine von diesen gesetzte und abhängige Fürsten beherrschten unter ihrer Hoheit das Land; und endlich ward der größere Theil, die Hauptstadt mit dem Tempel, eine ohne Fürsten, durch Stadthalter von Rom regierte Provinz. — Dies war die Verfassung zur Zeit Jesu.

Ueber diese Verfassung trauerten die Patrioten. Immer zur Empörung geneigt, erwarteten sie von Gott einen außerordentlichen König, der die alte Verfassung und den vorigen Glanz des Reichs wieder herstellen sollte, und sie prüften je-

den, in dem sie einen solchen Gesandten der Gottheit ahneten, an dem Hasse gegen die Römer. Daher legten sie auch Jesu die Frage vor: "Ist's recht, daß wir dem Kaiser, einem auswärtigen Herrn, Zins geben?"

Unser Heiland, dem, als einem Religionslehrer, es mehr zu thun war um die gute Gesinnung und das Rechtthun der Einzelnen, als um die Verfassung des Staats, deren Besorgung für andere gehört, überzeugt, daß die fromme gute Gesinnung, welche die Sittenlehre erzeugt, nicht sowohl in der Geneigtheit bestehe, an äußern Veränderungen der Regierung Theil zu nehmen, als in der Kunst, die in jeder Verfassung mögliche Rechtlichkeit zu behaupten, und daß der Religionslehrer jeden, den Herrn wie den Knecht, den, der das Vaterland liebt, wie den, der ausländischen Sitten und Gewohnheiten ergeben ist, zu bessern und mit guten Gesinnungen zu erfüllen suchen müsse — unser Heiland, (sage ich,) gieng auf jene Rechtsfrage nicht ein. Nicht urtheilte er, welche Verfassung und welche Herren sie zu wählen hätten, sondern wie sie sich unter der gegenwärtigen, so wie es recht sey, betragen müßten. "Zeigt mir, sagt er, eure Münze; und da ihr nicht leugnen könnt, daß sie des Kaisers ist; so gebet was Ihm gebührt. Ihr braucht deshalb euern

Tempel und euern Gottesdienst nicht zu verlassen. Gebet dem Kaiser, was des Kaisers ist, und Gott, was Gottes ist.“

Diese friedliche Antwort, die auch den Kräften des Reichs die angemessenste war, mißfiel den Eiferern. Jeder, der sie ins Feld, in den Krieg führte, war ihnen willkommener; und unser Heiland sah das Ende, zu dem eine solche Stimmung führen mußte, das auch nicht lange ausblieb, deutlich vorher. Dies, daß die Eiferer das Volk, die Hauptstadt, den Tempel gleichsam dem Verderben und dem Untergange entgegen rissen, dies, daß er nicht im Stande war, die Unschuldigen, die Verblendeten zu retten, dies war es, diese Theilnahme mit Unmuth gemischt, was unsern Heiland sein Bedauern, seinen Tadel, seine Drohung so stark ausdrücken ließ. Wie oft habe ich deine Kinder retten, wie oft sie dem Ungewitter entziehen wollen, wie eine Henne ihre Küchlein unter ihre Flügel birgt; aber leider! ihr habt nicht gewollt.

So war der Eifer Jesu nicht nur ein gerechter, sondern auch ein wohlwollender, ein Eifer, den die Theilnahme an dem gemeinsamen Wohl so sehr verschönert.

Aus diesem jetzt erläuterten Evangelio bieten sich uns mehrere Betrachtungen dar, die für unser Verhalten eine nähere Beherzigung und Anwendung verdienen.

Auch wir, m. Fr., kommen in dem täglichen Leben, in unsern öffentlichen, häuslichen und freundschaftlichen Verhältnissen oft in den Fall, daß wir uns veranlaßt finden, zu warnen und zu tadeln, und bisweilen vielleicht mit Eifer und Nachdruck. Wir wünschen dann, daß unser Wort nicht vergeblich gesprochen sey, daß es Eingang finde und die gewünschte Wirkung thue. Nicht immer ist dies der Erfolg, und nicht selten aus einem Fehler, der zwar unserm Herzen Ehre macht, den aber unsere Mitmenschen selten gut aufnehmen, und der oft die ganze Wirkung unseres Eifers vereitelt. Ein Fehler, dessen sorgfältige Vermeidung wir an unserm Heilande bewundern können.

Er besteht darin, daß man seinen Tadel und seinen Rath auf Dinge sich erstrecken läßt, die nicht unsere Sache sind, die wir weniger zu verstehen scheinen, über die zu urtheilen Andere mehr Beruf und mehr Fähigkeit haben.

Es ist unglaublich, wie ungeneigt ein Tadel, eine Warnung, ein Rath aufgenommen zu werden

pflegt, oft selbst unter Freunden, wenn er sich auf Gegenstände bezieht, die nicht für uns gehören. Dann gilt man für voreilig, für eigenliebig, für unverständig, für geneigt, sich in Dinge zu mischen, die uns fremd sind, alles wissen, alles entscheiden zu wollen; und ereifert man sich dabey, so entstehen wohl unter Freunden Entzweyungen, die man nicht gefürchtet hatte. Ja wie oft wird, aus Eigenliebe und Stolz, ein Rath unbefolgt, eine Warnung unbenutzt gelassen, blos weil sie von einem Orte, von dem sie nicht kommen sollten oder von Personen, von denen sie zu hören man sich nicht verpflichtet hält?

Es scheint daher zu der Schonung, die wir andern schuldig sind, und zu der Klugheit, die wir mit einem wohlwollenden Herzen zu verbinden haben, zu gehören, daß wir unsere freundlichsten Warnungen sich nicht leicht auf Gegenstände erstrecken lassen, die uns, unserm Berufe, und unsern Verhältnissen fremd sind. Ein Fehler, in den oft die beßten wohlmeynendsten Menschen, bey einiger Lebhaftigkeit, am ersten fallen.

Hierin ist unser Heiland ein nicht zu übertreffendes Muster der Klugheit.

Seine Warnungen, sein Tadel, den er auch mit Eifer ausspricht, bleiben immer in den Grenzen, in welchen sein eigenthümliches Geschäft lag. — Wenn er sonst, außer unserm Evangelio, seine eigenen vertrautern Freunde warnte und tadelte, so bezog sich seine Warnung, oder sein Tadel auf ihre Gesinnung, auf ihre Irrthümer, auf ihre unrichtigen Ansichten, immer auf etwas, worin er sie zu belehren das anerkannte Recht hatte; sie lagen immer in dem Kreise des Lehrers und Freundes. — Auch wenn er gegen Gegner auftrat und mit Nachdruck gegen sie sprach; so trat er nie aus dem Kreise heraus, innerhalb welches man ihm Kenntnisse genug zutrauete und ihm die Wissenschaft eines Meisters zuerkannte. So tadelt er z. B. den Mißbrauch und die Entweyhung des Tempels, weil er wohl wußte, was dem Tempel gebühre, und daß man einem Propheten das Recht, gegen öffentliche Mißbräuche zu eifern, nicht absprach. So tadelt er den Widerspruch, der sich zwischen der Genauigkeit in Beobachtung äußerer Gebräuche und in der Vernachlässigung der Tugenden des Herzens befand; so tadelt er die Sucht, in den Augen der Menge mit seiner Frömmigkeit zu glänzen — eine Eitelkeit, die unsrer Zeit ganz fremd geworden ist, indem man sich vielmehr oft Mühe giebt, weniger fromm zu scheinen, als man wirk-

lich ist; — so tadelt er die Verfolgung derer, welche wohlmeynend warnten; und er spricht über dies alles mit Eifer und Nachdruck. Aber immer bleibt er in den Grenzen, in welchen sich sein Geschäft hielt; nie finden wir ihn, ob er wohl dazu versucht ward, in ein Gebiet ausschweifen, welches nicht das seinige war.

Aber unsere Warnungen, welche wir zu geben berechtigt sind, werden auch um so leichter Eingang finden, wenn sie das Gefühl des Rechts an sich tragen und wenn sie mit dem Ausdruck des Wohlwollens und der Freundschaft begleitet sind.

Wer andere auf Fehler aufmerksam machen, wer sie vor einer Gefahr warnen, wer sie vielleicht mit Ernst tadeln will — der, m. Fr., sorge nur zunächst dafür, daß er das Recht offenbar auf seiner Seite habe.

Ist dies der Fall; können wir fühlbar machen, wie unbillig, oder wie ungerecht eine Handlung ist; können wir zeigen, wie sehr sie mit allen sonst ausgemachten, von uns selbst anerkannten Begriffen streitet; kann uns deutlich gemacht werden, wie sehr wir unsere eigene Grundsätze verleugnen, wie sehr wir gegen die allgemeine Erwartung handeln

würden; wie wir uns hinterher selbst tadeln und die Handlung bereuen müßten; wie das, was wir thun, mit den Vorschriften der Sittenlehre, mit den Gesetzen der Religion, mit den Pflichten des Anstandes, der Ehre, der Menschlichkeit, mit den Pflichten des Vaters, des Gatten, des Sohnes, des Bürgers streitet — — dann, m. Fr., sind wir auch bey einem strengern und lebhaftern Tadel ziemlich gewiß, einen Eindruck zu machen und der Wirkung nicht zu verfehlen, die wir hervorzubringen wünschen. — So unser Heiland, der sich immer auf das Gewissen, auf das eigene Gefühl, auf die bekannten Vorschriften der Religion berief; und dem, wenn er tadelte, Wahrheit, Recht und Pflicht und Religion immer zur Seite stand. Zwar können wir auch dann nicht immer erwarten, daß unser Rath und unsere Warnung Eingang finde; aber die erste Bedingung, wenn sie Eindruck machen soll, ist doch, daß sie gegründet sey und das Recht für sich habe.

Vorzüglich aber wird unsere Warnung von Wirkung seyn, wenn ihr die Freundschaft zur Seite steht, und wenn sie aus einem sichtbar theilnehmenden bekümmerten Herzen entspringt.

Ein Wort der Warnung aus einem freundlichen Munde, mit einem heitern Auge, mit einem

stillen beredten Druck der Hand, oder mit einer Thräne im Auge, dieser Perle der Freundschaft, — es ist unglaublich, von welcher Wirkung eine solche Warnung zu seyn pflegt! Oder auch ein Wort des Ernstes und des Nachdrucks, aus einem bekümmerten Herzen, hindeutend auf die Gefahr, bittend, warnend, beschwörend — wie es die Umstände mit sich bringen — gewiß, solche Warnungen, welche aus einem solchen Herzen kommen, sie treffen das Herz, aus dem sie entspringen; sie bleiben selten ohne die gewünschte Wirkung.

Wer daher warnen zu müssen glaubt, und mit Erfolg zu warnen wünscht, und wer wünscht das nicht? der sorge dafür, daß seinem Herzen nicht die Theilnahme, das Zutrauen, die Bekümmerniß des Freundes fehle. Auch stärkere Reden finden dann Eingang und Gehör; und gesetzt, daß wir nicht immer so glücklich sind, wie wir wünschen, daß zu unserm Schmerz auch wiederholte Versuche fruchtlos bleiben; dann haben wir wenigstens die Beruhigung, gethan zu haben, was das Gewissen, was die Theilnahme, was die Gefahr foderte; und dann werden wir, wie unser Heiland, der über Jerusalem, als er es nicht bessern konnte, weinte, die unglücklichen Verblendeten, wenigstens theilnehmend, der Barmherzigkeit Gottes empfehlen.

Wir alle aber wollen uns Freunde wünschen, die uns zur rechten Zeit, auch mit Wärme, rathen; und wir wollen nach der Weisheit streben, auf den Rath des Freundes zu hören. Wenn der Sanftmüthigere warm und lebhaft wird, dann, meine Freunde, ist Gefahr da; dann haben wir Ursache aufmerksam zu hören und bedachtsam zu prüfen. Wohl dem Menschen, der einen solchen Freund findet! Wer unter uns betet nicht mit dem frommen Verfasser jenes Morgenliedes zu Gott:

" Erwecke mir stets einen Freund,
Der's treu mit meiner Wohlfahrt meynt,
Mit mir in deiner Furcht sich übt,
Mir Rath, und Trost, und Beyspiel giebt!" Amen.

Sechste Predigt

Einige Regeln der Klugheit zu einem minder unglücklichen Leben.

Am Neujahrstage 1812.

Ueber

Psalm 34, 12 — 15.

"Du bists, dem Ehr und Ruhm gebührt:
Und das, Herr, bring ich dir!
Mein Schicksal hast du stets regiert,
Und stets warst du mit mir.

Möge dies die frohe, dankbare Empfindung von uns allen seyn! Amen."

Das menschliche Leben ist mit Gefahren mancher Art umringt. Bald haben wir zu kämpfen mit der Natur und ihren mächtigen Kräften. Der Sturmwind, der Hagel, unterirdische Feuer, Krankheit und Tod, und wie die Ereignisse weiter heißen, denen auszuweichen, oder mit Erfolg entgegen zu arbeiten, wir nicht vermögen, schrecken und beschädigen unser Geschlecht nicht selten. Doch hat der vernünftige Mensch bey diesen Erscheinungen der Natur einen Gedanken, der ihn wenigstens nicht verzweifeln, oder den Muth zu leben ganz aufgeben läßt; und das ist der Glaube: daß die Natur unter der Beherrschung eines Mächtigen

stehe, dessen Mittel zu durchschauen wir zwar nicht vermögen, der aber solche Ereignisse zum Vortheil des Ganzen und der Einzelnen zu leiten, den Verstand, die Macht und den Willen hat.

Eine andere Gattung der Uebel sind diejenigen, welche die Menschen sich selbst bereiten. Die Ursachen davon sind sehr mannichfaltig; ich denke dabey zunächst an eine doppelte. Einmahl giebt es Menschen, welche sich überhaupt an keine Regel des Rechts binden, weil sie glauben, daß das Recht nur in der Einbildung schwacher Menschen vorhanden sey, und daß die Natur nur die Kräfte der Körperwelt und der stärkern Macht kenne; welche daher derer, die sich an die Gebote einer unsichtbaren Gottheit und einer unsichtbaren Geisterwelt, deren Gesetz und Stimme in ihrem Innern wiederhalle, binden, als frommer Einfältiger spotten, und welche sich gegen Alle Alles erlaubt halten, was sie vermögen. Wie sehr diese, wenn sie die Macht dazu haben, die Menschen, welche ihnen nahe kommen, zu plagen pflegen, das mögen wir im eigenen Nachdenken verfolgen, und ich bemerke nur, daß sie in der wirklichen Welt, unter ihrer wahren Gestalt, die sie gern verbergen, selten erscheinen.

Eine andere noch häufigere Ursach der Uebel, welche die Menschen sich selbst bereiten, kommt weniger von einem feindseligen Willen, als von

der Heftigkeit ihrer Begierden und ihren Leidenschaften. Die wenigsten Menschen sind so verkehrt und ausgeartet, daß sie ihre Verbindlichkeit, vielmehr nach dem Rechte und dessen Vorschriften zu handeln, als nach der Willkühr und ihren Eingebungen, leugnen sollten; sie zweifeln nicht an einem innern Gesetz, dem zu folgen sie verpflichtet sind; und sie sind weit entfernt, die gesetzgebende und richtende Macht Gottes und des Gewissens zu bestreiten; aber, oft von der Macht der Sinnlichkeit überwältigt, verkennen sie sich selbst und die sie umgeben; das Unglück, was sie über ihre Mitmenschen und sich selbst bringen, ist geschehen, ehe sie es dachten; und selbst die Reue macht es oft nicht wieder gut. Gewiß ist diese Leidenschaftlichkeit eine noch furchtbarere Quelle der menschlichen Leiden, als der entschiedene Unglaube.

Doch außer dieser doppelten Gattung der Uebel, welche das menschliche Leben oft sehr unsicher und traurig machen, giebt es noch eine dritte, welche nicht sowohl aus Mangel des Glaubens an Gott und Tugend, auch nicht, wenigstens nicht immer, aus Leidenschaftlichkeit entspringen, sondern welche ihren Grund, vorzüglich bey guten Menschen, in einem Mangel der Klugheit und darin haben, daß man zu wenig auf die nächsten uns umgebenden Umstände achtet, und die Frage nicht berücksichtiget: ob es, wenn auch et-

laubt und recht, rathsam sey, ob, was wir zu thun, zu sagen im Begriff stehen und vielleicht für Pflicht halten, nicht besser auf eine andere Zeit ausgesetzt werde; ob durch unsere rechtmäßigen, lobenswürdigen, aber doch nicht streng pflichtmäßigen Handlungen nicht die Plage noch größer, das Leben noch trauriger werde? Wenigstens ist gewiß, daß durch das, was wir Klugheit nennen, die aber nicht zur Verrätherin an der Pflicht werden darf, die Uebel und Plagen des menschlichen Lebens nicht wenig vermindert werden können.

Bey welcher Gelegenheit, und an welchem Tage wäre es wohl ziemlicher, m. Fr., uns Betrachtungen solcher Art, wie die menschlichen Plagen vermindert werden können, zu überlassen, als an dem Morgen eines Tages, der uns den ungewissen Schicksalen eines neuen Jahres übergiebt.

Gegen die Uebel der Natur haben wir theils manche Sicherungsmittel, theils den Glauben an Gott. Gegen die Uebel, welche aus freventlicher Verletzung des Rechts entspringen, haben wir den Schutz der Gesetze; aber die Uebel und Plagen, die von uns selbst, vielleicht, ohne daß wir es glauben, herrühren, müssen wir selbst zu mindern suchen. Und da diejenigen, welche bey einem guten Herzen nur aus Mangel der Klugheit entspringen, meistentheils am wenigsten beachtet zu werden pflegen; so soll, wenn auch nicht allein, doch

vorzüglich, mein heutiger Vortrag diese Uebel und ihre Vermeidung berücksichtigen.

Text:

Psalm 34, 12 — 15.

„Kommt her, Kinder, höret mir zu; ich will euch die Furcht des Herrn lehren. Wer ist, der gut Leben begehret und gerne gute Tage hätte? Behüte deine Zunge vor Bösem, und deine Lippen, daß sie nicht falsch reden. Laß vom Bösen und thue Gutes; suche Frieden und jage ihm nach."

Diese Worte, welche auch der Apostel Petrus*) in dem ersten seiner Briefe wiederholt, enthalten einige Rathschläge für diejenigen, welche glücklich zu leben wünschen. Da dieser Wunsch uns allen gemein ist, und da er sich heute, bey der Eröffnung eines neuen Jahres, natürlich und lebhaft regt; so will ich zum Theil nach Anleitung dieser Worte uns einige Regeln der christlichen Klugheit zu einem minder unglücklichen oder zu einem glücklichern Leben empfehlen.

Wenn ich sie in der ersten Hälfte meines Vortrags werde erläutert und auseinandergesetzt haben; dann wollen wir, nach der Absicht der heutigen Feyer, sie uns noch näher zu bringen suchen.

---

*) 1 Petri 3, 10. 11.

Die erste und allgemeinste Regel, die man Jemanden, der nicht unglücklich seyn will, nach den Grundsätzen der christlichen Religion geben kann, ist die: daß er selbst nicht Unrecht thue, und daß er sich nichts erlaube, was er selbst für Unrecht erklären muß und was sein eigenes Gewissen mißbilliget. Damit stimmt auch der Psalmist in unserm Texte, und damit stimmen die Apostel und unser Heiland überein.

Auch ist dies, unserm eigenen Bewußtseyn zufolge, die Grundlage alles menschlichen Glücks, die Bedingung, ohne welche kein Glück, wenigstens der dauernde Genuß eines Glücks nicht, möglich ist. Wer Unrecht thut, wer sich erlaubt, was sein eigenes Urtheil mißbilligt, was sein Gewissen verdammt, der ist mit sich selbst im Kriege; der hat keinen Frieden im Innern; den läßt der Feind, den er mit sich selbst umherträgt, nie ruhen. Sind die unrechten Handlungen, die er sich erlaubt, der Art, daß er Andere dadurch beschädigt, so ist er auch mit diesen im Kriege; so sind diejenigen seine Gegner, welche er verletzt; so hat er die als öffentliche oder geheime Feinde zu fürchten, denen er Unrecht that. Und sehen wir das Gesetz, das er übertritt, als das Gesetz Gottes, des Gesetzgebers und Richters der Menschen an; so hat er auch keine Freudigkeit zu Gott, eben weil ihn sein eigenes Bewußtseyn verdammt. — Wer

daher glücklich seyn will, der lasse ab vom Bösen; der erlaube sich nichts zu thun, was unrecht ist, was andere verletzt, oder was sein Gewissen verdammt, was der höchste untrügliche Richter mißbilligen und strafen muß. — Er thue dagegen, was recht ist; was das Gewissen verlangt; was andern nützlich ist; und was Gott gefällt. So hat er die Ursache vieles und des größten Uebels, die Unzufriedenheit mit sich selbst, die Feindschaft der Menschen und den Zorn der Gottheit entfernt; so ist er mit sich selbst eins, und fürchtet weder Menschen, noch die göttliche Strafe.

Aber nicht genug, daß man selbst nichts unrechtes thue; wer glücklich seyn und gute Tage sehen will, der muß auch manches Unrecht zu dulden im Stande seyn, besonders dasjenige, was er nicht ändern kann, und wo der Widerstand das Unglück offenbar nur vermehren würde. — Dies ist eine sehr schwer zu befolgende, aber doch sehr nützliche Regel. Unrecht zu dulden, ohne es zu erwiedern, ist schon aus dem Grunde sehr schwer, weil die duldenden Tugenden weit weniger leicht sind, und mehr Stärke erfordern, als die handelnden Tugenden. So ist es, zum Beyspiel, weit schwerer, ruhig zuzusehen, wenn ein Unschuldiger gemißhandelt wird, als ihm beyzuspringen; so ist es dem Reichen weit leichter, zu geben, als dem Armen, sich vom Unrecht zu enthalten.

So gehören gewiß die Tugenden der Gelassenheit, der Sanftmuth, der Ertragung des Unrechts, besonders bey lebhaften Gemüthern, zu den schwersten. Und die letztere insbesondere, die Ertragung des Unrechts, die Sorgfalt, auszuweichen, damit man nicht reitze, ist aus dem Grunde so schwer, weil es dem Menschen natürlich ist, sich zu vertheidigen, zumahl wenn er offenbar Unrecht leidet; und weil dann eine doppelte Art der Anstrengung nothwendig wird: einmahl die Duldung des Unrechts selbst, und dann die Besiegung des Triebes, sich zu vertheidigen und das Unrecht abzuwehren.

Aber so schwer diese Tugend ist, so nothwendig ist sie doch in vielen Fällen, und so gewiß dient es zur Verminderung der menschlichen Leiden, wenn der Schwächere den Verstand, den Muth und die Entschlossenheit hat, zu dulden, was nicht zu ändern ist, damit er nicht seine Kraft unnütz verschwende und sich und andere noch unglücklicher mache, als er schon durch die List oder die Gewalt Anderer ist. — Wie wir oft den Kräften der Natur zu widerstehen nicht vermögen, und uns ihr gleichsam hingeben und überlassen müssen; so werden auch oft Menschen so mächtig, daß man ihnen zu widerstreben nicht im Stande ist, daß man die Besonnenheit, den Muth, die Entschlossenheit haben muß, zu dulden, weil man nicht nur

ohne Erfolg, sondern zu einem noch größern Unglück widerstreben würde. Wer fühlt nicht, wie viel Klugheit und wie viel Selbstmacht dazu gehört, und wie achtungswerth eine solche Gesinnung und ein solcher Entschluß ist. Auf eine solche Denkart läßt sich anwenden, was Salomo*) sagt: wer in solchen Fällen seines Muthes, seines Zorns Herr ist, ist besser, denn der Städte gewinnet.

Eine dritte Regel, um vieles Elend zu mildern, ist: daß man seine Zunge und sein Urtheil im Zaume halte, besonders alsdann, wann derjenige, der uns reißt oder Unrecht thut, in der Leidenschaft ist. Worte und Urtheile verletzen oft mehr als Handlungen, besonders je richtiger und treffender sie sind, je mehr derjenige, auf den sie sich beziehen, die Wahrheit davon selbst fühlt. Es sind Pfeile, die zwar nicht tödten, aber schmerzlich verwunden; und wie der Verwundete noch mehr gereitzt und in Wuth gesetzt wird; so derjenige, der von der Wahrheit getroffen und verwundet wird. — Nun kann es zwar in sich nicht unrecht und schädlich seyn, ein Urtheil zu fällen, das der Wahrheit gemäß ist; aber so erlaubt es seyn mag, so wenig ist es doch in vielen Fällen der Klugheit gemäß, der Klugheit, welche das Unglück nicht ohne Noth vergrößert, sondern, wenn es seyn kann, vermindert.

*) Sprüchw. 16, 32.

Es ist daher eine große, aber auch eine sehr schätzbare Kunst von großem Werth, seiner Zunge mächtig zu seyn, und sein Urtheil, wie wahr, wie treffend, wie gerecht es seyn mag, bisweilen zurück zu halten. — Diese Fälle treten besonders ein, wenn der Schwache den Mächtigern, in dessen Gewalt er ist, dem er zu widerstehen nicht die Kraft hat, nur noch mehr reitzen, erbittern und in Wuth setzen würde. Dann möchte man einem solchen zurufen: So recht du hast, so wahr dein Urtheil, so gerecht dein Unmuth ist; so schweige deine Zunge; so halte dein Urtheil zurück; so beweise die den Umständen angemessene Stärke der Seele dadurch, daß du nicht nur den Muth zeigest, zu dulden, was nicht zu ändern ist, sondern auch selbst dein Urtheil zurück zu halten. Heil dem Schwachen, der diese Besinnung und Selbstbeherrschung hat! Er wird sich viele Leiden ersparen.

Ein anderer Fall, wo die Beherrschung der Zunge und das Schweigen eine große Tugend, die viel Unglück verhütet, ist, ist der: wenn derjenige, mit dem wir entzweyt sind, der uns reitzt, in der Leidenschaft ist; wenn Gegenreden nur die Flamme des Zorns und der Wuth, ohne Nutzen, noch mehr anfachen würden.

Wie oft dies, m. Fr., in unsern Häusern, nicht immer unter eigentlich bösen, sondern auch

unter guten Menschen, bey Gatten, bey Geschwistern, bey Befehlenden und Gehorchenden der Fall ist, das sagt uns die tägliche Erfahrung. Wenn das Feuer verloschen, wenn die Hitze verflogen ist, wenn der Sturm der Leidenschaft sich gelegt hat, wenn die Ruhe der Seele zurück gekehrt ist; dann läßt sich durch eine besonnene Gegenrede das Unrecht, das uns geschah, leicht fühlbar machen; dann erneuert sich bey einer vernünftigen Gegenvorstellung die Aussöhnung leicht; da hingegen durch eine Erwiederung im Augenblicke des Zorns nur eine Beleidigung die andere verfolgt, die Entzweyung vergrößert und die Erbitterung auf den höchsten Grad getrieben haben würde. — Es gehört daher gewiß zu den schätzbarsten Eigenschaften, und zu der wahrhaft christlichen Klugheit der Gatten, der Geschwister, der Hausgenossen, wenn sie in solchen Augenblicken der aufwallenden Leidenschaft die Besonnenheit haben, ihre Zunge zu beherrschen, und dem Ungestüme der Leidenschaft das Ruhige und Besonnene der Mäßigung entgegen zu setzen. — Gewöhnlich, wie wir dankbar gestehen wollen, übertrifft uns, die lebhaftern ungestümern Männer, in dieser Kunst das zärtere Geschlecht der Frauen; wir wollen sie dafür segnen und sie bitten, daß sie vor allem diesen Sinn ihren Töchtern einflößen.

Endlich habe ich noch eine Regel, deren Beobachtung nicht wenig zur Erhaltung des Friedens und der wechselseitigen Freundschaft beyträgt. Sie ist diese: daß man in dem gesellschaftlichen Leben gewisser Vorurtheile der Menschen schone, und sie, so unrichtig sie seyn mögen, nicht bestreitend angreife, Vorurtheile, mit denen sie aufgewachsen sind, deren Bestreitung sie erbittert und die man ihnen doch nur vergeblich zu entreißen suchen würde. — Es giebt nehmlich fast in allen Ständen, Geschäfts- und Berufs-Arten, in Städten, Dörfern, Häusern, gewisse vorgefaßte Meynungen, die wir von Jugend auf hören, die mit uns heranwachsen, die uns nicht blos wahr scheinen, sondern die uns auch werth geworden sind, weil wir sie von Personen hörten, für die wir Achtung haben, weil daran mancher vermeynte oder wirkliche Vorzug hängt, kurz Vorurtheile, die mit unserer Eigenliebe auf das engste zusammen hängen.

Nicht leicht pflegt etwas so sehr zu erbittern, als wenn solche Meynungen, die oft keinen oder nur einen geringen Einfluß auf unsere wichtigeren Handlungen haben, die auch den bessern Menschen eigen zu seyn pflegen und die oft mehr eine Lächerlichkeit, als etwas Böses sind — nichts pflegt so sehr zu erbittern und Bekannte und Freunde leichter zu trennen, als die Bestreitung solcher

Vorurtheile. Sie ist aber um so weniger pflichtmäßig oder nothwendig, so ungegründet sie seyn mögen; je weniger sie meistentheils Einfluß auf die wichtigern Handlungen der Menschen zu haben pflegen, da sie gewöhnlich nur ein Mangel der richtigen Beurtheilung in einem gewissen Kreise von Vorstellungen, der zu lächerlichen, nicht ein Fehler des Herzens sind, der zu bösen Handlungen verleitet.

Es ist daher gewiß eine der wichtigsten Regeln der Klugheit, wenn man Frieden und Eintracht erhalten, und wenn man weniger unglücklich seyn will, daß man solche Vorurtheile der Menschen schone, daß man sie nicht bestreite, nicht lächerlich mache; daß man in dieser Rücksicht seine Zunge, seine Spottlust und seinen Witz, und seine Begierde, durch Einfälle zu glänzen, mäßige.

Die Beobachtung dieser Grundsätze wird auch uns, m. Fr., nicht wenige Uebel ersparen oder erträglich machen, wenn wir sie auf uns anwenden und uns zur Befolgung vorschreiben wollen. Und daher wage ich sie uns insbesondere bey dem Antritt eines neuen Jahres zu empfehlen.

Vor allen Dingen wollen wir uns den Grundsatz vorschreiben: nie Unrecht zu thun, nichts, was wir selbst mißbilligen müssen, was unser Gewissen verdammt. Schriebe sich Jeder unter uns

diesen Grundsatz vor, verspräche er sich heute selbst seine Befolgung: o, die schlimmste Art der Uebel verschwände dann unter uns, und mit ihnen verschwänden die Reue, die innere Pein, die Unruhe und Furcht, quälende Vorwürfe und die Angst am Tage des Gerichts. — Wer ist unter uns, m. Fr., der gern gute Tage sähe, der auch in diesem Jahre von innern Peinigungen frey seyn möchte: er lasse ab vom Bösen, er thue Gutes, er enthalte sich vom Unrecht.

Aber, lasset uns nicht nur nicht Unrecht thun, sondern lernen wir auch das Unrecht ertragen, besonders wenn wir es zu ändern nicht im Stande sind. Eine schwere, aber doch nicht unmögliche Kunst. Sie wird uns erleichtert durch die Pflicht der Selbsterhaltung und der Erhaltung der Unsrigen, durch die Ueberlegung: daß es klüger ist, ein kleineres Uebel zu dulden, als größere über sich zu häufen; durch die Hoffnung, daß die Welt nicht ohne Veränderung bleibt; daß die Hülfe oft näher ist, als wir glauben; durch Vertrauen auf Gott und durch die Ueberlegung: daß uns Gott nicht blos zum ruhigen üppigen Genießen bestimmt hat, sondern auch zum geduldigen Ertragen, und daß durch solche Uebungen der Geist des Menschen auf mannichfaltige Art ausgebildet und veredelt wird.

Vorzüglich aber wollen wir uns gewöhnen, unsere Zunge, unser Urtheil, unsere Gegenrede zu beherrschen. — „Die Zunge, sagt Jacobus *) so wahr, ein kleines Glied, richtet große Dinge an; wie ein kleines Feuer, welchen Wald zündet es an!“

Zu unserer Klugheit im häuslichen, im geselligen, im öffentlichen Leben wollen wir daher die Bemühung rechnen, schweigen zu lernen, besonders wenn die Leidenschaft erregt, wenn der Verstand verblendet, wenn die ruhige Ueberlegung gewichen ist, wenn ein Wort, ohne Ruhe, das andere verfolgt. Dies sey besonders eure Klugheit, die ihr in nähern engern Verhältnissen lebt, die sich vielfach und fast beständig berühren, und die ihr durchaus durch Milde und Sanftmuth das Leben euch erleichtern müsset, ihr Gatten, ihr Gebietenden und Gehorchenden, ihr, die ihr in einem Hause zusammen wohnet, und die ihr euch vorzüglich durch Aufmerksamkeit, durch Freundlichkeit und sanfte Milde die Tage des Jahres erheitern sollt. Durch ein solches Schweigen zu rechter Zeit wird der Friede erhalten oder hergestellt, und gewiß des Zwistes und des Bösen Viel vermieden.

Und endlich wollen auch wir es uns zur Regel machen, der Vorurtheile, besonders der mehr

*) Jacob. 3, 5. 6.

einfältigen und lächerlichen, zu schonen. Wir alle haben dergleichen. Unser Haus, unsere Stadt, unser Beruf, unser Umgang nähren dergleichen; wir sind mit ihnen aufgewachsen, sie sind uns zur Gewohnheit, zur andern Natur geworden. Auch der Klügste ist nicht ganz frey davon. Tragen wir uns also mit unsern kleinen Schwächen. Sie angegriffen, bestritten, lächerlich gemacht zu denken, das würde uns in Unmuth, in Streit, in Erbitterung setzen. — Was uns diese Schonung, diese Klugheit giebt, oder erleichtert, ist die Ueberlegung: daß kein Mensch ohne Vorurtheile und Fehler ist; daß man zufrieden seyn muß, wenn das Mehrere an dem Menschen gut ist; daß ein sonst braver, rechtschaffener, dienstfertiger Mann dennoch nicht ohne Schwäche ist; und wenn man sich gewöhnt, vielmehr das Gute, Lobenswerthe, Wahre an dem Menschen aufzusuchen, als das Lächerliche, Schiefe, Thörichte. — Eine solche Schonung wird die freundschaftlichen Verhältnisse erhalten und das Leben nicht wenig erheitern.

Und vereinigt man mit diesen Gesinnungen der Rechtlichkeit, der Duldung, des Nachgebens und der Schonung, für die Unfälle, die aus der Natur oder aus der Verbindung der Dinge entspringen, die zu mindern oder abzuwenden menschliche Weisheit und menschliche Kraft nicht vermag, den Glauben an ein höheres verständiges Wesen,

an den Geist, der weise, gerecht und wohlwollend, Alles zum Besten des Ganzen leitet, der nach dem Sturm die Sonne, nach der Finsterniß der Nacht die Morgenröthe des Tages wieder erscheinen läßt; der selbst unveränderlich die Veränderungen der Welt zu einem festen Ziele lenkt; verbindet man mit jenen Grundsätzen diesen Glauben: so wird man auch bey den Unfällen, die uns ohne unser Verschulden treffen, nicht ohne Trost und Beruhigung seyn; und kommt dazu endlich ein einigermaßen fröhlicher Sinn, der eine unschätzbare Gabe Gottes ist, zu dessen Erhaltung wir aber auch beytragen können; so wird wahrscheinlich durch diese Klugheit unsere Glückseligkeit auch für das kommende Jahr einen erheblichen Zusatz erhalten.

Gebet.

„Dir aber, Herr und Vater unseres Lebens, weiser Regierer und Beherrscher der Welt, Dir und Deiner Weisheit übergeben wir uns aufs neue für den Abschnitt unseres Lebens, den wir heute beginnen. Segne und beschütze Du, dies ist der erste Wunsch, den wir vor Dir niederlegen, unsern theuersten Landesregenten; erhalte sein kostbares Leben und das Leben seiner Gemahlin, seiner Tochter, der Mutter und des Bruders, und laß es diesem uns so theuern Fürstenhause in allen Zweigen desselben nicht an dem fehlen, was ihre

Tage wahrhaft froh und glücklich macht. Segne und beglücke die für uns und dieses Land so wichtigen Männer, welche Du ihm zu Freunden, Räthen und Gehülfen, gegeben hast, und, wie sie den ihrer würdigen Sinn besitzen, nie Unrecht zu thun, so gieb, daß auch ihre Bemühungen, dem Unrecht und der Gewaltthätigkeit zu steuern, nicht ohne Erfolg bleiben. — Diese Freude gewähre insbesondere auch dem zur Pflege der Gerechtigkeit und zur Erhaltung der Ordnung und Sicherheit jeder Art vereinten Kreise der Redlichen, die, stünde es in menschlicher Macht, jedes Unrecht und jede Gewalt verbannten und uns nur die Früchte der Ordnung, der Ruhe und des Wohlstandes genießen ließen. — Leite und segne alle Räthe und Diener unsers Landesherrn, die in irgend einer Gattung der Geschäfte und der Sorgen für das Beste des Landes thätig sind, und verleihe allen Obrigkeiten und Beamten, auch insbesondere dem Rathe unserer Stadt, den Sinn, jedem Unrecht und jeder Gewalt zu steuern und des gemeinen Wesens wahrhaftes Beste zu suchen. — Erhalte unter uns die Kenntnisse und Gesinnungen der christlichen Religion, und erleuchte und stärke diejenigen, welche für ihre Verbreitung und Wirksamkeit zu wachen und thätig zu seyn den Beruf haben. Leite durch deinen Geist, den Geist der Wahrheit und des Rechts, alle diejenigen, welche

an der Unterweisung und Bildung Erwachsener und der Jugend arbeiten; und segne insbesondere diese uns so werthe Stadt und ihre Bewohner. Erhalte in ihr und unter ihren Bürgern den Sinn, der zu ihrem Ruhme sie auszeichnet, Niemanden Gewalt noch Unrecht zu thun, die unvermeidlichen Uebel zu ertragen, und sich wechselseitig das Leben durch Rath und Hülfe zu erleichtern. Segne den Fleiß des thätigen Handelsstandes, des kunstreichen und nützlichen Arbeiters. Laß es ihnen nicht an Wohlstand und an den Mitteln fehlen, des Lebens froh zu werden, gute Tage zu sehen und auch andern wohlzuthun und nützliche Anstalten zu unterstützen. Schenke den Häusern Eintracht und Friede, Weisheit in der Erziehung, gute Beyspiele, Häuslichkeit und Fleiß. — Der Nachbar schone des Nachbars, und wisse auch zu dulden und die Fehler und Eigenheiten Anderer zu tragen. Mögen insbesondere unsere Kinder gedeihen und verständig und gut werden! Möge jeder Arme, jeder Nothleidende, jeder Gedrückte, jeder im Stillen Seufzende, mögen Witwen und Waisen die Erleichterung, die Hülfe, den Trost finden, deren sie bedürfen! Mögen wir alle, Theil zu nehmen, hülfreich zu seyn, wo Hülfe Noth ist, nicht ermüden!

Insbesondere aber lehre uns alle durch deinen Geist die höchste menschliche Weisheit, die Weis-

heit, nie Unrecht zu thun, auch im Verborgenen, auch allein, nicht, und uns jeder Gewaltthätigkeit und jedes Betrugs zu enthalten. Aber führe uns auch zu der Klugheit, die das Unrecht, das unvermeidliche, mit Ergebung und unter Hoffnung erträgt und duldet; und schickst du über uns die Prüfung, leiden zu müssen, so gieb, daß wir den Ruhm haben, nicht als Schuldige, nicht um Missethat *) willen zu leiden, sondern um des Gewissens und um Wohlthat willen; und laß uns den Glauben nicht verlieren, daß die Sache des Unschuldigen die deinige ist, und daß Du Jedem vergelten wirst zu rechter Zeit und nach seinem wahren Werth. Dir unterwerfen wir uns in Demuth und Vertrauen. Dir, dem Höchsten, dem heiligen Regierer der Welt, sey Preiß und Anbetung jetzt und immerdar. Amen!

*) 1 Petr. 2, 19. 20.

Siebente Predigt.

Warnung vor einer zu großen Empfindlichkeit.

Am ersten Bußtage 1812.

Ueber

Ephes. 4, 2.

Der Geist unseres Herrn und Heilandes Jesu Christi, der Geist der Eintracht, der Liebe und der verzeihenden Güte sey mit uns Allen! Amen.

Obgleich unsere Bußtage vorzüglich angeordnet scheinen mögen, um Menschen, welche noch wenig an ihre Besserung gedacht haben, und welche sich ungescheut selbst solchen Vergehungen überlassen, die sogar gegen die bürgerlichen Gesetze streiten, zu erschüttern, und sie zum Nachdenken und zur Buße zu rufen; und obgleich dies ein sehr würdiger Zweck einer solchen Feyer ist: so ist doch ein anderer Zweck, welcher sich auf die Bessern, die schon die erste Buße gethan haben und gegen ihre Mängel und Fehler nichts weniger als gleichgültig sind, bezieht, nicht minder wichtig, oder vielmehr noch weit wichtiger, weil er nicht nur eine weit größere Zahl umfaßt, sondern weil auch der Erfolg weniger zweifelhaft scheint.

Denn derjenigen Menschen, welche sich gewissenlos den gröbsten Verbrechen, die der Strafe der Obrigkeit unterliegen, zum Beyspiel des Betrugs, des Raubes, des Mordes und ähnlichen, hingeben, sind doch in Vergleichung mit denjenigen, welche solche Verbrechen scheuen, nur wenige; an den Orten, wo sie erinnert werden könnten, in unsern kirchlichen Versammlungen, sind sie selten gegenwärtig; und überhaupt scheinet für solche die Strafe der Obrigkeit ein weit wirksameres Mittel zu seyn, um sie zum ernsten Nachdenken und zu einem bessern Entschluß zu bringen, als eine Ermahnung, die sie nicht hören oder beachten, oder als die Androhung einer göttlichen Strafe, die sie sich ohnehin erst als künftig und entfernt denken, und die sie vielleicht noch abzuwenden hoffen.

Dagegen erscheint die Wirkung solcher Tage weit größer, wenn man dabey hauptsächlich diejenigen ins Auge faßt, welche, frey von jenen groben Vergehungen, schon mehr und ernstlicher bemüht sind, sich zu vervollkommnen; welche uns danken, wenn sie auf ihre Mängel und Fehler, auf die Ursachen davon und auf die Mittel, sich davon zu entwöhnen, aufmerksam gemacht werden; und wenn überhaupt der Tag der Buße als ein solcher betrachtet wird, an welchem jeder, der Bessere wie der minder Gute, über sich selbst nach-

denken und überlegen soll, was er an sich zu bes-
sern hat.

Ob nun zwar dies letztere am besten Sache unserer stillen mit uns selbst beschäftigten beson-dern Andacht ist; so kann uns doch auch die öffent-liche und gemeinsame Feyer dazu nützlich werden, indem hier, an dieser heiligen Stätte, nicht nur die Sache selbst uns wichtig gemacht wird; son-dern indem auch hier gewisse fehlerhafte Arten zu empfinden, zu denken und zu urtheilen, besonders wenn sie leicht Mehrern gemein sind und in unsern Verhältnissen oft vorkommen, hervorgehoben und ins Licht gesetzt werden, und unsere Aufmerksam-keit darauf besonders gelenkt wird.

Eine solche fehlerhafte Stimmung, die sich oft an vortrefflichen Menschen, die unserer Ach-tung und Liebe werth sind und sie wirklich besitzen, findet, die unsere häuslichen und öffentlichen Ver-hältnisse nicht selten stört, die Freunde und Gat-ten entzweyt und das Leben minder angenehm macht, ist unter andern jene zu große, leicht reitzbare Em-pfindlichkeit, welche leicht verwundet wird, welche argwöhnisch immer schlimme Absichten vermuthet, und auch das Unschuldigste oder Gutgemeinteste übel deutet, sich selbst und Andern das Leben ver-bittert, und welche dadurch nicht selten zu geheim-men Unmuth, oder zu lautem Tadel, zu kleinen

bittern Zwisten oder zu förmlichen Entzweyungen die Veranlassung giebt.

Es ist merkwürdig, daß dieser Fehler oft mit manchen Tugenden und mit der Strenge darin, ja mit einer großen Gewissenhaftigkeit, gepaart seyn kann; und es ist traurig, daß er sich, wie jeder andere Fehler, durch die Gewohnheit verstärkt, und daß er oft zu Ungerechtigkeiten verleitet, die wir hinterher bereuen, ohne immer sie wieder gut machen zu können.

Es hat mir daher dem Zwecke unserer heutigen Andacht nicht unangemessen geschienen, wenn ich uns vor dieser fehlerhaften Stimmung des Gemüths, die einen so großen Einfluß besonders auf den häuslichen Frieden hat, warnte; und uns auf den Werth der Gesinnung aufmerksam machte, welche gern entschuldigt, welche selbst wirkliche Fehler nicht sehen mag, und überhaupt zur Vertragsamkeit und zu einer liebevollen Beurtheilung geneigt ist. — Je mehr wir schon im voraus überzeugt sind, daß dies eine Gesinnung von großem Werthe ist, um so mehr werden wir wünschen, daß unsere Andacht nicht ohne Erfolg sey.

Text:

Epheſ. 4, 2.

„Vertraget Einer den Andern in der Liebe."

Die Tugend, welche der Apostel in diesen Worten empfiehlt, ist eine der köstlichsten. Ein vertragsa-

mes Gemüth, welches nicht leicht zürnt, ist in allen Verhältnissen willkommen; da, wo Menschen etwas gemeinschaftlich zu bewirken haben, oder in Geschäften; im täglichen Umgange und im häuslichen Leben. Aber diese Tugend hat einen großen Feind an jener, nicht seltenen, Neigung zur Empfindlichkeit, die sich leicht beleidigt, zurückgesetzt, vernachlässigt, unehrerbietig behandelt, oder getadelt glaubt, die dadurch zum Widerspruch, wenigstens zum Mißmuth über die Personen, welche nach ihrem Mißtrauen in der Absicht handeln sollen, um wehe zu thun, gereitzt wird; und die daher die schuldlosesten Worte, Mienen und Handlungen mißdeutet. Eine solche Stimmung stört den häuslichen Frieden; sie ist lästig in Geschäften; und sie erkältet und entzweyt oft die wärmsten Freunde.

Ich werde daher, um die Tugend der Verträgsamkeit zu empfehlen, vor dem Fehler einer zu großen Empfindlichkeit warnen. Wir wollen aber zuerst die Natur, die Aeußerungsarten, und die Quellen einer solchen Stimmung aufsuchen; dann unsere Aufmerksamkeit auf ihre Nachtheile richten; und endlich einige Mittel angeben, durch die man sich davon entwöhnt.

Wir erinnern uns leicht, was wir unter einer zu großen Empfindlichkeit verstehen. Em-

pfindlich ist derjenige, der leicht gereitzt, leicht verwundet wird; der leicht einen Eindruck empfängt, der ihm wehe thut und ihn mit Unmuth und Unwillen gegen denjenigen erfüllt, von dem der Eindruck kommt; der leicht glaubt, daß dies absichtlich geschahe, um wehe zu thun. Solche Personen gleichen einem Kranken, der viele empfindliche Stellen an seinem Körper hat, den jede Berührung schmerzt, und der sich besonders mit Unmuth gegen diejenigen erfüllt fühlt, von welchen er glaubt, daß sie ihn absichtlich berühren.

Die Ursachen, aus welchen eine solche Empfindlichkeit entspringt, sind eben so verschieden, als die Sache, auf welche sie sich bezieht.

So giebt es Personen, welche fast Alles, was Andere reden und thun, besonders wenn es einen Tadel ausdrückt, auf sich selbst beziehen, und sich angegriffen und beleidigt fühlen durch alles, was entweder blos im Allgemeinen, oder in Beziehung auf Andere gesagt war. Man kann nicht leugnen, daß dies oft Menschen von vorzüglich guter Denkart sind. Sehr mit sich selbst, mit ihren Schwächen und Fehlern, die ihnen nicht unbekannt sind, beschäftigt, glaubend, daß diese Andern eben so gegenwärtig sind als ihnen selbst, und Andern die Absicht zutrauend, zu tadeln, zu

spotten und wehe zu thun, sehen sie sich als das Ziel ihrer Worte und Handlungen an, die doch entweder auf andere Personen gemeynt, oder als allgemeine Gedanken gesagt waren; und fühlen sich so durch jedes tadelnde Wort verletzt, indem sie alles auf sich und ihre Verhältnisse beziehen. Solche Personen sind in so fern sehr schätzbar, daß sie mit sich selbst und ihren Fehlern nicht unbekannt sind; aber sie irren darin, daß sie alles auf sich beziehen, und daß sie Andern die Absicht zutrauen, sie auf ihre Fehler aufmerksam zu machen und ihnen versteckt zu sagen, was ihnen unangenehm ist und wehe thut. Und dadurch werden sie nicht nur selbst betrübt; sondern sie fassen auch einen geheimen Unwillen gegen diejenigen, mit welchen sie im Umgange sind, und welche eine solche Absicht nicht hatten, und ein solches Mißtrauen nicht verdienten.

Nicht äußert sich diese Empfindlichkeit ohne Unterschied gegen Jedermann und auf eine gleiche Art, sondern besonders gegen Manche, und namentlich gegen diejenigen, die uns in den gewöhnlichen Verhältnissen des Lebens gleich sind, und denen wir kein Recht zugestehen, sich über uns zu erheben und uns zu tadeln. Daher findet diese Empfindlichkeit vorzüglich statt unter Mitgliedern des Hauses, unter Geschwistern, und, was oft traurig ist,

unter Gatten. — Weit eher erträgt man ein tadelndes Urtheil, das man auf sich selbst bezieht, von einer Mutter, einem Vater, einem einsichtsvollen Manne, einer erfahrnen Freundin, zumahl wenn sie mit Einsicht ein wohlwollendes Aeußeres verbinden. Aber weit weniger erträgt man es, und wenn es nicht minder richtig oder noch richtiger wäre, von einem Gefährten, einem Bruder, einer Schwester, einem Freunde gleiches Alters, zumahl wenn er sich dadurch über uns zu erheben und sich vor uns einen Vorzug beyzulegen den Schein hat. Dann wird unsere Eigenliebe rege; dann glauben wir unser Ehrgefühl verletzt und es entstehen oft aus dem unschuldigsten Worte, aus der bestgemeyntesten Handlung Zwiste, die den Frieden stören und Geschwister und Gatten entzweyen.

So äußert sich eine andere Art der Empfindlichkeit, welche aus einer zu hohen Meynung von uns selbst und aus Herschbegierde entspringt, vorzüglich da, wo eine von der unsern abweichende Meynung, oder ein Widerspruch geäußert wird; wenn man unsern Urtheilen, unsern Wünschen und unsern Planen nicht beytritt; und das besonders alsdann, wenn dies von Niedern geschieht, denen man kaum eine andere Meynung gestattet, bey denen man es unbescheiden findet, uns zu widersprechen. Oft begegnet dies Personen von

Einsicht und Verstand, deren Urtheile gewöhnlich richtig sind, und die dadurch und durch ihren Rang und durch ihren Einfluß zu herrschen gewohnt sind. Eben weil sie gewöhnlich Recht haben, glauben sie es überall haben zu müssen. Und wird nun einmahl ihrem Urtheile nicht gehuldigt, wagt es noch dazu ein Niederer, ihrer Meynung, ihrem Vorschlage, ihren Mitteln etwas anderes entgegen zu setzen; dann bricht ihre Empfindlichkeit in Zorn aus, dann werden sie feindselig gesinnt; und wird ihr Plan vielleicht gar vereitelt, so vergessen sie nie, so ist ihre Empfindlichkeit oft unversöhnlich.

Eine ähnliche Art der Empfindlichkeit äußert sich oft bey denen, welche sich leicht gekränkt, in der ihnen schuldigen Achtung verletzt, und nicht ehrerbietig genug behandelt glauben, wenn die durch Gewohnheit eingeführten Höflichkeits- und Ehrfurchts-Bezeigungen nicht mit genugsamer Aufmerksamkeit beobachtet werden. Oft ist daran bey den Niedern, von welchen sie erwartet werden, nur Unbekanntschaft, Mangel der Gewöhnung, oder eine ihnen durch Herablassung eingeflößte Vertraulichkeit Schuld. — Aber leicht wird hier, aus Eitelkeit und Stolz, eine Empfindlichkeit rege, die einen geheimen Unmuth zurückläßt, die die nothwendigen Verhältnisse stört, die mit einer

vernünftigen christlichen Ertragung sich nicht vereinigen läßt.

Aber am widrigsten wird eine solche Reitzbarkeit oft nur durch Verwöhnung und durch Unachtsamkeit auf sich selbst; dadurch, daß man jedem ersten Eindruck nachgiebt und ihn zu äußern kein Bedenken trägt. Und das besonders unter Personen, welche gewöhnlich zusammen leben, welche sich wenig Aufmerksamkeit und Schonung schuldig zu seyn glauben; und welche sich selbst leicht jede Aeußerung ihrer Empfindlichkeit verzeihen. — Es ist unglaublich, wie sehr sie sich dadurch das Leben verbittern, und wie sehr sie Ursach haben, eine solche Gewohnheit zu brechen und ihr entgegen zu arbeiten.

Und dies führt mich nun auf die Unannehmlichkeiten und Nachtheile, welche mit einer solchen Stimmung verbunden sind. Sie sind in der That mannichfaltig und groß.

Für diejenigen, welche eine solche Empfindlichkeit haben, ist dieser Zustand nichts weniger als angenehm. Es kann unmöglich erwünscht seyn, sich fast immer gereitzt, verwundet, unmuthig gemacht zu fühlen; bald durch ein gesagtes Wort, durch eine bemerkte Gebehrde, bald durch eine

vermißte Höflichkeit, bald durch einen erfahrnen Widerspruch. Eine solche Stimmung ist dem Zustande eines Kranken ähnlich, dem fast jede unvorsätzliche Berührung eine schmerzliche Empfindung verursacht.

Aber diese schmerzliche Empfindung wird noch weit widriger, wenn sich damit die Vorstellung paart, daß die Verletzung und der erregte Schmerz Absicht desjenigen war, der ihn verursachte. Dann werden wir um so mehr gereitzt, nicht blos durch die widrige Empfindung, die die Sache erregte, sondern auch durch die Vorstellung, daß das, was uns unangenehmes widerfuhr, mit einer frohen Schadenfreude verbunden war. Ein Mensch, der häufig unter solchen Gefühlen leidet, ist gewiß sehr zu bedauern.

Aber eben so sehr sind es auch diejenigen, welche sich in der Nähe, in dem Umgange, in häuslichen oder Geschäfts-Verbindungen mit solchen Empfindlichen befinden.

Außerdem daß es peinlich ist, solchen Personen, die so leicht verwundbar sind und übel deuten, nahe zu seyn, erschwert es den Umgang, hemmt die freye offene Mittheilung, und benimmt den Muth zu sagen, was man denkt, weil man im-

mer besorgt ist, denjenigen durch ein Wort, durch eine Miene, durch eine Aeußerung zu verletzen, an dem man diese Empfindlichkeit kennt.

Kommt dazu noch die Befürchtung, daß uns sogar die Absicht, wehe zu thun und zu verletzen, zugetrauet werde; dann wird der Zustand um so ängstlicher, weil man nicht blos zu beleidigen, sondern auch die Freundschaft, das Wohlwollen und das Zutrauen zu verlieren fürchten muß. — Und dies ist in der That kein erwünschtes Verhältniß.

Aber oft hat eine solche Empfindlichkeit noch weit ernstlichere Folgen. Ich rede nicht von den Ungerechtigkeiten, zu denen man verleitet werden kann, wenn man keinen Widerspruch, keine Verletzung der eingeführten Höflichkeitsbezeigungen ertragen kann. Aber wie natürlich ist es, daß dadurch oft eine Kälte in der Freundschaft und selbst eine förmliche Entzweyung erfolge, indem man denjenigen kaum für seinen Freund halten kann, von dem man oft verwundet wird, und dem man vielleicht die Absicht und die Schadenfreude zutraut, uns wirklich zu verletzen.

Aber am traurigsten ist es, wenn solche Entzweyungen unter Personen entstehen, die sich be-

ständig nahe sind und die in den freundschaftlichsten Verhältnissen leben sollten, zwischen Gespielen, zwischen den Genossen eines Hauses, zwischen Verwandten, Geschwistern, und am meisten zwischen Gatten und Gattinnen. — O wehe dem Hause, in welchem der Geist der Empfindlichkeit herrscht; in welchem ein Theil sich fast dnrch jedes Wort, durch jede Miene, durch jede Handlung beleidigt glaubt; in welchem man argwöhnisch sich wechselseitig die Absicht, wehe zu thun, zutraut; in welchem man nichts zu vergessen, nichts zu vergeben, sondern alles erwiedern zu müssen glaubt. Von einem solchen Hause flieht die frohe und unbefangene Freude, der wir doch in dem menschlichen Leben so sehr bedürfen; da zittert man bey jedem unschuldigen Scherz, daß er als Beleidigung aufgenommen werde; an die Stelle der Vertraulichkeit, der offenen Mittheilung und der freundlichen Herzensergießung tritt Mißtrauen, Argwohn, Verdruß; und endlich regiert darin der Geist des Unfriedens, der Zanksucht, der wechselseitigen Beleidigung.

Ein solches Uebel verdient es wohl, M. Fr., daß ihr es von euch entfernt haltet, daß ihr ihm den Zugang zu euern Herzen verschließet, und daß ihr, wenn es sich eurer bemächtigt haben oder bemächtigen sollte, auf Mittel denkt, es zu besiegen. Vernehmet deren einige.

Was man bey allen fehlerhaften Stimmungen des Gemüths als ein Mittel der Entwöhnung empfehlen kann und empfehlen muß, das ist auch hier anwendbar. Man überzeuge sich nur vor allen Dingen, daß eine solche Stimmung eine fehlerhafte, eine solche ist, die uns und andere unglücklich macht, die selbst zu großen Vergehungen verleiten kann; und man verbinde damit den Vorsatz, einen Vorsatz, der aus jener Ueberzeugung entstehen muß, den Vorsatz, sich davon zu entwöhnen. — Dies ist das Erste, was bey jedem Fehler, von dem man sich entwöhnen will, geschehen muß. Erst erkenne man ihn in seiner Fehlerhaftigkeit; und dann setze man sich vor, ihn zu vermeiden. Urtheilet selbst, ob es nicht so sey. Gesetzt, zum Beyspiel, daß ich eine zornmüthige Stimmung an mir wahrnehme, daß ich mich den Aufwallungen dieser Leidenschaft leicht überlasse, und daß ich mich vor ihren Ausbrüchen zu sichern wünsche; so werde ich diese Stimmung vor allen Dingen als eine solche zu erkennen haben, die mich leicht verleitet, zu thun, was nicht recht ist, was Andere verletzt, was mein Gewissen verdammt, was mich nach der That gereut. Dann aber werde ich bey den Veranlassungen zum Zorn aufmerksam zu seyn suchen, daß ich mich nicht übereilen und von seiner Gewalt dahin reißen lasse. Dieser Vorsatz wird mir, unter der Erinnerung an die damit ver-

knüpften Nachtheile, beyfallen, und ich werde schon dadurch manchen Ausbruch dieser Leidenschaft zurückhalten und mäßigen; oder bald gut zu machen suchen, was ich versah. — Eben so bey der Geneigtheit zur Empfindlichkeit. Bin ich mir bewußt, daß ich diese Neigung habe: so werde ich mir vorzustellen haben, wie sehr sie mich und andere unglücklich macht, zu welchem Mißtrauen und zu welchen Ungerechtigkeiten sie verleitet; und ich werde damit den Vorsatz verbinden, sie zu mäßigen und zu beherrschen. Dieser Vorsatz und die damit verbundene Aufmerksamkeit wird die Ausbrüche dieser Verwöhnung seltener machen; ich werde mich allmählig davon entwöhnen; und gesetzt, daß ich bisweilen noch davon überrascht werde; so werde ich wenigstens die Folgen bald wieder gut zu machen suchen.

Von besonderer Wirkung aber wird es seyn, wenn man sich die Mühe geben will, einzelne Fälle, in welchen man empfindlich war und diese Empfindlichkeit äußerte, einer ruhigen unpartheyschen Prüfung zu unterwerfen und sich zu überzeugen: wie wenig oft in den Worten und Handlungen, über die man zürnt, weder eine wirkliche Verletzung unserer selbst, noch die Absicht, uns wehe zu thun, lag; und wenn man dies insbesondere mit einem wohlwollenden, unbefangenen, kältern Freunde thut. Wie oft werden wir uns da von dem Ungrunde einer solchen vermeinten Beleidigung über-

zeugen; wir werden uns selbst beschämt fühlen und in ähnlichen Fällen vorsichtiger seyn. Besonders wird diese ruhige Ueberlegung auch da von Wirkung seyn, wo wir über Widerspruch, oder über vermeinte Unehrerbietigkeit zürnen; zumal da jener oft pflichtmäßig, und diese leicht unverschuldet seyn kann.

Vorzüglich aber wird dieser Fehler sich vermindern, wenn man das Vertrauen zu seinen Mitmenschen faßt, daß sie nicht leicht etwas Böses wollen und daß sie unsere Freunde sind.

Es ist eine unglückliche Gewohnheit, Andern nur immer böse Absichten zuzutrauen. Glaubt es sicherlich, M. Fr, die meisten Fehler der Menschen rühren nicht aus Vorsatz, aus Bosheit des Herzens, aus Wohlgefallen am Unrecht und aus Schadenfreude her; sondern sie sind das Werk der Unbedachtsamkeit, der Uebereilung, des Leichtsinns. Und so ist es auch mit den Worten, den Mienen, den Handlungen, die uns zu verletzen scheinen und über die wir empfindlich sind. Aber so wie eine wirkliche Beleidigung um so leichter vergeben wird, wenn wir uns überzeugen, daß sie die Wirkung des Zufalls, nicht der Absicht, war; so wird auch, besonders unter Freunden, ein Wort, eine Handlung, gesetzt daß wir sie übel deuten könnten, um so eher vergeben, wenn wir sie als ein absichtloses Versehen, als eine augenblickliche Uebereilung betrachten.

Ueberhaupt aber wird diese Empfindlichkeit sich um so mehr verlieren, je mehr man sich aus Gründen der Religion und des Christenthums — und hieran ziemt sich heute vorzüglich zu erinnern — zu den Tugenden gewöhnt, die die ersten unter den christlichen, die die vorzüglichsten Tugenden gegen den Nächsten sind, zu der Vertragsamkeit, zur Freundlichkeit, zur liebreichen verzeihenden Güte. Ja, M. Fr., wer, selbst bescheiden, fühlt und sich's ernstlich vorhält, wie sehr er wünschen muß, daß Andere mit ihm Geduld haben; wer nicht vergißt, welche heilige Pflicht es ist, zu vergeben, damit uns vergeben werde; wer sich dabey an die Vorschriften und noch mehr an das Beyspiel seines Heilandes erinnert, der nicht schalt, da er litt, der noch sterbend für die, die ihn wirklich verletzten, um Verzeihung bat — — wer sich solche Gedanken, solche Vorschriften, solche Beyspiele oft vorhält, der wird sich zur Freundlichkeit und zur Ertragung gestimmt fühlen; der Friede seines Herzens und der Friede seines Hauses wird seltener gestört werden, und der beseligende Genuß einer herzlichen zutraulichen Freundschaft wird sein süßer Lohn seyn.

So viel Stoff zum Nachdenken dieser Vortrag für diejenigen enthält, welche sich der Schwäche einer zu großen Empfindlichkeit bewußt sind; so wünschte ich doch auch diejenigen, welche mit leicht

reitzbaren Gemüthern, die sie vielleicht sehr hochachten, in Verbindung stehen, zu der Vorsicht und zu der Aufmerksamkeit aufzufodern, welche nicht nur keine Gelegenheit gereitzt zu werden giebt, sondern sie mit Sorgfalt vermeidet. Eine solche Aufmerksamkeit ist schon in sich etwas werth; denn sie ist die schöne Frucht eines liebevollen Herzens; aber diese Aufmerksamkeit vermindert auch die Unannehmlichkeiten und vermehrt die Freuden des Umgangs und des häuslichen Lebens; eine solche Aufmerksamkeit beugt der Kälte und der Entzweyung vor; sie bewahrt und stärkt das Schönste, was wir Sterblichen besitzen, die heilige Freundschaft; sie ist eine Gesinnung, die Gott und Menschen wohl gefällt. Und wie leicht muß sie denen werden, die sich wirklich achten und lieben! Wie heilig muß sie uns allen seyn! Amen!

Achte Predigt

Die wahre ächte Menschenliebe und ihr höchster Grad.

Am Charfreytage 1812.

Ueber

Luk. 23, 33. 34.

Nicht ohne tiefe Rührung begeht ein ernsthaftes Gemüth die Feyer des heutigen Tages in der christlichen Kirche. — Es ist der Todestag Jesu, des schuldlosesten, des menschenfreundlichsten, des verdientesten, des verehrtesten Mannes, den die Geschichte kennt. Es ist der Tag seines Todes, und welches Todes! Auch die Erinnerung an einen natürlichen würde ihn merkwürdig genug machen; aber er ist die Erinnerung an einen gewaltsamen, an seine Verurtheilung dazu von unwissenden, leidenschaftlichen, schwachen Menschen, die seine Gegner, seine Ankläger und zum Theil seine Richter waren; er ist die Erinnerung an seine Kreuzigung zwischen Verbrechern und Mördern; an seinen langsamen Tod unter Spottreden und Verhöhnungen. — Wenn uns eine solche Erinnerung tief beugt; wenn wir uns beschämt fühlen im Namen unsers Geschlechts, das solcher Verirrungen, solcher Ausschweifungen, solcher Unthaten fähig

ist: so wird dieses demüthigende Gefühl vielleicht noch verstärkt durch den Gedanken, daß unter ähnlichen Umständen ähnliche Auftritte auch unter uns nicht unmöglich sind.

Aber je niederschlagender und beschämender Ueberlegungen dieser Art sind; um desto erhebender und begeisternder wird für uns der Blick auf die Gesinnung und die Seelengröße, welche der Leidende und Sterbende zeigt. Da ist kein Wort der Klage und des Unmuths. Auch in der Mitte von Verbrechern und Missethätern, auch diesen von den Richtern gleich geachtet, und mit ihnen zu einem gleichen Tode verdammt, hängt er an seinem Kreuz, ein unschuldiger, wahrer, freundlicher Gottmensch, und zeigt eine Fassung, eine Würde, eine Menschenfreundlichkeit, eine Ergebung, die noch heute unsere Bewunderung und Anbetung erregt, die selbst das Herz des heidnischen Hauptmannes, der die grausame Handlung zu regieren befehliget war, mit tiefer Rührung erfüllte. — So wahr ist es, daß der Mensch seine Natur nicht verleugnet, daß der Gute auch unter den Bösen gut, und der Böse auch unter den Guten böse erscheint.

Aber wenn man die einzelnen Züge von Seelengröße, welche Jesus in den letzten Stunden seines Lebens vorzüglich in seinen ausgesprochenen Worten äußerte, unter einander vergleicht; so

weiß ich nicht, ob nicht unter allen ein Wort das größeste und bewundernswürdigste ist, das Wort, in welchem er seine Gegner entschuldigt und für sie betet. Zwar ist auch jener Ausspruch: Vater, in deine Hände befehle ich meinen Geist, ein rührender Beweis seines unveränderten Vertrauens auf Gott und seines festen Glaubens an Unsterblichkeit; aber, wenn er diese Gesinnung mit jedem gläubig Sterbenden gemein hat; so ist jenes Wort das schöne Erzeugniß einer seltenen Vereinigung des hellesten Verstandes, des menschenfreundlichsten Herzens, der ruhigsten Besonnenheit im Augenblick eines gewaltsamen Todes; er ist das seltene Höchste, was ein Mensch gegen seine Mitmenschen empfinden, denken und aussprechen kann.

Weihen wir der Betrachtung dieses Wortes unsere der Andacht geheiligte Stunde; und lernen wir an ihm, was wahre, ächte Menschenfreundlichkeit ist. —

Text:

Luk. 23, 33. 34.

„Und als sie kamen an die Stätte, die da heißet Schädelstätte, kreuzigten sie ihn daselbst, und die Uebelthäter mit ihm, einen zur Rechten und einen zur Linken. Jesus aber sprach: Vater, vergieb ihnen; denn sie wissen nicht, was sie thun.“

So wurde unser Heiland behandelt; so dachte und betete er. — Man wird mit einem Schauer des Unwillens befallen, wenn man die Unschuld so gemißhandelt sieht, und wenn man an das geheime Frohlocken seiner nicht gegenwärtigen Ankläger und Verurtheiler denkt, die nun ihren Zweck erreicht zu haben glaubten, nachdem er den Händen der Kriegsknechte überliefert war; und man wird mit einem unmuthigen Bedauern erfüllt, wenn man die Befehligten ihr grausames Handwerk so mit Kälte, wie ein anderes Geschäft, verrichten sieht.

Aber Empfindungen ganz anderer Art ergreifen uns, wenn wir an den Gekreuzigten selbst denken, wenn wir ihn, gequält und gemißhandelt, noch mit ruhiger Besonnenheit überlegen sehen, wie viel Antheil das Herz dieser Rohen an seiner Kreuzigung haben möge; und wenn wir ihn endlich beten hören: „Vater, vergieb ihnen, sie wissen nicht, was sie thun."

Dieses Wort, M. Fr., der Ausdruck der reinsten besonnensten Menschenliebe, mag uns lehren, was wahre ächte Menschenliebe und welches ihr höchster Grad ist.

Ich will dies in dem größern Theile meines Vortrags näher entwickeln. Vielleicht daß dadurch unsere eigene Menschenliebe sich erhöht.

Gewiß die schönste erwünschteste Frucht der Todesfeyer des Menschenfreundes!

Nur zu leicht und um einen zu geringen Preis legen wir uns und Andern den Namen der Menschenfreunde bey. Werfen wir einen Blick auf die Natur, ihre Arten, ihre Grade; wir werden finden, wie viel dazu gehört, um sich zu der ächten Menschenliebe zu erheben; wie viel uns hier zu lernen und zu üben übrig bleibt.

Daß wir, M. Fr., andern das Gute, was sie haben, nicht mißgönnen, daß wir nicht hindern, daß es ihnen wohl gehe, daß wir mit ihnen in Friede und Eintracht leben, daß wir bey einer Gefahr, in die sie kommen, bey einem Schmerz, den sie ausdrücken, uns selbst nicht wohl befinden: das scheint zwar auch schon eine Aeußerung der Theilnahme und des Wohlwollens zu seyn; aber es ist dies mehr eine Wirkung unserer lebenden und empfindenden Natur, die wir mit der ganzen lebendigen Schöpfung theilen und die wir uns nicht als Verdienst anrechnen können. Auch das vernunftlose Thier läßt die andern seiner Gattung, wenn es von ihnen nicht verletzt wird, unangetastet neben sich leben, es befreundet sich mit ihnen, es scheint sich in ihrer Nähe und mit ihnen wohl zu befinden; und es nimmt Theil an Gefahr, an Freude und

Schmerz. Diese Mitempfindung hat noch wenig menschlichen Werth.

Selbst daß der Mensch dem, der in eine plötzliche Gefahr geräth, der seinen Schmerz, seine Gefahr durch ein angstvolles Rufen nach Hülfe ausdrückt, daß er einem solchen eben so plötzlich, ohne Zaudern, zu helfen und das Leben zu retten sucht, selbst diese Aeußerung der Theilnahme und des Wohlwollens, die in einzelnen Fällen, besonders wenn sie mit Besonnenheit und Ueberlegung verbunden ist, einen so großen Werth hat, selbst eine solche Aeußerung des Wohlwollens ist uns Menschen nicht allein eigenthümlich, sondern wir theilen sie mit thierischen Wesen, die der Vernunft nicht fähig sind. Und solche Aeußerungen der Hülfsbegierde — so schätzbar, so nützlich sie sind — werden erst dann ein Vorzug der menschlichen Natur, und des eigentlichen Wohlwollens, wenn sie mit Ueberlegung und besonnener Entschließung verbunden sind.

Und daher wird dies ein weit größerer Beweis des Wohlwollens und des menschlichen Wohlwollens, wenn man, nicht blos hingerissen von einem augenblicklichen Triebe des Mitleids, überlegt, wie man dem Unglück, den Mängeln, den Bedürfnissen, und nicht blos den augenblicklichen, sondern den fortwährenden, abhelfen will. — Hier zeigt sich das menschliche Nachdenken, dieser eigen-

thümliche Vorzug unserer vernünftigen Natur. Jetzt wird die Wohlthat eine Ueberlegung, eine Sorge. So viel Werth eine einzelne Gabe, den Armen gereicht, hat; so ist doch die Sorge, wie dem wiederkehrenden Bedürfnisse, dem erneuerten Mangel abgeholfen werde, viel mehr werth. So das Wohlwollen der Mütter, die den Säugling ernährt; der Eltern, die das Glück der Zukunft gründen; der Freundschaft, die ein Leben hindurch dauert; der Vorsteher, der Obrigkeit, der Fürsten, deren Sorge Gemeinden, Städte, Länder umfaßt.

Noch edler wird dieses Wohlwollen, wenn es sich auf die geistigen Bedürfnisse der Menschen bezieht, auf Bedürfnisse des Verstandes und Herzens. So viel Werth es hat, wenn wir einen Nackenden kleiden, wenn wir einen Hungrigen speisen — Bedürfnisse, die freylich zuerst befriedigt seyn wollen — wenn wir der irdischen Noth auf längere Zeit abzuhelfen oder selbst ihre Quelle zu verstopfen suchen: so wird unsere Bemühung doch noch wichtiger durch den Gegenstand, mit dem sie sich beschäftigt, wenn sie sich auf den Geist und das Herz, auf Kenntnisse und Sitten beziehet; wenn wir, gerührt von den Gefahren der Unwissenheit oder der Sittenlosigkeit, unsere Mitmenschen dem Irrthum und der Verblendung zu entreißen suchen, und ihnen Kenntnisse zuzuführ-

ren und Gesinnungen einzuflößen bemüht sind, welche sie manchem Unglück entreißen, welche ihr Leben angenehm machen und erheitern, welche ihren Geist nähren und vervollkommnen, welche ihre Sitten verbessern und sie selbst gerecht, wohlwollend und gewissenhaft machen; wenn wir sie über die Welt und ihre Bestimmung aufzuklären und zur Kenntniß Gottes und zur Anbetung und Nachahmung des Ewigen zu führen suchen.

Denken wir uns einen Mann, den solche Gedanken verzehren, der einem solchen Geschäft sein Leben weiht, der, sich selbst vergessend, nur für Andere lebt, der darin seinen Beruf und das Werk sieht, das ihm Gott aufgetragen hat; gewiß ein solcher besitzt einen hohen Grad besonnener und thätiger Menschenliebe.

Aber ihr Werth wird noch durch unsere Beharrlichkeit und dadurch erhöht, wenn wir, bey jenen Bemühungen, verkannt in unsern Absichten, gestört in unsern Entwürfen, verhöhnt und verfolgt, dennoch, unsern Grundsätzen getreu, zu thun fortfahren, was der Geist des Wohlwollens, der Liebe und der Religion eingiebt. Diese Beharrlichkeit in gemeinnützigen Bemühungen, ohne Dank; diese Unermüdlichkeit, auch bey Widerstand und Verfolgung; diese Geneigtheit und Entschlossenheit, alles zu dulden, vielleicht das Leben zu lassen, wenn es seyn müßte, über einem nützlichen Ge-

schäft, das man sich von Gott aufgetragen fühlt; eine solche Beharrlichkeit in nützlichen Planen, eine solche Festigkeit und Aufopferung eigener Vortheile: dies würde das Höchste seyn, was man sich von überlegter und beharrlicher Menschenliebe und von Wohlwollen für unser Geschlecht denken kann, wenn sie nicht noch eines Zusatzes fähig wäre.

Und zwar nicht durch die Größe des Ziels, das man verfolgt, auch nicht durch die Anstrengung der Kraft, die man anwendet; sondern durch eine Denkart, die man bey der Verfolgung gegen die Verfolger selbst zeigt: wenn man nemlich die Verfolgung, die man erfährt, sogar entschuldigt, und sie nicht aus einem bösen Herzen, sondern vielmehr aus Irrthum, aus Mangel des Nachdenkens, oder aus Verblendung der Leidenschaft ableitet.

Manche Menschen sind einer solchen Denkart fähig. Und diese Denkart ist der höchste Grad der Menschenfreundlichkeit. Sie ist das Erzeugniß des besten Herzens und des hellesten Verstandes. Glaubet nicht, daß diese Denkart eine unnatürliche, erzwungene und unwahre sey; sie ist vielmehr die schönste Frucht der Liebe und der ruhigen Besonnenheit; und sie ist eben so heilsam als wahr.

Zwar sind wir sehr geneigt, den Widerstand, der uns entgegen gesetzt wird, die Verfolgung, die uns trifft, die Beleidigungen, die wir erfahren,

aus einem bösen Herzen, aus einem verstockten Sinn, aus einem feindseligen Gemüth abzuleiten, das die Wahrheit nicht sehen will, und das, uns zu quälen, sein Vergnügen findet. Aber so gemein diese Denkart ist, so selten hat sie die Wahrheit auf ihrer Seite; und so gewiß ist es vielmehr, daß die meisten Vergehungen nicht aus einem Herzen, das das Böse will und daran seine Freude hat, entspringen; sondern daß sie aus ganz andern Ursachen abzuleiten sind.

Schon der Umstand, daß Niemand sich eine Bosheit zuschreiben lassen will, daß der Schuldigste sich beharrlich dagegen sträubt, daß er dies einzugestehen für eine Schande hält; schon dies, daß Niemand einen solchen Vorwurf dulden will; schon dies beweiset, daß das Böse der menschlichen Natur und unserer Ehre widerstrebt, daß der Mensch mit Besonnenheit nicht aus Bosheit handelt, oder daß er das Böse, nicht aus Wohlgefallen daran, nicht weil es böse ist und von ihm dafür erkannt wird, wählt.

Dazu kommt, daß auch der Schuldige, selbst wenn er unrecht gehandelt zu haben nicht leugnet, doch durchaus keinen bösen Willen eingesteht, sondern sich mit Unwissenheit, mit einer andern Ansicht der Dinge, daß er die Sache nicht so betrachtet, nicht so beurtheilt habe, entschuldigt; und daß er geneigt ist, sein Unrecht zu erkennen, da sich seine Meinung, sein Urtheil geändert hat. — Gewiß

beweiset dies, daß vielen unrichtigen Handlungen wirklich ein Irrthum, eine andere Ansicht der Dinge zum Grunde liegt.

Die gemeinste Ursach aber der meisten Vergehungen und selbst der gröbsten Verbrechen ist gewiß nicht vorsetzliche Bosheit, sondern die Leidenschaft, die den Menschen verblendet, und ihn seiner Besinnung und gleichsam sich selbst entzieht. Sie selbst, die Schuldigsten, wenn das Feuer der Leidenschaft erloschen, wenn die Seele wieder ruhig und ihrer selbst mächtig geworden ist, sie selbst, wie oft äußern sie dann mit Bedauern und Erstaunen über sich und über den Grad der Verblendung: „Jetzt sehe ich ein, daß ich Unrecht hatte.“ „Ich weiß nicht, wie mir war.“ Dann nehmen die Unwissendern wohl zu einer bösen Macht ihre Zuflucht, die sie wider ihren Willen verblendet und verführt habe. Dies alles scheint zu beweisen, daß die Menschen mit kalter Ueberlegung, im Zustande ruhiger Besonnenheit, das Böse, als Böses, nicht wählen.

Und gesetzt, daß uns in einzelnen Fällen ein trauriger Zweifel gegen die Richtigkeit dieses Urtheils übrig bleiben sollte; so ist dieses gewiß nicht nur der seltenere Fall für den unpartheyischen Untersucher; sondern jene mildere Denkart, welche den Menschen weniger Bosheit des Herzens, als Uebereilung und Leidenschaft, zutraut, ist

auch eine so heilsame, nützliche und freundliche, daß schon aus diesem Grunde ihre allgemeinere Verbreitung zu wünschen wäre.

Denn glaube ich, daß eine unrechte Handlung, die mich verletzt, aus Unwissenheit, aus einer andern Ansicht, oder aus Leidenschaft herrührt; so behalte ich die Hoffnung, daß die Denkart desjenigen, der mich beleidigte, sich ändern werde, wenn seine Einsicht sich ändert, oder wenn die Hitze der Leidenschaft sich gelegt hat. Dies verwahrt mich vor der Erbitterung, welche dann entsteht, wenn ich die Beleidigung aus einem bösen Vorsatz ableite, der gegen die richtigere Einsicht mit kalter Ueberlegung gefaßt war.

Auch wird bey jener Voraussetzung, daß nur Irrthum, Mangel der Ueberlegung und Verblendung durch Leidenschaft die Quelle unserer Vergehungen sey, die Bemühung, zu belehren, den Irrthum zu benehmen, die Leidenschaft zu besänftigen, nicht aufgeben; und wenn auch diese Bemühung mißlingt, so zürnt man nicht auf die Menschen als auf Böse, sondern man bedauert sie als Verblendete; und am wenigsten wird man dabey versucht oder geneigt, das Böse und das Unrecht zu erwiedern.

Sehet, m. Fr., diese Beharrlichkeit im Wohlthun, verbunden mit diesem mildern Urtheil, das die Menschen nie aufgiebt, das sie nur bedauert, ein haßt, das sie zu entschuldigen und zu bessern

nie ermüdet, das ist der höchste Grad und die schönste Aeußerung wahrer Menschenliebe; das endliche Erzeugniß eines hellen Verstandes, einer ruhigen Besonnenheit und eines wahrhaft freundlichen Herzens.

Diese Menschenfreundlichkeit war das Eigenthum Jesu; diese milden Grundsätze sind es, die er noch sterbend befolgt. Es ist keine Art des Wohlwollens und der Menschenfreundschaft, von der niedrigsten bis zur höchsten, die er nicht, so wie er sie empfahl, auch befolgt und geübt hätte.

Er that, wenn wir auf sein Leben blicken, Niemanden Gewalt noch Unrecht. Er störte keines Menschen Wohlseyn, er beförderte es, wo er konnte; die Pflichten der Gerechtigkeit, die Grundlage, die Bedingungen des Wohlwollens waren ihm heilig.

Er nahm Theil an der Noth und an dem Schmerze der Leidenden, auch Fremder und Unbekannter, und minderte gern das Elend. — Seine Bereitwilligkeit zu helfen und seine wohlthätigen Heilungen sind bekannt. Und wie gefühlvoll war sein Herz bey dem Schmerze Betrübter! Erinnert euch nur an jene trauernde Witwe, deren einziger Sohn begraben ward und zu der er theilnehmend sprach: Weine nicht! und der er den geretteten Sohn wieder gab.

Er hatte ein zartes, gefühlvolles, für Freundschaft offenes Herz. Wie beugte ihn die Nachricht von der Krankheit und dem Tode seines Freundes Lazarus. Mit welcher Theilnahme tröstete er die gebeugten Schwestern Maria und Martha. — Er war ein dankbarer bekümmerter Sohn, und noch am Kreuze dachte er an die Hülflosigkeit der Mutter, die er zurücklies, und empfahl sie seinem Freunde Johannes.

Nicht blos ein Freund der Einzelnen nahm er auch innigen warmen Antheil an der Denkart seiner Mitbürger und an dem Unglücke des Vaterlandes. Ein ewiges Denkmal seines patriotischen Herzens sind jene Thränen, die er bey dem Anblick Jerusalems, bey der Vorempfindung des Schicksals der verblendeten unglücklichen Stadt weinte.

Aber nicht blos das leibliche Elend der Menschen ging ihm zu Herzen. Noch mehr rührte ihn die Unwissenheit, die Verblendung des Geistes und das Verderben der Sitten. Immer bemüht, die Verblendeten dem Irrthum, die Verkehrten der Sünde zu entreißen, war sein Leben der Belehrung und der Ermahnung geweiht. — Sein Unterricht über den bessern Sinn des mosaischen Gesetzes; über die Reinigung des Herzens; über die Liebe der Menschen und selbst der Feinde; seine Belehrung über die würdigere Verehrung der Gottheit durch ein reines Herz und durch Wohlwollen: dies alles sind unzweydeutige Beweise

des reinsten wohlwollendsten Herzens, jenes Herzens, das eine Religion zu stiften im Stande war, welche die Religion der Liebe und der Menschenfreundschaft zu heißen verdient, weil Barmherzigkeit und Liebe ihr erstes Gebot ist.

Und dieser Bemühung, die Menschen zu belehren, zu bessern, zu trösten, entsagte er nicht, auch bey aller Mißbilligung und Verfolgung, und zeigte dabey eine Beharrlichkeit, welche selbst der Tod zu erschüttern nicht vermochte. Er sahe ihn vorher, den kommenden gewaltsamen Tod; noch am Abend vor der finstern Nacht, die den Verräther sah und verbarg, kündigte er ihn seinen Jüngern an, und wich doch nicht von seiner Pflicht, oder von der Liebe der Menschen. Denn Liebe blieb sein letztes Gebot, sie, das Merkzeichen, an dem er die Seinen erkennen wollte.

Und mit dieser Liebe für die Seinigen und für alle verband er den richtigen menschlichen Sinn: daß er auch seine Feinde, daß er auch die, welche ihn hinrichteten, nicht für Böse, sondern nur für Irrende hielt, und daß er sterbend noch um ihre Verzeihung bat.

Gott! welches Herz, welche Besonnenheit, welche Liebe! Wie viel bleibt uns zu lernen übrig, ehe einem solchen Bilde wir uns nähern!

Aber könnten wir diesen Tag, an dem der Menschenfreund betend für Menschen starb, würdi-

ger heiligen, als wenn wir diesem Muster nachzustreben uns entschließen; als wenn wir, die wir unter einander Brüder und Bekenner seiner Lehre seyn wollen, uns entschließen: unser Herz der Liebe zu weihen, Theil zu nehmen an dem Schmerz, an dem Elende der Brüder, zärtliche Freunde, dankbare Söhne und Töchter zu seyn, beyzutragen zur Belehrung der Unwissenden, zur Besserung der Sittenlosen, und in diesen Bemühungen, jeder in seinem Kreise, nicht zu ermüden, auch bey Undank, auch bey Verkennung unserer Absicht und bey Verfolgung nicht, ohne zu zürnen über diejenigen, die uns unrecht thun, glaubend, daß nicht Bosheit des Herzens, sondern nur Irrthum und Leidenschaft die Ursach ihrer Verkehrtheit sey, und nicht vergessend, daß wir gewöhnlich, zwar unter Unwissenden, Irrenden, Leichtsinnigen, Leidenschaftlichen, aber doch unter Freunden und unter Wohlwollenden leben.

Diese Denkart, diese freundliche liebreiche Gesinnung sey auch für uns das Zeichen, daran wir erkennen, daß wir Bekenner Jesu, des Gekreuzigten sind! Möge die Befestigung in dieser Denkart die Frucht dieses Tages seyn! Amen!

Neunte Predigt.

Einige Grundsätze und Lebensregeln, welche aus der Gewißheit der Unsterblichkeit fließen.

Am ersten Osterfeyertage 1812.

Ueber

Mark. 16, 1 — 8.

Indem der heutige festliche Tag der christlichen Welt die Auferstehung Jesu, des Gekreuzigten, in das Gedächtniß ruft, ist er zugleich der Erinnerung an unsere eigene Fortdauer und an die Unsterblichkeit des Geistes geweiht, der im Tode diese irdische Hülle verläßt. Diese große Hoffnung, daß unser Geist fortlebe, und daß er mit dem Tode des Leibes nicht zu Grunde gehe, setzt die heilige Schrift als gewiß und entschieden voraus, und sie bestätigt sich an unserm Nachdenken durch Gründe, welche sie zu den Wahrheiten erheben, deren Glaube am sichersten gegründet ist.

Wohin ich mein Auge in der weiten Schöpfung richte, welche Erscheinung in der Geister- und in der Körperwelt ich mit meinem Nachdenken verfolge: immer geht aus allen Verwandlungen der Dinge eine neue Gestalt, aus dem Tode wieder das

Leben hervor. Sollte es mit dem Menschen und mit seinem Geiste nicht auch so seyn?

Und die Anlagen des menschlichen Geistes und Herzens, offenbar für wachsende Vollkommenheit und für eine längere Dauer berechnet, sollten diese, bald nach dem Gebrauch weniger Jahre, oft unentwickelt und im Augenblicke des beginnenden Aufblühens, wieder untergehen?

Und der Gerechte, der dem innern und äußern Berufe der Pflicht folgt, und der, wie unser Heiland, darüber das Opfer der Verblendeten wird, sollte Er, indem und weil er das Gebot des Höchsten erfüllt, zu Grunde gehen, und das ohne Rettung, ohne Hoffnung, für immer? Läßt sich dieser Gedanke mit der Weisheit und Gerechtigkeit Gottes vereinigen? Oder wird nicht vielmehr, so lange der Glaube an Gott fest stehet, der über uns waltet, auch der Glaube an die Fortdauer nach dem Tode und an die Unsterblichkeit des Geistes fest stehen müssen?

Aber je entschiedener solche Glaubenslehren sind, und je weniger wir ihre Wahrheit bezweifeln; um desto sicherer und stärker kann auch ihr Einfluß auf unsere Beruhigung, auf unsere Freude und auf unsern Trost seyn. Und wer

unter uns wendete auch nicht jene Aussicht und jene Hoffnung zu seiner Beruhigung, zur Milderung seines Schmerzes und zur Erheiterung seines Gemüths an, wenn er des Trostes und der Beruhigung bedarf? Wie David sagt: „Wenn ich betrübt bin, so bete ich; wenn ich in Angst bin, so rede ich mit Gott;“ eben so denken wir, wenn unser Gemüth traurig ist über einen bittern Verlust, an die Ewigkeit, und lindern unsern Schmerz durch die Hoffnung des Wiedersehens, durch Vertrauen auf Gott und durch den Blick in eine bessere Welt.

Aber so geneigt wir sind, uns einer solchen Hoffnung zu freuen, und je häufiger wir sie zu unserm Trost anwenden; eben so sicher und stark sollte auch ihre Wirkung auf die weise Einrichtung unseres Lebens seyn, und um desto mehr ziemt es uns, bisweilen der Frage nachzudenken, welchen Einfluß dieser für uns so gewisse Glaube auf unser Leben, auf unsere Entschließungen und Grundsätze haben kann und haben soll? — Es würde zu weitläuftig seyn, diesen Einfluß in seinem ganzen Umfange zu beschreiben; aber einige der Grundsätze auszuheben, die uns sehr nahe liegen und die von besonderer Wichtigkeit sind, und sie unserm Nachdenken vorzuhalten, das scheint der Feier des heutigen Tages vorzüglich angemessen.

Text:

Mark. 16, 1 — 8.

„Und da der Sabbath vergangen war — — — denn sie fürchteten sich.“

So gewiß Jesus aus dem Grabe hervorgegangen ist, so gewiß hofft der glaubende Christ seine eigene Unsterblichkeit; so gewiß hofft er, daß er, ein Theil der Welt und des Geisterreichs, nicht untergehe und daß, bey allen Veränderungen, die sein Zustand, auch bey dem Tode des Körpers, erfährt, doch sein Geist unverletzt bleibe. Dies als entschieden vorausgesetzt, fragen wir nach einigen Grundsätzen und Lebensregeln, die aus jenem Glauben fließen, und deren Befolgung uns besonders wichtig seyn sollte. Ich werde einige in dem ersten Theile meines Vortrags angeben und ihre Wahrheit und Nützlichkeit darzuthun suchen; und uns dann auffodern, ihnen unser Nachdenken zu widmen und sie zu befolgen.

Erster Theil.

Wenn, so lange ich sichtbar auf der Erde lebe, ich steten Veränderungen unterworfen bin, und wenn endlich, bey einer dieser Veränderungen, die wir den Tod nennen, und mit welcher

ich als Mensch hier wirksam zu seyn aufhöre, nur ein Theil von mir aufgelöset wird und zu Grunde geht; aber ein anderer besserer Theil, mein eigentliches Ich, sich von jenem trennt und fortdauert; so scheint das natürlichste, was ich mir bey dieser Ueberlegung vorsetzen kann, dies zu seyn: daß ich meine Sorgen, meine Plane, meine Aufmerksamkeit und Absichten während dieses Lebens vorzüglich und mehr auf dasjenige richte, was bleibt, und was mein eigentliches Ich ausmacht, als auf dasjenige, was untergeht, oder sich mit andern Theilen der Welt verbindet. Die Ausbildung meines Geistes, meines Verstandes und Herzens wird also meine erste und meine wichtigste Sorge seyn müssen.

Nicht werde ich darum den Körper und was auf sein Wohlseyn Beziehung hat, vernachlässigen. Er, meiner Seele zur Wohnung, und, was mehr ist, zum Werkzeuge gegeben, er, durch dessen Sinne die Welt mit mir in Verbindung kommt, und durch den ich handelnd auf sie einwirke, wird meiner Sorgfalt um so werther seyn, je mehr von seiner Ausbildung und Gesundheit auch das Wohlbefinden und die leichte Thätigkeit meines Geistes abhängt. Ich werde daher auch für seine Ausbildung, für seine Geschicklichkeit, für die leichte und sichere Anwendung der sinnlichen

Werkzeuge sorgen; und die Beschaffenheit und die Gesundheit meines Körpers wird mir nichts weniger als gleichgültig seyn. Aber ich werde darauf meine Sorge nicht beschränken. Weit wichtiger wird mir dagegen mein Geist erscheinen, der diesen Körper belebt und regiert, der durch ihn empfindet und handelt, der, wenn dieser aufgelöset wird, bleibt, der nicht untergeht, sondern sich ewig vervollkommnet. Wenn das Dauernde und Bleibende mehr Werth hat, als das Irdische und Vergängliche; wenn das Zeitliche dem Ewigen, der Körper dem Geist nachsteht; wie müßte es nicht Grundsatz für mich seyn, die Sorge für meinen unsterblichen Geist und für sein Wohlseyn für wichtiger zu halten, als die Sorge für den irdischen Körper!

Dieser allgemeine Gedanke ist einer vielfachen Anwendung fähig.

Denn wenn die wesentlichen Vorzüge meines Geistes theils in Kenntnissen und Einsichten und in dem erhöheten Vermögen, diese zu erlangen und zu vermehren; theils und vorzüglich in einer guten Gesinnung, in einem reinen Willen, in einem frommen Herzen und im richtigen Handeln bestehen wenn Erkenntniß und Tugend die höchsten Vorzüge des vollkommenen Geistes sind: so wird die

Sorge des vernünftigen Menschen für die Vermehrung dieser Güter, für Erkenntniß und Tugend, für richtige Einsicht und ein gutes Herz, die erste, die wichtigste und bleibendste Sorge seyn. — Daraus wird sich manches richtige Urtheil und gleichsam eine Rangordnung meiner Bemühungen ergeben. Es werden mir daher, ob ich gleich nicht unterlasse, meinen Körper zu bilden, doch Kenntnisse des Geistes weit wichtiger seyn; und ob ich mir gleich werde angelegen seyn lassen, für meinen Unterhalt zu sorgen; so werde ich doch noch mehr dahin sehen, ein gutes Herz und ein gutes Gewissen zu haben. So schätzbar Güter und Reichthum sind, weil sie die Mittel zu vielem Guten werden können; so werde ich doch Kenntnisse höher achten als Reichthum; und ein gutes Gewissen wird mir mehr werth seyn als das Leben. — Denn den Reichthum, auch gut angewendet und damit viel Gutes gethan, lasse ich doch am Grabe zurück; und das Leben, könnte ich es auch durch ein Bubenstück einige Jahre länger fristen, endet; aber das böse Gewissen folgt mir in die Ewigkeit. Meine wichtigste Sorge wird daher auf den bleibenden Geist, auf Kenntnisse und gute Gesinnung gerichtet seyn, und der erste Grundsatz, den ich an einem Tage, wie der heutige, der mich an die Unsterblichkeit erinnert, zu erneuern habe, wird der seyn: ich will für meine Seele, für ihre Ausbil-

dung, für meine Gesinnung und für ein gutes Gewissen sorgen.

Wenn meine Seele bleibt, unterdeß daß das Irdische vergeht; wenn ihr ihre Thätigkeit und ihre Erinnerungskraft bleibt; so werde ich ferner wünschen: hier so zu leben, daß ich mich gern an dieses Leben erinnere, und alles das zu meiden, was mir Bitterkeit und eine traurige Erinnerung verursachen könnte. — Es ist dies ein Grundsatz, den wir hier schon in Absicht kleiner Abschnitte unseres Lebens, der Stunden und der einzelnen Tage beobachten, und wir warnen uns und andere durch den Gedanken: „das wird mich, das wird uns gereuen;" sollten wir diesen Gedanken nicht vielmehr in Absicht des Lebens anzuwenden suchen? — Dagegen werde ich mir vorsetzen, zu Stande zu bringen, woran ich mich gern erinnere, was mir in der Ewigkeit keine Reue verursacht, was mir vielmehr Zufriedenheit und eine innere Freude verschafft, und wodurch ich, ist es möglich, auch auf der Erde im Andenken der Menschen werth und gesegnet bleibe.

Wenn unser Aller Geist bleibt, und wenn wir die Hoffnung haben auch in der andern Welt mit einander in Verbindung zu stehen; wenn uns

die Aussicht angenehm ist, uns in der andern Welt, nach einer längern oder kürzern Trennung, wieder zu finden; so wird ein neuer Grundsatz, an den wir uns heute erinnern, der seyn: dafür zu sorgen, daß wir mit den Menschen, mit welchen uns die Vorsehung hier in eine engere Verbindung setzte, in einem friedlichen Verhältnisse stehen, dessen wir uns in der Ewigkeit, bey dem Wiedersehen, erfreuen können. — Ich werde mir also zum Grundsatz machen müssen: mit Jedermann, vorzüglich aber mit denjenigen in Eintracht und Freundschaft zu leben, mit denen ich in den nähern Verhältnissen der Nachbarschaft, eines gemeinschaftlichen Amtes, oder in den Verbindungen der Verwandtschaft stehe; mit meinen Hausgenossen, mit meiner Gattin, mit meinen Kindern, damit ich mich gern an diejenigen erinnere, an welche die Erinnerung am häufigsten ist, und damit ihr Wiedersehen in der Ewigkeit mir nicht Bitterkeit, sondern Wohlgefallen errege.

Diese Grundsätze, welche ich leicht vermehren könnte, wenn diese für eine Andacht nicht schon fruchtbar genug wären, sind eben so wahr als nützlich, und wie sie uns das künftige Leben verschönern, so sind sie auch die nützlichsten für

das gegenwärtige; und sie bewähren daher ihren Werth von einer doppelten Seite.

Denn wie glücklich wären die Menschen, wenn sie zwar für ihren Körper, für seine Geschicklichkeit und Gewandtheit, für seine Ernährung und Bekleidung, für Wohlstand und Vergnügen zu sorgen nicht unterließen; aber wenn sie noch mehr die Sorge für die Seele, für Kenntniß und Wahrheit, sich angelegen seyn ließen; wenn sie, noch mehr bemüht für die Bildung und Bewahrung des Herzens, nach Gerechtigkeit und Wohlwollen, nach Gewissenhaftigkeit und Tugend ringen wollten! Wie glücklich wäre die Welt, wenn Jeder Einzelne so zu leben sich bemühte, daß sein Geist, bey dem Zurückblicke, sich gern an diese Erde erinnerte; wenn Jeder etwas zu hinterlassen strebte, was sein Gedächtniß, auch nach dem Tode, theuer und werth erhält. Und wie glücklich und heiter die menschliche Gesellschaft und jedes Haus, wenn Jeder mit dem Andern so zu leben bemüht wäre, daß, begegnete er ihm in der andern Welt, er sich der mit ihm hier gepflogenen Freundschaft erfreuen könnte!

Zweiter Theil.

Diese Grundsätze, so wahr, so vernünftig und so nützlich, verdienen auch von uns beherzigt zu werden, besonders an einem Tage, der solchen Ueberlegungen vor andern heilig seyn soll. Und es sey mir daher erlaubt, sie unserm Nachdenken gleichsam noch mehr aufzudringen und ihre Anwendung zu empfehlen.

Vor allen Dingen möchte ich unter uns diejenigen zum Nachdenken über diesen ernsten Gegenstand auffordern, welche, vertieft in tägliche Geschäfte, in Sorgen der Nahrung, in die Angelegenheiten des irdischen Berufs, an die Zukunft, an die entferntere, an die Zukunft nach dem Tode zu denken wenig Veranlassung haben. Euch, M. Fr., müßte ein solcher Tag der Ruhe und des stillen Nachdenkens vorzüglich willkommen seyn! Der Mensch ist es sich selbst schuldig, bisweilen das Gewöhnliche und Alltägliche zu vergessen, sich über das Irdische zu erheben, den Blick in die Ferne und auf das Land zu richten, in das wir alle übergehen. Versaget euch solche Betrachtungen nicht. Ihr seyd ihrer fähig, und sie sind eurer würdig. Auch hindern und stören sie eure Sorgen und eure Geschäfte nicht; sie leiten sie vielmehr richtig, sie beleben sie noch mehr und

geben ihnen und eurem ganzen geschäftigen Leben, das ihr dadurch mit der Zukunft in Verbindung bringet, einen desto größern Werth.

Aber besonders Euch möchte ich Betrachtungen dieser Art empfehlen, Euch, Ihr Jüngern, die ihr vielleicht, eben nicht durch Sorge und Arbeit gehindert, solche Ueberlegungen von euch weiset, weil ihr fast nur in dem lebt und nach dessen Genusse geitzt, was für dieses Leben gehört, nur in dem gegenwärtigen Augenblicke und in sinnlichen Vergnügungen; die ihr fast nur darauf denket, wie ihr von einer Zerstreuung und von einer Lustbarkeit zu der andern eilet, und den Grundsatz habt, den gegenwärtigen Augenblick fest zu halten, unbekümmert um die ungewisse oder ernste Zukunft. — Ich muß es eurer eigenen Ueberlegung überlassen, wie ihr eure Denkart und euren Sinn vor eurem Gewissen rechtfertigen wollet; aber darauf wünschte ich euch aufmerksam zu machen: wie Bedachtsamkeit und Mäßigung ein Vorzug des vernünftigen Menschen ist, und wie leicht ihr eurem Sinne eine unschuldigere, höhere, euch selbst nützlichere und veredelnde Richtung geben könnet, wenn ihr sonst darauf achten wollet. Auch die sinnlichen Genüsse haben ihren Werth; aber die Genüsse werden vermehrt und vervielfältigt, wenn ihr auch die geistigen nicht von euch entfernt haltet, und die sinnlichen

werden veredelt, wenn sich damit die Genüsse des Nachdenkens und der Religion verbinden.

Der Gedanke, sein Daseyn verlängert, und über die gegenwärtige sinnliche Welt hinaus verlängert zu wissen; mit den Genüssen der Sinne die der Einbildungskraft und des Nachdenkens, mit denen der Gegenwart die der Zukunft zu verbinden; sich durch eine solche Erhebung des Gemüths vielleicht eine künftige Reue zu ersparen und größere Vergnügungen des Geistes zu sichern — — schon die Möglichkeit davon ist doch eurer Aufmerksamkeit und eurer Ueberlegung werth. Und mir scheint es sehr wichtig zu seyn, daß insbesondere die jüngere Welt bald hieran zu denken sich gewöhne, damit sie nicht einen großen Theil ihres Lebens verliere, und sich eine Zukunft bereite, in der sie die frühere Denkart bereuet. Wenigstens, meine jüngern Freunde, würdiget dieses Wort eines ernsten Augenblicks.

Insbesondere aber wollen wir, die wir dem höhern Alter uns nähern, wir, die wir uns nicht bergen können, daß der Zeitpunkt nicht ferne seyn könne, da unser ermüdeter Körper erliegt, da die Seele ihn, der nicht mehr rasch und behende, wie in der Jugend, oder tüchtig, wie im mittlern Alter, ist, zu ihrer Wohnung und zu ihrem Werkzeuge un-

brauchbar findend, ihn bald verlassen wird, damit er der Vereinigung mit andern Theilen der Welt übergeben werde; wir, deren stumpfere Sinne uns schon die Gemeinschaft mit der gegenwärtigen Welt erschweren, die wir uns durch alles erinnert fühlen, daß wir nicht mehr mit jugendlichen Kräften am Anfange der Laufbahn sind, sondern ermüdet uns dem Ziele nähern: wir wollen diese Betrachtungen besonders als für uns gehörend ansehen, und diesen Tag nicht ungenützt für Ueberlegungen verstreichen lassen, denen er vor andern heilig seyn sollte.

Aber nicht blos unserm Nachdenken, noch mehr unserer Befolgung möchte ich die entwickelten Grundsätze empfehlen. Gewiß unser hiesiges Leben wird dabey gewinnen, und die Seligkeit der Zukunft wird dadurch erhöht.

Lasset uns also, in welchem Alter und in welchen Verhältnissen wir stehen, lasset uns nicht blos für den Körper und das Irdische, sondern noch mehr für den Geist, den bleibenden und ewigen, und das Himmlische sorgen. Mit der Sorge für den Leib verbinde sich die noch wichtigere für die Seele! Daß unser Geist verständiger, daß er fähiger und reicher an Kenntnissen, daß unser Herz reiner, gewissenhafter, milder werde — das, M.

Fr., sey unsere erste und wichtigste Sorge, wenn uns unser eigenes Wohl etwas werth ist.

Dies sey insbesondere auch die erste Sorge für eure Kinder, ihr, denen Gott den Vorzug verliehen hat, Eltern zu seyn. Sorget für die Erhaltung ihres Lebens; sorget für die Geschicklichkeit ihres Körpers; sorget für ihr zeitliches Glück, für ihren Wohlstand, für einen ehrenvollen Platz in der bürgerlichen Gesellschaft; aber wichtiger sey euch die Sorge für die Bildung ihres Geistes, für ihre Kenntnisse und Brauchbarkeit, für ihre Sitten, für ihr Herz und ihr Gewissen. Dadurch begründet ihr ihr wahres Wohl; dadurch hinterlasset ihr ihnen ein bleibendes Gut und die reichste Erbschaft. Die Lust der Welt vergeht. Reichthum und äußere Vorzüge bleiben am Grabe zurück. Aber was uns bleibt, was uns in die Ewigkeit folgt, ist ein gebildeter Geist und ein schönes Herz.

Ihr, M. Fr., die ihr euch in der Ewigkeit mit Vergnügen an das zu erinnern wünschet, was ihr hier thatet; ihr, denen der Nachruhm und ein bleibendes Gedächtniß etwas werth ist; es ist ein schöner Trieb, der euch beseelt: bestrebet euch, seiner würdig zu handeln; ringet darnach, daß in eurem Kreise man sich Eurer gern und dankbar erinnere. Es ist dazu nicht eine große ausgezeich-

nete That, nicht eine auffallende seltene Stiftung nöthig. Auch wer gewöhnlich seine Pflicht thut, auch, wer im Stillen treu ist seinem Berufe, wird von Bekannten und Nachfolgern gepriesen, und sein Gedächtniß bleibet lange in Segen.

Und wollet ihr sonst eures Namens Gedächtniß stiften; wohlan, M. Fr., unterlasset nicht es zu thun, wenn ihr euch dazu aufgefordert fühlt durch das Vermögen, das Gott euch gab und durch den Reitz des Nachruhms. Unserm Zeitalter wird ohnehin der Ruhm abgesprochen, reich zu seyn an frommen Stiftungen, wie die Vorzeit. Ich zwar wage nicht in diesen Tadel einzustimmen. Denn ich würde undankbar seyn gegen so manche schöne Stiftung, die sich selbst während meines Aufenthalts in dieser Stadt *) erhob; und vielleicht, daß der Trieb der Wohlthätigkeit, der — Dank sey der göttlichen Vorsehung — unter uns gewiß nicht erstorben ist, nur eine andere Richtung genommen hat. Aber fühlet Ihr euch beru-

*) Ich nenne nur das schöne Krankenhaus, das die seelige Freyin von Frankenberg stiftete (S. National-Zeitung der deutschen. Jahrgang 1803. St. 14.) und die Frey-Schule, die nicht nur gegründet ist, sondern auch noch von Zeit zu Zeit durch bedeutende Geschenke (erst vor einigen Wochen durch ein Geschenk von funfzig Reichsthalern zur Bekleidung armer Kinder!) unterstützt wird.

fen zu etwas Außerordentlichem durch Können und Wunsch: so versäumet die Gelegenheit nicht; so folget dieser schönen Aufforderung. Unsere Schulen und Erziehungsanstalten, die Studirenden, oft aus der dürftigern Classe, aber reich an Fähigkeiten, unsere Armen, unsere Kranken, unsere Witwen, manche sehr nützliche, aber kärglich belohnte Männer; o! sie bedürfen noch solcher reichern Stiftungen. — Und auf eine bessere Art kann man sein Andenken nicht erhalten. Unser Name bleibt, gesegnet, gepriesen, oft mit einer Thräne der Freude und des Danks, von denen, die einer solchen Stiftung genießen und deren Elend wir mildern; und es wird wörtlich wahr, was Salomo sagt, das Gedächtniß der Gerechten, und das heißt, der Gütigen, bleibet im Segen. Beherzigt dies, M. Fr., Ihr, die ihr den erhebenden Trieb nach Nachruhm fühlet, und denen Gott das Vermögen gab, ihn zu befriedigen.

Und, M. Fr., da wir alle den Wunsch hegen, daß wir uns dereinst gern an dieses Leben erinnern mögen; und insbesondere, daß uns die Erinnerung an die Unsrigen und das Wiedersehen, das wir erwarten, Freude mache: so lasset uns, bey diesem Wunsche, uns entschließen, hier in Friede und in Freundschaft zu leben. Ja Friede und Eintracht herrsche in unsern Häusern. Liebe

und Achtung verbinde die Gatten; Aufmerksamkeit und Vertrauen beglücke die Geschwister; und treue Freundschaft herrsche unter Bekannten und Freunden; damit, wenn die Stunde der Trennung erscheint, uns nicht eine traurige Erinnerung die letzten Augenblicke erschwere; und damit, finden wir uns dereinst wieder, dieses Wiedersehn unsere Seligkeit wirklich erhöhen möge. Amen!

Zehnte Predigt

Ohne Glauben an Gott und Unsterblichkeit ist es nicht möglich, sich über manche Begebenheiten der Welt und des Lebens zu beruhigen.

Am zweiten Ostertage 1812.

Ueber

Luk. 24, 13—35.

Es giebt gewisse Wahrheiten der Religion, die, so bekannt sie sind, wir uns nicht tief genug einprägen und nicht zu lebendig in unserer Seele erhalten können, nicht nur weil wir ihrer oft bedürfen, sondern auch weil ihre Kraft, wenn sie nicht durch öftere Erwägung gestärkt wird, nicht selten an der Schwäche des menschlichen Herzens scheitert. Dahin gehört z. B. bey Manchen, die sich leicht jedem sinnlichen Eindrucke und jeder Verführung, auch gegen die Warnung des Gewissens, überlassen, die Behauptung: daß in dem Reiche Gottes das Böse und die Sünde nicht ungestraft bleibe. Auch wenn man keinen Zweifel dagegen hegt, und keinen Bestreitungsgrund mehr vorzubringen weiß: läßt man sich doch im Augenblicke der Versuchung verleiten, entweder daran nicht zu denken, oder zu hoffen, daß davon eine Ausnahme statt finden werde; und begeht eine Sünde, von der man im ruhigen Zu-

stande nicht leugnen kann, daß sie unfehlbar das Mißfallen und die Strafe Gottes zur Folge habe.

Eben so ist es auch mit den Wahrheiten, die den Grund unseres Trostes und unserer Beruhigung enthalten. — So überzeugt wir seyn mögen von der weisen Regierung Gottes, von seiner alles wohlmachenden Güte; so kommen doch oft Stunden, wo der Mensch sich dem Schmerze und der Betrübniß fast trostlos überläßt, nicht weil er an dem Daseyn Gottes, oder an der göttlichen Weltregierung, oder an den Eigenschaften der Weisheit und Güte Gottes zweifelt; sondern weil ihm diese Gedanken, deren Wahrheit er keinesweges bezweifelt, nicht gegenwärtig, nicht lebendig genug sind, und weil sie daher die Macht nicht haben, die Seele zu beherrschen und die mit ihnen streitenden Empfindungen zu überwältigen.

Eine ähnliche Bewandniß hat es mit der Lehre von der Unsterblichkeit. — So wenig Jemand an ihr zweifelt; so genau er die Beweise dafür kennt; so geschickt er die Zweifel dagegen zu lösen weiß: so unterliegt er doch vielleicht, bey einem eintretenden Falle, der die Empfindung sehr aufregt, dem Schmerze; weil er diese Wahrheit nicht oft genug überdacht und auf sich angewendet hat; weil sie seiner Seele nicht lebendig und gegenwärtig genug vorschwebt.

Es ist daher gewiß eine sehr weise Einrichtung auch unseres öffentlichen Gottesdienstes, welcher überhaupt die Absicht hat, die Wahrheiten, Aufschlüsse und Belehrungen der Religion unter uns lebendig und wirksam zu erhalten, daß gewissen Lehren der Religion, die vorzüglich wichtig für unsere Tugend oder für unsere Gesinnung sind, auch besondere kirchliche Zeiten und Feste gewidmet sind, weil die Erinnerung an sie, an ihren Einfluß, an ihre Wichtigkeit, an ihre tröstende erheiternde Kraft, an ihre Unentbehrlichkeit nicht häufig und lebendig genug seyn kann.

Zu solchen nützlichen Wahrheiten, die wir unserm Geiste oft vorhalten sollten, gehört auch der Glaube an Gottes Weltregierung und die Unsterblichkeit, welcher letztern Lehre diese Tage insbesondere heilig sind, und welche in vielen Fällen das wirksamste Mittel ist, unsern Beunruhigungen und selbst unserm gerechtesten Schmerze Grenzen zu setzen. Uns hieran und an unsere Unsterblichkeit zu erinnern, das möge, nach Anleitung unseres Festevangeliums, der Inhalt meines weitern Vortrags seyn.

Text:

Luk. 24, 13 — 35.

„Und zween — — — an dem da er das Brod brach."

Auch diese Erzählung, welche, wenn wir sie hören, das Gemüth in einer Spannung erhält, derjenigen ähnlich, in welcher sich die Jünger befinden mochten, als der unbekannte Fremde ihnen die Schrift und die Schicksale des Messias erklärte, auch diese Erzählung enthält einen Beweis, daß es gewisse Begebenheiten der Welt und des menschlichen Lebens giebt, über die man sich ohne Glauben an Gott und Unsterblichkeit nicht beruhigen kann. Ich will, wenn ich zuerst etwas über den Glauben an Gott und Unsterblichkeit im Allgemeinen werde gesagt haben, dann die Anwendung davon auf die Jünger und auf uns zu machen suchen.

Erster Theil.

Unter dem Glauben an Gott, von dem wir hier reden, verstehen wir nicht blos die Ueberzeugung von seinem Daseyn, und den Glauben an die Eigenschaften, die wir Gott mit Recht beylegen. Sondern wir verstehen darunter den Glauben an seine Weltregierung, und daran, daß er die Begebenheiten, auch der menschlichen Welt, nach seinem Rathe lenkt. Und wir denken uns die Sache mit ihren Beweisen so. Wenn ein Gott ist, der die Welt geschaffen hat und nicht

untergehen läßt; so hat er auch bey dieser Welt, ihrer Erschaffung und Einrichtung, bey den Gesetzen, die er der leblosen Natur und dem freyen Menschen vorschrieb, eine gewisse Absicht, die er zu erreichen gedenkt; und diese Absicht wird er um so gewisser erreichen, je weiser und je mächtiger er ist, je mehr er zur Erreichung seiner Zwecke die schicklichsten und wirksamsten Mittel zu wählen versteht, und je weniger Etwas seiner Macht und seinem Willen zu widerstehen im Stande ist. Die Bewegungen der Körperwelt und der Gestirne folgen daher, ohne Abweichung und ohne Widerstand, den ihnen vorgeschriebenen Gesetzen; und selbst die freye Welt der Menschen und der Geister kann sich seiner Leitung nicht entziehen. Er ist es, der ihnen nicht nur das Maaß ihrer Kräfte anweiset, sondern Er ist es auch, der die Begenheiten verbindet und ordnet, so, daß ihre kleinen Bemühungen und Zwecke seinen großen Plan nicht hindern können. Wie ein Vater in seinem Hause, wie ein weiser und mächtiger Regent in seinem Reiche, Ordnung und Ruhe zu erhalten weiß; wie da alles dem Zwecke dienstbar ist, den jener und dieser, den der Vater eines Hauses, den der Fürst eines Landes zu erreichen sich vorgesetzt hat: so und nicht anders und noch mehr so ist es auch in der Natur und in der menschlichen Welt. Wie in ihr nichts geschehen kann, was er nicht weiß; so

wenig kann auch etwas seine Zwecke und Absichten, die die besten und ersprießlichsten sind, vereiteln; alles folgt vielmehr seiner Bestimmung und seinem Rathe.

Dieses zu glauben, an dieser Ueberzeugung fest zu halten, wie sehr auch der Anschein dagegen sey, wie schwer es bisweilen dem eigenen Herzen werde; — dies, M. Fr., ist der Glaube an Gott, oder an die göttliche Weltregierung, von dem wir hier reden; dies ist der Glaube, ohne dem man sich bey manchen Begebenheiten zu beruhigen, ohne dem man seinem Schmerze, seiner Verzweiflung Grenzen zu setzen, kaum im Stande seyn würde.

Mit diesem Glauben hängt ein anderer, der an die Unsterblichkeit, auf das engste zusammen, und er ist mit jenem von gleichem Werthe und von gleicher Nothwendigkeit. — Daß nach dem Tode des Leibes meine Seele fortdauert und daß dort ein anderer Zustand der Entwickelung eintritt; daß die Regierung Gottes über die Welt nicht nach den wenigen Tagen und nach den kurzen Jahren eines armseligen Menschenlebens beurtheilt werden kann; daß dort sich aufklären wird, was hier dunkel war; daß dort ins Gleiche gebracht wird, was hier ungerecht schien; daß wir dort hellere Einsichten erlangen, und richtiger beurtheilen werden,

was uns hier ein unbegreifliches, ein unauflösbares Räthsel war; und dies alles zur Verherrlichung der Weisheit und der Gerechtigkeit Gottes: dies, diese Hoffnung, dieser Glaube ist es, was wir mit dem Glauben an die Unsterblichkeit bezeichnen.

Und dieses doppelten Glaubens können wir nicht entbehren, wenn wir uns über manche, uns ganz unbegreiflich scheinende Begebenheiten beruhigen, wenn wir unserm, gewiß oft sehr gerechten Schmerze, Grenzen setzen wollen.

Erläutern wir uns die Sache an der Begebenheit unseres Evangeliums. Hier, in den Augen der Jünger, war alles unbegreiflich, räthselhaft, voll Widersprüche, und ihr Schmerz über das Schicksal des Gekreuzigten war gewiß der gerechteste.

Traurig wandelten sie mit einander den einsamen Weg, in sich gekehrt und nur mit ihrem Schmerze beschäftigt. Ihr Gespräch war nur das Schicksal, das unbegreifliche Schicksal, ihres Freundes, ihres Lehrers, des bewunderten Propheten. Vor zwey Tagen hingerichtet, da sie hoffeten, er sollte Israel erlösen! Und wie hingerichtet und

von wem? — Er war ein Prophet, groß vor Gott und vor dem Volk. Aber die Vorsteher des Volks, die Verständigern und Mächtigern, hatten ihn gefangen genommen, und zum Tode verurtheilt. Er — unbegreiflich! — dieser Prophet — ward gekreutzigt. Er starb. Er ward begraben. — Und dabey ging eine ihrer glänzendsten Hoffnungen zu Grunde, die Hoffnung: er sey der König Israel, er werde die bedrängte Nation erlösen und von dem Joche heidnischer Herrscher befreyen. — Wie unbegreiflich war ihnen dieser Gang des Schicksals, wie schmerzlich fühlten sie sich getäuscht! — Ja ihre Verwirrung ward noch größer, durch eine Erzählung, die sie am Morgen des Tages vernommen hatten, daß er nicht im Grabe gefunden worden, daß er lebe.

Gestehen wir, daß der Schmerz dieser Männer gerecht war, daß ihre Verwirrung, ihre Verlegenheit groß seyn mußte.

Aber wie löset sich die Aufgabe? wodurch wird ihr Schmerz gemildert? auf welche Art kommt ein Strahl des Lichtes in ihre finstere Seele?

Ein Fremder, ein Unbekannter nähert sich ihnen, und hört verwundernd und theilnehmend ihr Gespräch. — Und nachdem sie ihr bekümmertes Herz ausgeschüttet, nachdem sie ihm alles, auch

den Grund ihrer neuen Verwirrung mitgetheilt hatten; was thut Er zu ihrer Zurechtweisung und zu ihrer Beruhigung? — Er verweiset ihnen, daß sie zu vertieft in den gegenwärtigen Augenblick wären; er lenkt ihre Aufmerksamkeit auf den Rath und die Regierung Gottes, des Ewigen. — „Es geschahe dies nicht ohne Gottes Zulassung. Nach seinem Rath mußte er, der Unschuldige, so leiden und sterben, um auf diese Art um so mehr verherrlichet zu werden. Die Bestimmung dieses Propheten war, nach dem Rathe des Ewigen, eine ganz andere, eine weit größere, als ihr denket. Nicht als weltlicher Regent sollte er über eine kleine Nation, die Jüdische, herrschen; nein durch Leiden sollte er verherrlichet und der Stifter eines die Welt und alle Zeiten umfassenden ewigen Reichs werden." — So suchte er durch die Erinnerung an Gott und an seine Weltregierung ihren Schmerz zu lindern und ihre Gemüther zu beruhigen. — Und als sie endlich erfuhren, daß Er wirklich lebe, daß das Grab ihn nicht gehalten, daß sich Gottes Regierung auf die Art gerechtfertigt habe; da werden sie sich nicht nur beruhigt, sondern eingesehen haben, wie ihre Erwartung, zwar nicht erfüllt, aber übertroffen worden; da wird Zufriedenheit und frohe Anbetung die Stelle der Angst, des Zweifels und der Verwirrung eingenommen haben.

Aber so wie der gerechte Schmerz der Jünger sich schwerlich würde gelöset haben ohne diese Aufklärung über Gottes Regierung, und ohne die Wiedererscheinung Jesu; so, M. Fr., giebt es der Begebenheiten in der Welt und im menschlichen Leben genug, über die man sich nicht würde beruhigen können ohne den Glauben an die höhere Weltregierung, und ohne den Glauben an die künftige Entwickelung in einem andern Leben.

Ich sage, es giebt Begebenheiten der Welt, über die man sich nicht beruhigen, über die man seinem gerechten Schmerze keine Grenzen würde setzen können, ohne jenen doppelten Glauben.

Man braucht eben kein Dichter zu seyn, um durch Hülfe einer erhöheten Einbildungskraft solche Ereignisse zu erdenken, welche ohne jenen Glauben nicht gelöset werden können. Die Geschichte, die das Wirkliche, nicht das Erdichtete, erzählt, die Geschichte der alten und der neuen und der neuesten Zeit ist reich genug an Begebenheiten dieser Art, an Begebenheiten, die, wie bey den Jüngern Jesu, unsern Verstand verwirren und unser Urtheil zu Schanden machen, bey denen wir verwundert fragen: „wie war es möglich? wie will das enden?" Begebenheiten, bey denen unser innerstes Gefühl

aufgeregt und empört wird, und bey denen unser Unmuth und unser Schmerz ohne Grenzen seyn würde, wenn wir uns nicht endlich sagten: Mußte das nicht vielleicht geschehen, nach dem Rathe des Ewigen, wenn seine Absicht und sein Plan, der doch nur der beste für die Welt seyn kann, erreicht werden sollte? — Ja wenn ich nicht begreife was geschieht, wenn mein Verstand und mein Herz irre wird an dem Gange der Weltbegebenheiten; so erinnere ich mich, daß die Zukunft, daß die kommende Entwickelung viel aufklärt, und daß Gottes Regierung, die nicht nach den Tagen eines Menschenlebens, nicht nach den Jahren eines Zeitalters beurtheilt werden kann, doch rein und untadelich seyn muß.

Aber wir haben auch nicht nöthig, auf die Begebenheiten der Welt zu sehen, um die Unentbehrlichkeit des Glaubens an Gott und Zukunft zu fühlen; wir dürfen nur bey den Schicksalen unseres eigenen Lebens, unseres Hauses und unserer Freunde stehen bleiben.

Ach! wie viele Ereignisse giebt es da, die unser Herz zerreißen und unsere tiefste Empfindung aufregen, bey denen nur Gott und die Ewigkeit unser Trost seyn kann. Euer eigenes Gedächtniß wird euch Beyspiele dieser Art aus eurem eigenen Hause, oder aus dem Leben eurer Freunde

genug vorführen. Wie wollet z. B. ihr euch trösten, ihr bekümmerten Mütter, über den Verlust eines Kindes, das eurer Zärtlichkeit werth schien, das eure Freude war, und das, ehe sein Leben sich stärkte, ehe die in ihm schlummernden Kräfte sich entfalteten, dahin starb, wie eine früh verwelkende Blume? wie wollet ihr euch beruhigen, wenn ihr nicht ehret den Rath Gottes, wenn ihr nicht glaubet an eine künftige Entwickelung? — Oder, wie wollen wir beurtheilen, — auf eine beruhigende Art — das Schicksal eines Mannes, den das Unglück zu verfolgen scheint, der, ohne Gattin, die er hatte, ohne Kinder, die er liebte, selbst krank und siech, einem lange ausbleibenden Tode entgegen schleicht? — Oder wie wollen wir uns beruhigen, wenn, wie unser Heiland, ein Biederer, ein Gerechter verkannt, verfolgt, eingekerkert, einem gewaltsamen Tode Preiß gegeben wird; wie wollen wir es erklären, wie unserm gerechten Unmuthe Grenzen setzen, wenn wir nicht Glauben haben an Gott und Unsterblichkeit?

Und so giebt es der Begebenheiten mancher Art, die nur durch diesen Glauben begreiflich werden. Manche, die nur für die Zukunft berechnet scheinen können, und in ihr ihre Auflösung und Rechtfertigung finden werden. Andere, deren Zwecklosigkeit die Welt und das menschliche Schicksal nur als ein verwirrtes Spiel darstellen, oder

welche durch ihre Härte und Grausamkeit unser Gefühl nur empören würden; — glaubten wir nicht an eine höhere Weltregierung und an eine künftige Entwickelung.

Daher finden wir auch, daß alle Weisen der Völker, nicht blos der Christen, selbst der Heiden, aber der Christen vorzüglich, den Glauben an Gott und die Unsterblichkeit gelehrt haben. Und daher wollen auch wir fest halten an diesem Glauben, ihn uns oft vergegenwärtigen und auf uns anwenden.

Denn welcher wäre auch vernünftiger, welchen verkündigte das Christenthum lauter, welcher wäre ein dringenderes Bedürfniß für unsern Verstand und für unser Herz, als eben dieser Glaube an Gott und an Unsterblichkeit?

Nehmet uns den Glauben an einen weisen Regierer der Welt, überlasset sie sich selbst und ihren blinden Naturkräften, oder dem Unverstande und den Leidenschaften der Menschen; und sie wird uns bald das regelloseste verwirrteste Schauspiel darbieten; und das alte Chaos der Dichter wird nicht mehr ein Spiel der Einbildungskraft, sondern ein Gegenstand der Wirklichkeit werden. — Nehmet uns den Glauben an die Gerechtigkeit

Gottes; und das Laster, das schon jetzt bey diesem Glauben sich frech genug erhebt, wird bald ohne Scheu und allgemein herrschen, und die menschliche Welt ein noch gräßlicherer Schauplatz von Unthaten werden. — Nehmet uns den Glauben an die Güte Gottes, an jenes liebevolle Wesen, das ewig im Wohlthun seine Seligkeit findet; nehmet uns den Glauben an den Vater der Menschen, zu dem wir, seine Kinder, mit Vertrauen beten und dem wir unser Herz ausschütten dürfen; und ihr werdet uns die schönsten begeisterndsten Gefühle, die Freude über das Bild der höchsten Güte, ihr werdet, was trauriger ist, den Weinenden seinen Trost genommen und sein zerrissenes Herz der Verzweifelung Preiß gegeben haben!

Oder nehmet uns den Glauben an die Unsterblichkeit, leugnet die Fortdauer nach dem Tode, bestreitet das Erwachen nach dem Schlummer im Grabe, übergebt uns einer ewigen Vernichtung: und ihr werdet dem Menschen seine schönste Aussicht, seine erheiterndste Hoffnung genommen; ihr werdet den Glücklichen traurig und den Unglücklichen trostlos gemacht haben.

— Und um einen solchen Preiß sollten wir einen Glauben hingeben, der so fest gegründet ist,

den wir uns wünschen müßten, wenn wir ihn nicht besäßen?

Nein, M. Fr., nicht nur nicht aufgeben wollen wir einen so schönen Glauben, sondern ihn vielmehr durch Gründe in uns zu befestigen und in unserm Gemüth recht gegenwärtig und lebendig zu erhalten suchen, damit er uns um so mehr beglücken, und, wenn wir seiner bedürfen, seine beseligende Wirkung um so sicherer thun könne.

Oft wollen wir uns daher der Betrachtung überlassen, wie die Welt, so unermeßlich im Umfange, so unzählbar in ihren einzelnen Theilen, so unerforscht in ihren Gesetzen, und doch so regelmäßig in ihrer Bewegung und so unverrückt in ihrer Ordnung, unmöglich das Werk des regellosen Zufalls, oder einer blinden nichts erklärenden Nothwendigkeit seyn könne; wie vielmehr ein Geist, ein hoher, über sie erhabener Geist da seyn müsse, der sie gedacht, geordnet hat und regiert. — Oft wollen wir uns den Empfindungen überlassen, die die Betrachtung der Güte Gottes in der Natur in uns aufregt; und, indem wir unser Daseyn und unsere Vorzüge erwägen und die Spuren der göttlichen Güte in unserem eigenen Leben aufsuchen, die Gefühle der Freude und Dankbarkeit in uns lebhaft werden lassen, damit der Ge-

danke an Gott sich mit unsern frohesten Empfindungen vereinige, und damit er um so mehr seine Wirkung thue, wenn wir derselben bedürfen.

Aber nicht minder wollen wir auch den Glauben an Unsterblichkeit fest halten und oft erneuern. — Knüpfet diesen Gedanken nur nicht an so traurige abschreckende Bilder, wie Grab, Verwesung, und ähnliche sind. Denket euch den Tod unter dem Bilde des Schlafes und die Auferstehung unter dem Bilde des Erwachens. Denket euch, wie die Seele, frey von den Fesseln dieses irdischen unbrauchbar gewordenen Körpers, sich leichter erhebt und vervollkommnet, wie sie sich neue Kenntnisse, neue Fertigkeiten in andern Welten erwirbt; und das Bild des Todes wird euch weniger traurig seyn; und ihr werdet jene Gedanken um so leichter und um so freudiger erneuern.

Und bey diesem Glauben an Gott und Unsterblichkeit können wir auch allen Veränderungen der Welt mit Muth, und allen Ereignissen des Lebens mit Hoffnung und Heiterkeit zusehen. Bey diesem Glauben werden wir auch unserm gerechtesten Schmerze Grenzen zu setzen wissen, wenn er nur unserer Seele gegenwärtig ist. Trifft mich dann eine traurige Begebenheit, so werde ich mich

bald durch Gedanken der Art trösten: „es kann mir nichts geschehen, als was Gott hat versehen, und was mir nützlich ist.“ Trauert mein Herz über einen vereitelten Wunsch, über eine zerstörte Absicht; so werde ich mir sagen: „Gott kennet, was mein Herz begehrt; und hätte, was ich bitte, mir gnädig, eh' ichs bat, gewährt, wenns seine Weisheit litte. Er sorgt für mich stets väterlich; nicht, was ich mir ersehe, sein Wille nur geschehe.“ Werden mir Güter, Kinder, Freunde entrissen; so werde ich mit Hiob sagen: „Der Herr hat sie gegeben. Er hat sie genommen. Sein Rath ist heilig. Sein Nahme sey gepriesen.“ Wird das Leben für mich dunkel, kann ich die Begebenheiten der Welt, das Loos meiner Tage nicht begreifen, will ich schwermüthig und traurig werden; so wird mir mein glaubendes Herz zurufen: Willst du so viel als der Allweise wissen? Du begreifst den Höchsten, den Gang seiner Weltregierung nicht; aber das weißt du, daß er dein Vater, daß er unveränderlich gütig und weise ist, und daß er seinen Rath auch an dir herrlich hinausführt. Und bleibst du auch hier im Dunkeln; so kommt die Ewigkeit. Da wirst du das im Licht erkennen, was dir auf Erden dunkel war; da wirst du das wunderbar und heilig nennen, was unerforschlich hier geschah. Dort denkt dein Geist, mit Preiß und Dank, die Schöpfung im Zusammenhang.

So tröstet euch, M. Fr., mit diesen und ähnlichen Worten, die ihr kennet, die aus dem jugendlichen Unterrichte in eurer Seele sind. Ihr werdet dann erfahren, wie nützlich und heilsam es ist, sie in dem Gedächtnisse aufbewahrt zu haben, und wie erheiternd und stärkend ihre göttliche Kraft ist. Keine Begebenheit wird so verwickelt und traurig, kein Schmerz so angreifend und zerreißend seyn, den ihr mit jenen Worten nicht besiegen könntet. Denn des Menschen höchster Gedanke und seine gewisse Beruhigung ist: Gott und Unsterblichkeit. Amen.

Eilfte Predigt

Von dem Einflusse, welchen wir, wenn wir zu Gott zurückgekehrt sind, auf die Erde behalten.

Am Himmelfahrtstage 1812.

Ueber

Mark. 16, 14 — 20.

Wenn unter den Festen des christlichen Jahres eines ist, welches uns lebhaft nicht nur an die Wirklichkeit einer unsichtbaren Welt erinnert, in die wir einst, wenn wir diese Erde verlassen, übergehen; sondern auch daran, daß mit dem Scheiden von dieser Erde unser Einfluß auf sie nicht ganz geendigt ist: so ist es das Fest, welches wir heute begehen, das Fest der Rückkehr Jesu zu Gott.

Wo, m. Fr., könnten wir unsern Heiland, seitdem er sichtbar auf der Erde zu leben aufgehört hat, anders denken, als bey Gott? und welcher andere Zustand könnte der Zustand des Gekreutzigten, desjenigen, der so lebte und so starb wie Er lebte und starb, seyn, als ein Zustand der Belohnung und der Herrlichkeit? So fordert es unser Gerechtigkeitsgefühl; so fordert es der Glaube an einen heiligen Regierer der Welt: und diese Hoff-

nung hängt so fest mit unserer Natur und mit unsern lebendigsten Gefühlen zusammen, daß uns eher das Gefühl des Rechts und dessen, was wir der leidenden Tugend schuldig sind, verlassen müßte, ehe wir den Glauben an Unsterblichkeit und an eine künftige Vergeltung aufgeben könnten.

Aber so gewiß uns ein solches anderes Leben ist; so sind uns doch über seine nähere Beschaffenheit nur wahrscheinliche Schlüsse, mit wenigen Ausnahmen, vergönnt. Zu diesen Ausnahmen aber gehört die Behauptung: daß unser Einfluß auf die gegenwärtige Welt, und unsere Verbindung mit ihr nicht ganz aufhört. Zwar herrscht über die Art, wie die Abgeschiedenen auf die gegenwärtige Welt einwirken mögen, viel Ungewißheit; und wir haben wichtige Ursachen, uns diese Art nicht als eine körperliche durch sichtbare Erscheinungen zu denken, zumal da man bey diesem Glauben Täuschungen mancher Art ausgesetzt seyn würde. Aber bestritten kann es nicht werden, daß eine solche Verbindung, die, da der Körper der Erde anvertrauet und der Verwesung übergeben wird, nur eine geistige, durch Vorstellungen, seyn kann, wirklich statt findet; und das Nachdenken über den natürlichen Zusammenhang der Dinge und ihre Verkettung macht sie begreiflich.

Am besten erläutert sich dieses alles durch das Beyspiel unseres Heilandes, der seinen Jüngern die Versicherung giebt, daß er, nach seiner Rückkehr zu Gott, doch mit ihnen in Verbindung bleiben und sie auf mannichfaltige Art bey ihren Unternehmungen unterstützen werde. Wenn wir auch, daß dies bisweilen auf eine sichtbare Art geschehen sey, weder erweisen noch leugnen können; so ist doch die geistige Einwirkung Jesu auf seine Freunde und auf die Kirche, auch nach dem natürlichen Zusammenhange der Dinge, außer Zweifel und sehr groß.

Und eine solche Verbindung mit den Unsrigen und mit der Welt bleibt auch für uns, wenn wir zu Gott zurück gekehrt sind, nicht nur möglich, sondern gewiß. Und dieser fortwährende Zusammenhang muß uns die Menschen, mit denen wir hier in Verbindung stehen, noch werther, und uns selbst noch theilnehmender an ihrem Schicksale machen, auf das wir einen so großen und so bleibenden Einfluß haben.

Dem Nachdenken über diesen Zusammenhang, und über den Einfluß, den die Abgeschiedenen auf die Denkart und Unternehmungen der Lebenden behalten, mag unsere weitere Betrachtung gewidmet seyn; und das Beyspiel Jesu soll uns dabey zur Erläuterung dienen.

Text:

Mark. 16, 14 — 20.

„Zuletzt, da die eilf zu Tische saßen — — — und bekräftigte das Wort durch mitfolgende Zeichen."

Obgleich unser Heiland, nach seiner Rückkehr zu Gott, nicht mehr sichtbar auf der Erde gegenwärtig war, so dauerte doch seine Verbindung mit seinen Jüngern fort; und, wir können hinzusetzen, sie dauert mit seiner Kirche und mit uns noch jetzt fort. Er selbst giebt dies zu verstehen; der Evangelist versichert, daß dies geschehen sey; und nach der Erzählung des Matthäus *) sagt er ausdrücklich: „ich bin bey euch alle Tage bis an der Welt Ende." Zwar sind wir Einwirkungen durch Wunder heutiges Tages zu erweisen oder zu leugnen nicht im Stande; aber wir dürfen auch nur bey dem natürlichen Zusammenhange, welcher nicht aufgehoben werden kann, stehen bleiben, um die Größe und Dauer des Einflusses Jesu auf seine Apostel und auf uns zu begreifen. Und auf eine ähnliche Art ist es mit allen, welche gelebt haben und auch mit uns, die wir noch leben. Ich will daher

von dem Einflusse reden, welchen wir, wenn wir zu Gott zurück gekehrt sind, auf die gegenwärtige Welt behalten.

*) Matth. 28, 20.

Ich werde diesen Einfluß zuerst erläutern durch das Beyspiel Jesu; und dann die Anwendung davon auf uns zu machen suchen.

Erster Theil.

Auch nach seiner Rückkehr zu Gott blieb unser Heiland mit seinen Freunden in enger Verbindung. Ob wir gleich, ob dies in einzelnen Fällen auf eine außerordentliche, wunderthätige und sichtbare Art geschehen sey, heutiges Tages zu bestimmen nicht im Stande sind: — eine Untersuchung, die wir auch um so ruhiger dahin gestellt seyn lassen können, da wir zu solchen außerordentlichen Erscheinungen keine gegründete Hoffnung haben — so blieb doch sein geistiger Einfluß, auch dem natürlichen Zusammenhange nach, überaus groß. Denn er wirkte auf sie theils durch seine Reden, der sie sich erinnerten; theils durch seine Handlungen, sein Beyspiel und seinen Tod, den sie gesehen hatten; theils durch die Aufträge, die er ihnen auszuführen gegeben hatte, und zu deren Ausführung sein Unterricht und sein Beyspiel sie geschickt machen sollte.

Wie groß dieser Einfluß gewesen seyn müsse, erläutert sich, wenn wir diese einzelnen Arten des gebliebenen Zusammenhanges näher betrachten.

Er wirkte auf sie als Freund und Lehrer. Wenn ein verstorbener Freund, der unser

Lehrer war und in dessen täglichem Umgange wir lebten, schon durch das, was er uns sagte, und durch die Lehren, die er uns einprägte, einen grossen Einfluß auf uns behält; so mußte Jesus auf seine Schüler den größesten behalten. Was sie Richtiges von Gott, als Vater aller Menschen, von seiner Vorsehung, der wir trauen können, und von seiner Regierung der Welt, die sich stets als heilig rechtfertigt, wußten, das verdankten sie Jesu und seinem Unterrichte. Was sie Richtiges von der Art seiner Verehrung, und von der Unzulänglichkeit des jüdischen Dienstes wußten; was sie von dem höhern Sinn und der bessern Erfüllung des mosaischen Gesetzes, von der innern Reinigkeit der Seele, von der Menschenliebe, als einer Pflicht Aller gegen Alle wußten — das war die Frucht des Unterrichts und der Belehrungen Jesu. Was sie endlich von der Fortdauer der menschlichen Seele, von ihrer Rückkehr zu Gott, von einer künftigen gerechten Vergeltung, von dem ewigen Glücke der Frommen und der Unglückseligkeit der Bösen wußten — das alles verdankten sie Jesu und seiner Belehrung. — Ja viele seiner Belehrungen waren von der Beschaffenheit, daß sie ihnen erst nach seiner Trennung von ihnen recht verständlich und einleuchtend wurden. Dahin gehörte insbesondere die richtigere Ansicht von Jesu als Lehrer; von der

Gründung, nicht eines irdischen, sondern eines geistigen Reichs; eine Gründung, die durch seinen, ihnen unbegreiflichen Tod, nicht gehindert, sondern mächtiger befördert werden sollte. — Wie oft müssen sie sich nach seinem Abschiede hieran erinnert, wie oft müssen sie sich hierüber und über ihre veränderte Einsicht gewundert haben, wie oft wird wörtlich wahr geworden seyn, was er ihnen einst sagte: der Geist, welchen euch mein Vater mittheilen wird, der Geist der Wahrheit wird euch erinnern alles deß, das ich euch gesagt habe.

Aber nicht blos als Lehrer, auch durch sein Beyspiel und durch seinen Tod wirkte Jesus auf seine Jünger.

Wenn schon die Reden und Belehrungen Jesu den bleibendsten Einfluß auf den Verstand und die Einsichten der Jünger gehabt haben; wie viel merkwürdiger muß er ihnen durch sein tägliches Leben, durch seine Art zu handeln und vorzüglich durch seinen Tod geworden seyn! — Es ist kaum einem Zweifel unterworfen, daß die Eindrücke des Auges, desjenigen, was wir selbst sehen und betrachten, stärker und bleibender sind, als die Eindrücke des Ohres; und was wir durch beyde Sinne zugleich, und im täglichen Umgange wahrnehmen, das prägt sich uns weit tiefer und lebendiger ein, als was wir blos hören. Und so muß auch der tägliche Umgang mit Jesu, die Art,

wie er dachte, wie er urtheilte, wie sie ihn handeln sahen, wie er seine Empfindungen ausdrückte, besonders bey so manchen wichtigen Gelegenheiten, eine Wirkung auf ihr Gemüth gehabt haben, bey der er ihrem Gedächtnisse nicht fremd werden konnte. — Am meisten aber mußten seine letzten Schicksale; die Art, wie er verrathen, verhört, verurtheilt und gekreußigt wurde; die Gesinnung, die er dabey äußerte, die Worte, die er am Kreutze sprach, die Geduld, die Gelassenheit, die Ergebung, die Hoffnung und das Vertrauen auf Gott, die Nachsicht und Menschenfreundlichkeit, die Zärtlichkeit des Sohnes, der sterbend noch an seine Mutter dachte und sie versorgte — — dies alles, verbunden mit der unerwartet glücklichern Wendung der Auferstehung — dies alles muß einen Eindruck auf ihre Gemüther gemacht haben, der nicht zu vertilgen war, bey dem er ihnen stets gegenwärtig blieb.

Und dieses alles konnten sie um so weniger vergessen, weil er ihnen bey seiner Trennung Aufträge gab, die sie ihr folgendes Leben beschäftigten, und zu deren Ausrichtung sie besonders durch die stete Erinnerung an ihn, an seine Lehre und sein Beyspiel, an seinen Tod, an seine Auferstehung, an seine Rückkehr zu Gott, tüchtig wurden. „Gehet", sagt er ihnen, „und unterrichtet die Menschen nach meinen Grundsätzen; machet

sie zu meinen Schülern; nehmet sie auf in eure Gemeinschaft, indem ihr sie bey der Taufe verpflichtet zur Anbetung Gottes, des Vaters der Menschen, zum Gehorsam gegen meine Lehre, und zur Folgsamkeit gegen den Geist Gottes; und indem ihr sie halten lehret alles, was ich euch geboten habe." Dies ist das Geschäft, dem sie ihr folgendes Leben widmeten; dies ist die Gründung der Kirche, zu der sie nur durch Glauben an Ihn und seine Belehrungen, durch die Erinnerung an sein Beyspiel und an seinen Tod tüchtig wurden.

So also mußte Jesus dem Geiste seiner Jünger stets gegenwärtig bleiben, durch seine Lehren, die sie gehört, durch sein Beyspiel, das sie gesehen, durch seinen Tod, den sie betrauert hatten, durch die Aufträge, die er ihnen auszurichten empfohlen hatte. Man kann sagen, daß sie fast nur durch ihn und in ihm dachten und handelten, daß Christus, wie einer seiner Apostel sich ausdrückt, gleichsam ihr Leben war, und daß er sie auch ohne wunderbare Erscheinungen unterstützte.

Und auf eine ähnliche Art ist Christus auch jetzt noch mit seiner Kirche und durch sie mit uns.

Zuerst durch seine Lehre. Denn wessen ist jene Lehre, die unser Verstand so leicht auffaßt, die unser Herz heiligt, die uns im Schmerz beruhigt, jene einfache, alle unsere Wünsche befriedigende Lehre: „von einem ewigen, geistigen, wei-

sen und wohlwollenden Wesen, welches die Welt geordnet hat und regiert; welches, gütig und gerecht, ein liebevoller Vater gegen alle ist; zu dem wir beten, dem wir vertrauen dürfen, wenn wir nur der innern Stimme des Rechts und dem Gefühle der Menschlichkeit folgen; denn Recht zu thun und wohlwollend gegen die Menschen zu seyn, ist sein Wille; und innerer Friede und Seligkeit folgt dem, der in guten Werken ihm wohlgefällig zu werden trachtet" — — diese einfache Lehre, der wir, der jedes menschliche Herz sich freudig eröffnet, wessen Geschenk ist sie? So oft wir sie denken, so oft sie in der christlichen Kirche verkündigt wird, ist nicht Er, unser Heiland, unter uns gegenwärtig und wirket er nicht durch sie zu unserer Freude, zu unserer Heiligung und zu unserm Troste?

Aber nicht minder wirksam ist er unter uns auch

durch sein Beyspiel, durch sein Leben und durch seinen Tod.

In seiner Geschichte, die so lebendig erzählt ist, sehen wir ihn gleichsam vor unsern Augen urtheilen und handeln; und oft weckt uns seine Gesinnung zur lebhaftesten Bewunderung. So sehen wir ihn gehorsam gegen Gott, nie zweifelnd an seiner Gerechtigkeit und Güte, oder an dem glücklichen Ausgange seines Werks; wir sehen ihn eifrig und erzürnt gegen Ungerechtigkeit und Heu-

chelen; aber verzeihend und nachsichtsvoll gegen Unwissenheit und Uebereilung; freundlich, theilnehmend, hülfreich gegen die Noth; heiter und zuvorkommend gegen den sich bessernden Sünder; unermüdlich im Treiben seines Werkes; besonnen und standhaft in der Gefahr, der Wahrheit, der Menschenliebe und seinem himmlischen Vater getreu bis in den Tod. — Und dieser Tod selbst und seine Feyer, wie mächtig ergreift sie das Gemüth. Wenn das heilige Mahl gefeyert wird, sehen wir ihn nicht gleichsam vor uns im Kreise seiner Freunde, wie er, allein bekannt mit dem ihn erwartenden Tode und ihn nicht fürchtend nur bemüht ist, ihn seinen Jüngern, damit er sie nicht überrasche, glaublich zu machen, wie er das Brod, gleichsam als seinen Körper, bricht, den Wein im Kelche, wie sein Blut, umherreicht, zur Gewißheit seines nahen gewaltsamen Todes, und wie er dabey, heiter und Gott vertrauend, seine geliebten Jünger nur vor der Gefahr, in die sein unerwarteter Tod sie stürzen könnte, zu sichern bemüht, um ihr Andenken, um die Erhaltung seines Gedächtnisses bittet!

Und dies alles wird uns um so lebhafter erhalten

durch die Kirche, die seine Apostel gegründet und durch das Lehramt, das sie in ihr eingeführt haben. Dadurch wird sein Einfluß von

Geschlecht zu Geschlecht fortgepflanzt und ununterbrochen unterhalten, so lange die Kirche dauert, bis an das Ende der Tage. Und so können auch wir sagen, daß er, obgleich zu Gott zurück gekehrt, noch unter uns gegenwärtig ist, daß er uns durch seine Grundsätze belehrt, daß er uns durch sein Beyspiel bessert und erhebt, und daß er durch die befohlene Stiftung der Kirche ein Beyspiel gegeben hat, wie man, auch nach dem Tode, seinen Einfluß auf immer eingreifend und wirksam erhält.

Zweiter Theil.

Diese Betrachtung des Einflusses Jesu auf seine Jünger und auf uns mag uns zu einer doppelten Folgerung leiten. Einmal, zu desto größerer Achtung und Verehrung seiner Person; und zweytens, zu einer ernsten Anwendung des Gedankens: daß auch die Seligen Einfluß auf die Erde behalten, auf uns.

Wenn die Achtung und Verehrung eines berühmten Mannes um so größer zu seyn pflegt und zu seyn verdient, je besserer Art, je umfassender und je bleibender sein Verdienst ist; so ist begreiflich, wie unter allen Sterblichen, die je zu Gott zurück kehrten, und die aus der Geschichte uns bekannt sind, keiner die Achtung und die Verehrung gefunden hat und zu finden verdient hat, welche dem Stifter der christlichen Religion

geworden ist; und welche ihm bleiben wird, so lange die Geschichte die Begebenheiten der Vorzeit erzählt, oder so lange seine Kirche dauert, die schwerlich von irgend einer Macht überwältigt werden wird. — Was die merkwürdigsten Menschen auf der Erde, was die größesten Regenten der Vorzeit durch Gründung und Erweiterung ihrer Reiche, was die tiefsinnigsten Weisen unter den Völkern durch Erforschung und Verbreitung der Wahrheit, was die menschenfreundlichsten Wohlthäter des menschlichen Geschlechts in ihrem Zeitalter Großes und Gutes gewirkt haben; es erscheint doch nur als eine Kleinigkeit gegen die Wirkungen des Christenthums und des über die Erde verbreiteten geistigen Reichs, das älter und ausgedehnter, als die jetzt bestehenden Reiche der Welt, noch in Zukunft dauern wird, so lange Gott und Unsterblichkeit geglaubt, und eine reine wohlthuende Sittenlehre geschätzt wird. — So groß, so dauernd ist sein Verdienst, wenn wir die Geschichte hören.

Denn nicht blos in seiner Zeit bewirkte er eine große Veränderung in den Urtheilen über Gott und über Recht; nicht blos während seines Lebens erhob er seine Schüler und Freunde zum Glauben an die Vorsehung und Unsterblichkeit; nicht blos in die Herzen seiner persönlichen Freunde pflanzte er eine Tugend, über die der menschliche Geist ei-

ne reinere nicht kennt: sondern durch die Errichtung der weit verbreiteten Kirche, in welcher seine Lehre verkündigt, sein Beyspiel bewundert, sein Tod und die Gesinnung, in der er starb, gefeyert wird; wirkt Er seit Jahrhunderten und wird wirken, so lange es der göttlichen Vorsehung gefällt, und das heißt, so lange die Geschichte der Vorzeit nicht untergeht.

Aber, wenn dies das Verdienst Jesu ist, wenn durch seinen Einfluß und durch den Einfluß seiner Lehre Millionen Menschen über Gott und die Vorsehung belehrt und durch diesen Glauben froh und ruhig geworden sind; wenn durch seine Sittenlehre die Sitten der Welt gebessert und Menschen ohne Zahl über das Irdische erhoben und einer Tugend fähig geworden sind, wovon das Bewußtseyn die höchste Beseligung eines Geistes auch im Unglück und unter Martern ist; wenn durch die Herzen bezwingende Kraft seiner freundlichen Religion die Werke der Liebe und der Barmherzigkeit geweckt werden, welche das menschliche Elend lindern und der Trost der Unglücklichen, der Witwen und Waisen sind; wenn endlich durch seine Lehre das Furchtbarste in der Natur, der Tod selbst, furchtbar zu seyn aufhört, und durch die von ihm eröffnete Aussicht auf eine andere Welt alles irdische Leiden erträglich und selbst mit Freuden erduldet wird; wenn diese Lehre, um so größere Wunder

thut, je mehr sein eigenes Beyspiel sie bestätigt und belebt; und wenn diese Wirkungen durch die Einrichtung der Kirche, die er unmittelbar vor seiner Rückkehr zu Gott schuf, fortdauern bis an das Ende der Tage — — wie groß, wie lebendig muß deine Verehrung unter uns seyn, erhöheter Heiland, der du unter uns zu seyn und deine wunderbare Kraft an unsern Gemüthern zu erweisen nicht aufhörst! Mit Recht beugen sich vor dir alle Kniee der Menschen, die dich kennen, und die die Wirkung deiner Wahrheit erfahren; und so lange dankbare Verehrung des Verdienstes eine christliche Tugend bleibt, und so lange auch unter uns die Wirkung deiner Wahrheit, deines Beyspiels und deines Todes empfunden wird, so lange wird auch unter uns deine Verehrung nicht aufhören, so lange wird auch dein Gedächtniß und das Gedächtniß deines Todes mit dankbarer Rührung gefeyert werden.

Aber noch ist mir ein ernster Gedanke für uns übrig, meine Freunde! Wie der Einfluß Jesu fortgedauert hat und noch fortdauert, auf eine ähnliche Art dauert auch der Einfluß der Abgeschiedenen überhaupt fort; und auf eine ähnliche Art wird auch unser Einfluß auf die Unsrigen und auf unsere Nachwelt fortdauern. Dies führt auf eine sehr ernsthafte Ueberlegung, die dieses Tages, dieser Stätte und unserer Andacht nicht unwürdig ist.

Auch wir, zu welchem Alter, zu welcher Classe der Menschen wir gehören, in welchen Verhältnissen wir stehen mögen, auch wir kehren einst zu Gott zurück. Unser Leben endigt. Der Vorhang fällt. Weiter als bis in das Grab sieht man uns nicht nach. — Aber obgleich unsere Person nicht sichtbar unter den Menschen bleibt, hört darum unser Einfluß und unsere geistige Verbindung mit der Welt und mit unsern Nachkommen auf? und werden sie nicht Ursache haben, entweder sich unseres Einflusses zu freuen, unser Andenken zu segnen, Gott für unser Leben zu danken? oder werden sie, wenn sie uns auch nicht verwünschen, doch vielleicht Ursache haben, Gott zu bitten, daß er uns verzeihe? werden sie unser Gedächtniß, damit es nicht verderblich werde, nicht vielmehr zu vertilgen als zu erhalten suchen?

Denn auch, was wir in unserm Leben reden oder thun oder einrichten, dauert in seinen Folgen auf die Nachwelt fort. Die Urtheile, die wir fällen, die Grundsätze, die wir äußern, die Lehren, die wir verbreiten, hören nicht auf, wirksam zu seyn für diejenigen, die sie hören und andern mittheilen. Auch das, was wir thun, die Art, wie wir handeln, die Unthaten, die wir begehen, die öffentlichen oder geheimen Sünden, die von uns bekannt werden, so wie die Tugenden, durch die wir uns auszeichnen, machen Eindruck auf die, die sie sehen oder hören, und dauern in ihren Folgen fort. Unser Beispiel, es kann er-

heben, bessern, begeistern; aber es kann auch verführen, erniedrigen, in den Abgrund des Lasters und des Verderbens stürzen; und was wir bleibend anordnen, wird vielleicht ein Segen oder ein Fluch für die Menschheit.

Wollen wir dieses nicht beherzigen, wir vorzüglich, die wir Eltern sind! Auch wenn ihr nicht mehr seyd, ihr Väter und Mütter, auch wenn eure Kinder, wenn eure Enkel und eure Nachkommen euch nicht mehr sehen; so dauert die Lehre, die ihr den Eurigen einprägtet, so dauert das Beispiel, das sie an euch sahen, so dauert die Art, wie ihr lebtet, und das, was ihr thatet, in der Erinnerung auf sie fort, und ihr beglückt oder verderbt vielleicht noch die spätere Nachwelt. Denn auch euer Einfluß, Ihr, die ihr verderbliche Grundsätze verbreitet, ihr, deren häusliches Beyspiel einen bösen Eindruck auf eure Kinder machen muß; auch euer Einfluß dauert fort, wenn ihr nicht mehr seyd, und die Folgen des Bösen sind, wie die Folgen des Guten, unübersehbar. — Dieser in der That ernsthafte Gedanke ist er nicht im Stande, ein Herz zum Nachdenken und zu heiligen Entschließungen zu rühren, ein Herz, das noch einige Liebe für die Menschen und für die Seinigen besitzt, und dem das Wohl und die Tugend der Nachwelt und sein eigener Nachruhm nicht gleichgültig ist?

Aber nicht blos Eltern sollte dieser Gedanke wichtig seyn, sondern allen, welches ihr Wirkungs-

kreis sey, und in welchen Verhältnissen sie sich befinden. Besonders wichtig denen, welche auf einem hohen von vielen Zuschauern umringten Schauplatze stehen, deren Reden, deren Thaten von vielen beachtet und der Nachwelt überliefert werden, und deren Gesetze und Einrichtungen recht eigentlich der Seegen aber auch der Fluch der künftigen Geschlechter seyn können. — Vorzüglich müsse dieser Gedanke auch beherzigt werden von denen, welche durch das enge Band der Freundschaft mit einander verbunden sind, weil nichts so einschmeichelnd ist, nichts so stark und so bleibend wirkt, als das Wort und das Beispiel des Freundes. Nicht sage ich das, um uns besorgt und ängstlich zu machen; sondern nur, damit in einer Stunde ruhiger Ueberlegung, damit an einem Tage, wie der heutige, uns auch einmal der Gedanke beschäftige: daß wir mit dem Leben zu leben nicht aufhören, daß wir auf die kommenden Geschlechter, daß wir nach Jahrhunderten noch auf die spätesten Enkel wirken, und daß es in unserer Gewalt steht, daß diese Wirkung ein Segen oder ein Fluch für die Welt sey.

Möge dieser Gedanke von Keinem unter uns unbeherzigt bleiben; mögen wir alle, wenn unsere Stunde schlägt, wenn wir den Unsrigen die erkaltete Hand zum Abschiede reichen, mit frohem Herzen sagen können: ich bleibe bey Euch, mein Andenken wird euch werth seyn! — Amen.

Zwölfte Predigt.

Die Scham und die Furchtsamkeit des Lasters, ein Beweis der Güte unserer Natur.

Am zweiten Pfingstfeiertage 1812.

Ueber

das Evangelium Joh. 3, 16 — 21.

Es ist nicht ungewöhnlich, daß wir über die schlechte Beschaffenheit unserer Natur klagen; und ich weiß nicht, ob wir nicht Gott, ihrem Urheber, mit dieser Klage einiges Unrecht thun; und ob wir uns nicht mehr erniedrigen, als wir nöthig haben und sollten.

Schon der Ausdruck: ein ausgearteter Mensch, womit wir einen Bösen bezeichnen, scheint zu verrathen, daß wir im Grunde unsere menschliche Natur für gut halten und daß man nur bös werde, wenn man ihre Spur und ihre Leitung verläßt. Und, tritt man der menschlichen Natur, ihrer Einrichtung und ihren Trieben etwas näher und unterwirft sie einer aufmerksamern Betrachtung; so findet man bald: daß unsere Natur in sich nur für das Gute eingerichtet ist, daß sie nur dieses zu lieben, sich dessen zu freuen und sich dabey wohl zu befinden die Bestimmung und die Anlage hat.

Ohne uns jetzt an das Wohlgefallen und an die Freude zu erinnern, womit uns der Anblick einer schönen Handlung erfüllt und womit wir dabey gern verweilen; ohne uns auf den innern Frieden und die Selbstbilligung aufmerksam zu machen, die die Frucht einer rühmlichen Gesinnung und Handlungsweise zu seyn pflegt; möchte ich nur fragen: ob nicht ein Beweis für die wirkliche Güte unserer Natur schon in der Sorgfalt und in der Aengstlichkeit liege, mit welcher wir dasjenige, was wir für unrecht erkennen, zu verbergen und den Augen der Menschen zu entziehen suchen? Wäre unsere menschliche Natur selbst böse und liebte sie das Unrecht; so würden wir uns des Bösen nicht schämen, wie wir jetzt thun; und wir würden kein Bedenken tragen, es öffentlich zu zeigen, und dabey vielmehr des Beyfalls, als des Tadels der Menschen gewiß seyn. Aber so ist es nicht. Der Böse verbirgt sich, er verlegt seine Unthaten in die Finsterniß der Nacht; und in dieser Scham liegt ein Beweis der Güte seiner Natur.

Auch unser heutiges Evangelium führt uns auf diese Eigenheit der Bösen, daß sie das Licht scheuen; und da selbst in jener Scham und in jener Sorgfalt, mit der wir unsere größern und kleinern Fehler zu verbergen streben, ein Merkmal liegt, an dem wir zum Theil die gute oder schlechte Beschaffenheit unserer Handlungen erkennen können; so

will ich an einem Feste, welches uns an unsere Heiligung, die uns oft weit schwerer scheint, als sie wirklich ist, erinnert, von jener Erscheinung, und welche Ueberzeugungen und Entschließungen sie in uns hervorbringen könne, ausführlicher reden.

Text:

Joh. 3, 16 — 21.

„Also hat Gott die Welt — — in Gott gethan."

Wenn unser Heiland in dieser Unterredung mit dem Nikodemus sagt: „Wer Arges thut, der hasset das Licht und kommt nicht an das Licht, auf daß seine Werke nicht gestraft werden;" so drückt er damit zwar eine unter den Menschen nicht ungewöhnliche Erscheinung aus; (denn welcher Böse verbirgt nicht seine Handlungen?) aber auch zugleich eine Erscheinung, bey welcher sich noch eine Spur der ursprünglichen Güte unserer Natur, selbst bey ausgearteten Menschen, zeigt, welche wir zu unserer Freude und zu unserer eigenen Besserung und Heiligung nützlich gebrauchen können.

Ich will daher den Gedanken: daß die Scham und Furchtsamkeit des Lasters für die Güte der menschlichen Natur zeuge, weiter verfolgen und ihn dadurch fruchtbar zu machen suchen, daß ich zuerst auf die Wahrheit dieser Bemerkung aufmerksam mache; und

dann zeige, wie diese Erscheinung von denen benutzt werden könne, die wirklich der Würde ihrer Natur gemäß zu handeln wünschen.

Erster Theil.

Wer unrecht thut, schämt sich und sucht sich zu verbergen. Darin liegt ein Beweis der ursprünglichen Güte unserer Natur.

Fragen wir nur, um uns von der Wahrheit dieser Behauptung zu überzeugen, unser eigenes Bewußtseyn. Wir lassen uns nicht gern überraschen auch bey kleinen unrechten Handlungen; wir wenden die Vorsicht an, sie zu verbergen; bey der kleinsten Möglichkeit bemerkt zu werden, werden wir furchtsam und erschrecken; und werden wir wirklich dabey betroffen; so tritt Erröthen, Scham und Reue ein. — Dies ist der Fall bey Kindern, welche so gern verbergen; dies ist der Fall selbst bey Erwachsenen, welche dabey oft weniger durch Furcht vor einer Strafe, als durch das Ehrgefühl geleitet werden. Ja man kann sagen, je unverdorbener und je besser der Mensch noch ist, um so eher tritt diese Scham ein und verräth sich auch bey Kleinigkeiten durch ein schnelles unwillkührliches Erröthen.

Und nicht blos die Handlungen selbst, welche mit dem Gefühle des Rechts und des Anstandes streiten, suchen wir zu verbergen; sondern, wenn wir diese gethan zu haben nicht mehr leugnen kön-

nen, so pflegen wir doch die Absicht, die uns beygemessen werden dürfte, nicht einzugestehen, und uns mit Uebereilung, Zerstreuung, Gedankenlosigkeit oder auf andere Art zu entschuldigen. Alles zu einem offenbaren Beweise, daß man nicht gern als unrecht handelnd, oder als unrecht wollend und gesinnt erscheinen mag.

Ja, selbst der Heuchler, der seine Absichten hinter gut scheinenden Handlungen verbirgt, ob er gleich unter den Bösen der böseste und am schwersten, oder vielmehr nicht zu bessern ist, legt durch die Verbergung seiner Absichten hinter den Schein der Freundschaft, der Uneigennützigkeit, des Dienstеifers und anderer Tugenden den Beweis ab, daß auch er so wenig als wir andern in Handlungen oder Gesinnungen als böse zu erscheinen wünscht.

Aber wie beweiset diese Scham die Güte unserer Natur? Auf folgende Art.

Die Tugend und das Rechtthun hängt mit unserm Ehrgefühle zusammen. Alle haben wir den Wunsch, von den Menschen, in deren Mitte wir leben, geachtet und geliebt zu werden. Dieser Trieb nach einem guten Rufe regt sich in uns mit der erwachenden Vernunft; und wer ist im Stande, ihn zu unterdrücken? Dieser Trieb, von andern geachtet, gebilligt, gelobt zu werden, wirkt mit großer Stärke; und wer wagt ihn zu tadeln, diesen Trieb nach Achtung und Ehre? Aber überall findet nur

das Recht und die Tugend das Lob und den Beyfall der Menschen; so wie das Unrecht der Mißbilligung, des Tadels und der Verachtung gewiß seyn kann. Aber eben diese Erfahrung, daß nur Recht und Tugend, daß nur gute Eigenschaften und rühmliche Handlungen das Lob und die Bewunderung der Welt finden, ist ein rühmliches Zeugniß für die ursprüngliche Güte unserer Natur, und der Wunsch darnach ein mächtiger Antrieb zum Guten.

Und daher regt sich auch diese Scham, diese Furcht, diese Bemühung zu verbergen, nicht blos bey den bessern Menschen; sondern selbst bey den Bösesten und den eigentlichen Verbrechern. Auch sie sind furchtsam, auch sie besorgen, entdeckt und gestraft zu werden. — Daher ist der heimliche, versteckte Betrug häufiger, als der offenbare, in die Augen fallende. Daher ist Ueberlistung gewöhnlicher als Gewalt. Daher sind die Verbrechen des Nachts häufiger, als am Tage. Oder wann wird Mord, Beraubung, Unzucht häufiger begangen, als in der Finsterniß der Nacht? — Ist das nicht ein Beweis, daß das Laster furchtsam ist; daß es besorgt, entdeckt zu werden? Ist dies nicht Wirkung der ursprünglichen guten Beschaffenheit unserer Natur?

Aber, entgegnet vielleicht Mancher: „diese Verbergungen sind nichts weniger, als ein Beweis der Scham; denn sie geschehen nicht, weil die Bösen

sich des Bösen schämen; sondern der Strafe we-
gen, der sie zu entgehen wünschen. Diese Sorgfalt,
zu verbergen, ist kein Beweis, daß man über das
Böse erröthe, sondern nur, daß man sich nicht gern
gestraft sehe. Die Strafe, die Züchtigung, die
Beraubung der Freyheit, der Tod ist es, was der
Verbrecher fürchtet; über das Böse zu erröthen hat
er längst aufgehört." Es mag seyn. Aber so sind
doch die Bösen zur Strafe verdammt, und des-
wegen sich zu verbergen bemüht. Und so liegt darin,
daß das Böse gestraft wird, und daß es, um der
Strafe zu entgehen, sich verbergen muß; so liegt
darin ein neuer Beweis der Güte unserer Natur,
und der Bemühung, daß das Böse nicht herrschend
werde, und sich frech und ungestraft erhebe.

Doch, denkt vielleicht Mancher, auch der
Kluge verbirgt oft seine Absichten, die er hegt, seine
Plane, die er auszuführen wünscht, die Mittel,
die er zu gebrauchen gedenkt; ob sie gleich nichts
weniger als böse sind. — Allerdings eine bekannte
Erfahrung; aber hier sind die Ursachen der Ver-
bergung ganz andere; nicht, weil er sich schämt,
sondern damit seine Plane, die er zur rechten Zeit
wird an den Tag kommen lassen, nicht vereitelt,
damit sie um so sicherer erreicht werden. Der
Unterschied ist hier sehr groß. Der Böse verbirgt,
weil er sich schämt, weil er fürchtet, bestraft zu
werden; er wünscht und muß wünschen, daß seine

Absicht und seine Handlungen nie an das Licht kommen, damit er nicht getadelt oder gestraft werde. Aber ganz anders ist es mit dem Guten, der seine Absichten und seine Handlungen verbirgt. Nicht verbirgt er, weil er sich schämt, weil er wünscht und wünschen muß, daß seine Plane stets versteckt bleiben, weil er bey ihrer Bekanntwerdung Schande und Strafe fürchtet. Keinesweges; sondern er verbirgt eine Zeitlang, damit sie endlich um so gewisser an den Tag kommen, und dann hofft er, seine rühmliche Absicht und das Gute um so sicherer triumphiren zu lassen.

Ja, ich kann nicht unterlassen, hier noch einer Art von guten Handlungen zu erwähnen, die wir oft zu verbergen wünschen. Und das sind die Handlungen der Wohlthätigkeit und der Güte. — Es giebt edle Menschen, von stiller, bescheidener Tugend, besonders der Wohlthätigkeit; die ihre schönsten Handlungen im Stillen und unbemerkt zu verrichten suchen, weil sie nicht gern so gut, und dann so gelobt und geehrt in den Augen der Menschen erscheinen möchten, als sie sind und verdienen. Sie möchten gern Andern den Dank ersparen; und sie möchten gern eine nicht durch äußern Beyfall belohnte Tugend üben.

Diese Art der Verbergung unserer guten Handlungen ist wohl der stärkste Beweis der Güte unserer Natur, und zeigt den Grad der Tugend, zu

dem wir uns zu erheben im Stande sind. Diese Bescheidenheit ist auch hier der höchste stille Triumph unserer Natur; sie erhebt uns zu einer Aehnlichkeit mit Gott, der wohlthut, der allen wohlthut, aber ungesehen.

Zweiter Theil.

Doch ich kehre von dieser nicht unangenehmen Abschweifung zu der ersten Behauptung zurück: daß der Böse seine bösen Handlungen zu verbergen suche, weil sie böse sind, und weil er selbst das Gefühl davon hat, und daß darin noch ein schwacher Beweis der ursprünglichen Bestimmung und der nicht ganz verlohrenen Güte unserer Natur liege. Und ich frage: wozu wir diese Bemerkung benutzen wollen an einem Tage, der dem heiligen Geiste und unserer Heiligung gewidmet ist?

Zuerst mag uns der Gedanke eine frohe Empfindung verursachen, der Gedanke: daß unsere Natur, und unsere unverdorbenen Anlagen so gut und der Tugend so vortheilhaft sind. Offenbar hängt die Liebe des Guten mit unsern liebsten Wünschen und mit unsern lebhaftesten Verabscheuungen zusammen: mit dem Wunsche, geachtet zu werden, und mit der Furcht, verachtet zu werden. Wenn aber diejenigen Handlungen, welche unsere natürlichen Triebe befriedigen, uns vorzüglich leicht werden; wie angenehm und leicht muß uns die Ausübung

desjenigen werden, was uns die Achtung Anderer erwirbt, und was uns ihr Lob und ihre Liebe gewinnt. Hieraus sehen wir, wie sehr der Urheber unserer Natur uns das Gute und die Tugend erleichtern wollte, da er sie mit so stark wirkenden Trieben in Verbindung gesetzt hat.

Man sage dagegen nicht, daß die Achtung Anderer und ihr Lob kein Grund zu guten Gesinnungen und Handlungen seyn dürfe; daß durch Lob und Tadel keine Handlung gut und gottgefällig werde, wenn sie es nicht an sich sey. — Denn so wahr dies ist, so gewiß das Gute auch unabhängig von dem Lobe der Menschen gut bleibt; und so pflichtmäßig es ist, auch da recht zu handeln, wo Lob und Ruhm unsere Belohnung nicht seyn kann: so gehört doch eine größere Stärke der Seele dazu, auch da dem Rechte und der Pflicht getreu zu bleiben, wo der Trieb nach Ehre nicht gereitzt wird; und so ist doch gewiß, daß jener Trieb, wenn er befriedigt wird, uns die Tugend erleichtert; und daß also eine Natur gut eingerichtet seyn muß, die uns das Gute so wünschenswerth macht, und die uns dagegen das Böse dadurch, daß es verachtet und gestraft wird, erschwert. — Eine solche Einrichtung unserer Natur ist gewiß ihres Urhebers, des Ewigen Unveränderlichguten vollkommen würdig; und der Gedanke daran muß uns mit einem frohen Dankgefühle erfüllen!

Aber wollen wir nicht auch diese Scham, dieses Erröthen, diesen Wunsch zu verbergen, benutzen zur Bewahrung unserer Tugend und zur Unterlassung der Sünde? — Entsteht in uns bey dem, was wir unternehmen wollen, eine Furcht; tragen wir Bedenken, zu äußern, was wir thun wollen; scheuen wir uns, in der Gegenwart Anderer zu handeln; regt sich die Besorgniß entdeckt zu werden: dann, M. Fr., mögen wir daran erkennen, daß wir an einer gefährlichen Klippe stehen; dann mögen wir uns schnell aufraffen, den Gedanken verabschieden, und den Ort der Verführung fliehen, ohne auf die lockende Stimme des Lasters zu hören; und das schnell und mit Mannhaftigkeit. Denn die Scham, die erwachende, ist gleichsam der Bewahrer unserer Unschuld, der uns retten will. Ruft er, so laßt uns nicht ohnmächtig schlummern und schlafen; sondern uns kräftig ermannen und der Gefahr uns entreißen.

Es ist daher gewiß auch eine wahre Bemerkung, daß der Mensch schon sehr böse, sehr ausgeartet, sehr verderbt seyn muß, der keine Scham mehr fühlet, der nicht mehr zu verbergen sucht, was er Böses zu thun gedenkt, der taub gegen die Regung des Gewissens, und gleichgültig gegen das Urtheil, gegen das Lob und den Tadel Anderer, sich ungescheut dem überläßt, was nur Verachtung und Schande bringt.

Aber auf der andern Seite ist derjenige gewiß so verdorben noch nicht und leicht der Besserung fähig, dem es nicht gleichgültig ist, ob ihn sein Gewissen beschämt, und ob ihn seine Mitmenschen loben oder tadeln, der noch Achtung für sich selbst und Achtung gegen das Urtheil Anderer in seinem Innern bewahrt. Um der Beschämung des Gewissens zu entgehen, um dem Tadel derer, die ihn sehen, auszuweichen, wird er oft dem Rufe der Pflicht folgen und den Beyfall des Gewissens und das Lob der Guten zu erringen streben. Und so wird das Ehrgefühl, das sich in seinem noch nicht ganz verdorbenen Herzen regt, ein Mittel, seine Unschuld und seine Tugend zu bewahren.

Auch wir, M. Fr., wollen uns an dem heutigen Tage, der uns zur Heiligung aufruft, erinnern: daß unsere menschliche Natur so schlecht, so verdorben, so unfähig zum Guten nicht ist, als sie uns bisweilen dargestellt wird. Wenn bey dieser Uebertreibung ursprünglich ein Irrthum zum Grunde liegt; so wird er nicht selten durch die Trägheit der Menschen und dadurch unterhalten, daß man glaubt, zu nicht vielem verbunden zu seyn, wenn man so schwach, wenn unsere Natur so verderbt ist. O glaubet es nicht, daß die menschliche Natur nur böse, nur verderbt, nur zur Sünde verdammt ist; aber das glaubet, daß der Mensch schwach, träge, sinnlich, leicht verführbar ist; daß er die Kraft

nicht ungebraucht läßt, die ihm Gott gab; daß er die Mittel nicht anwendet, die in seiner Gewalt sind; daß er nicht streng, nicht aufmerksam und wachsam genug ist; und daß er sich gern bey seiner Besserung nur leidend verhielte und alles Gute bey sich durch ein Wunder hervorgebracht sähe. Eine solche Denkart ist des Menschen und Unserer nicht würdig. Vielmehr sollten wir die Kräfte, die Gott in unsere Natur gelegt hat, fühlen und gebrauchen lernen; und dann würden wir bald gewahr werden, zu welchem Grade der Heiligkeit und der Tugend sich der Mensch, durch die Gnade Gottes, zu erheben im Stande ist.

Und, M. Fr., wer da hat, dem wird gegeben; wer seine Kräfte gebraucht, bekommt durch den Gebrauch mehrere. In der That, Heiligkeit und Sünde, der der Mensch gleich fähig ist, ist eine lange Gewohnheit; der Böse wird durch Verführung böser; der gute wird durch Uebung besser. Und nehmen wir dazu, wie sehr uns die Tugend und Heiligkeit, nach der wir ringen sollen, erleichtert wird in der christlichen Kirche; so können wir um so weniger die Mängel unserer Tugend mit der Schwäche unserer Natur und mit dem Mangel der Kräfte entschuldigen. Sie wird uns, die wir im Schooße der christlichen Kirche leben, erleichtert durch Unterricht und Ermahnung, durch Aufsicht und Bildung, durch Beyspiele und Uebungen der

Andacht. Ueberall ist unter uns der Geist Gottes geschäftig, unser Herz zu bewahren, unsere schwache Tugend zu stützen und zu erheben.

Und da wir an dem heutigen Tage an die Heiligkeit erinnert werden, nach der zu streben unser christlicher Beruf ist, und die zu erreichen für uns keine Unmöglichkeit seyn kann; da wir an dem heutigen Tage dem Geiste Gottes, der uns regieren soll, gleichsam von neuem huldigen, dem Geiste der Wahrheit, des Rechts, dem Geiste, der nicht die Finsterniß liebt, sondern das Licht: so wollen wir uns entschließen, zu wandeln als am Tage; so wollen wir so leben, daß Jedermann, daß die ganze Welt, daß der Allwissende, vor dem ohnehin nichts verborgen werden kann, Zeuge unseres Herzens und unseres Wandels seyn könne. Diesen Entschluß wolle Gott selbst in uns befestigen durch seinen Geist! Amen!

Dreizehnte Predigt.

Die jährliche Erndte eine frohe und lehrreiche Erinnerung an Gottes fortdauernde Weltregierung.

Am Erndtefeste und bey dem Regierungswechsel des Stadtrathes 1812.

Ueber

Apost. Gesch. 14, 17.

Gott, der uns erschaffen hat und erhält, und dessen Güte mit jedem Jahre über uns neu ist, empfange auch jetzt unsere frohe Anbetung! Amen.

Es ist eine bekannte aber angenehme Bemerkung: daß diejenigen Wahrheiten der Religion, welche die bekanntesten und faßlichsten sind, welche wir früh bey dem ersten Unterrichte hören und an die wir uns leicht erinnern, auch die einflußreichsten auf unsere Tugend und die angenehmsten für unsere Empfindung und unsere Beruhigung zu seyn pflegen. Nehmen wir, zum Beyspiel, die Lehre von der Allgegenwart Gottes; erinnern wir uns, was David sagt: Wo soll ich hingehen vor deinem Geist? wo kann ich mich bergen vor deinem Angesicht? Am fernen Osten, wo die Morgenröthe sich erhebt; am westlichen Meere, wo die

müde Sonne sich in das Meer taucht; in der Höhe des Himmels, in der Tiefe der Erde, überall würde deine Rechte mich halten; und die Nacht selbst würde nur Licht um mich seyn; — ist sie nicht eine der Wahrheiten, die, uns früh eingeprägt, sich leicht in unserer Seele erneuert, aber auch eine solche, deren mächtiger Einfluß auf unsere Gesinnung und Tugend unverkennbar ist? Oder rufen wir uns aus der christlichen Sittenlehre in das Gedächtniß das Gebot von dem Wohlwollen und der Liebe gegen alle; das Gebot, wie man keinem Unrecht thun und Jedem die Dienste gern erweisen solle, die wir, an seinem Platze, von ihm erwarten; gibt es ein Gebot, das wir früher höreten, das sich uns lebendiger einprägte, für das unser Herz selbst mehr zeugte, das wir weniger zu vergessen im Stande wären? Aber gibt es auch eines, das uns menschlicher und verbindender erschiene, gibt es eins, dessen allgemeine Erfüllung die Erde mehr zum Himmel, die Menschen mehr zu Engeln umschaffen würde?

Zu solchen faßlichen, uns allen früh eingeprägten, und zugleich überaus nützlichen und angenehmen Religionswahrheiten gehöret vorzüglich auch der Theil der Religionslehren, an welche uns der heutige Tag und das Fest erinnert, zu welchem wir hier versammlet sind: die Lehre von Gottes Fürsehung und Erhaltung; der Glaube an

seine Alle umfassende Güte; an seine fortdauernde Weltregierung.

In dem ganzen Umfange der Religionswahrheiten gibt es schwerlich eine, die dem Herzen so wohl thut, die uns so frohe Gefühle verursacht, die den Schwermüthigen und Traurigen mehr aufrichtet, die uns über die Ereignisse der Natur und der menschlichen Welt im Großen und im Kleinen, bey den Schicksalen der Völker und unseres eigenen Hauses mehr beruhigt; keine, die den Leidenden minder leidend, und den Glücklichen glücklicher macht, als eben diese Lehre von Gottes allwaltender Fürsorge und seiner weisen Weltregierung.

An sie uns zu erinnern, mit ihrer Betrachtung unsern Geist zu erfüllen; sie unserm Verstande, unsern Sinnen, unserm Herzen vorzuhalten; sie anzuwenden in unserem eigenen Leben und bey den Schicksalen der Unsrigen, so oft sich die Gelegenheit darbietet, — sind wir es nicht eben so sehr unserer ihr nachstrebenden Tugend, als der reinsten Freude unseres Herzens schuldig? — Denn welcher Genuß könnte für unsern denkenden Geist erhebender und für unser so vieler Gefühle empfängliches Herz wohlthuender seyn, als der Genuß, welchen die Betrachtung der göttlichen Güte und seiner heiligen Weltregierung gewährt!

Wie könnten wir daher auch unterlassen, uns in Betrachtungen und in frohe Empfindungen die-

ser Art zu versetzen; und das unserm Geiste vorschwebende Bild der göttlichen Fürsorge und Weltregierung für uns erhebend und lehrreich zu machen, an einem Tage, der, selbst seiner besondern Bestimmung nach, als Fest der Erndte und der bürgerlichen Ordnung, uns daran erinnern soll?

Text:

Apostelgesch. 14, 17.

„Gott hat sich nicht unbezeugt gelassen, hat uns viel Gutes gethan und vom Himmel Regen und fruchtbare Zeiten gegeben, unsere Herzen erfüllet mit Speise und Freude."

Durch Vorstellungen dieser Art suchte der Apostel Paulus Menschen, welche der Abgötterey ergeben waren, auf das große Wesen aufmerksam zu machen, welches der Welt vorstehet und seine unverkennbare wohlthätige Wirksamkeit durch die uns so erwünschte Fruchtbarkeit der Erde erweiset. Wie viel leichter werden sie also für uns, die wir Gott kennen, und an seiner Regierung der Welt nicht zweifeln, eine Erinnerung daran seyn, und uns in die Gedanken und Empfindungen versetzen, die dem heutigen Tage gehören.

Um dies desto mehr zu befördern, will ich unsere Andacht auf die Ueberlegung leiten: wie die jährliche Erndte eine frohe und lehrreiche Erinnerung an Gottes fortdauernde Weltregierung seyn könne. Wenn ich diese

Gedanken zuerst in unserm Gemüth werde erneuert haben; so werden sich daran leicht die Anwendungen knüpfen lassen, welche daraus für uns nach der Absicht unserer heutigen doppelten Feyer fließen.

Daß die Fortdauer der großen unermeßlichen Welt, die wir neben und über uns sehen, daß die Erhaltung der in ihr herrschenden Ordnung, die nur die Bewunderung unseres staunenden Geistes ist, daß die Ernährung der zahllosen Lebendigen, die immer finden, was sie bedürfen; daß dies alles nicht von uns, nicht von einer Kraft der Erde allein abhänge, daß wir dazu so wenig beytragen können, so wenig wir sie hervorbrachten und ordneten; daß dies alles vielmehr auf ein weit mächtigeres, höheres, von den Theilen der Welt verschiedenes Wesen hindeute — — das ist etwas zu bekanntes, etwas, was mit unserm frühesten Glauben zu enge zusammen hängt, als daß es auch nur einer weitern Berührung bedürfte. Es gibt daher auch keinen Sterblichen, wie weit auch sein Glaube von dem unsrigen abweiche, der nicht eine solche höhere Macht, von welcher Beschaffenheit sie auch seyn möge, anerkennte, der das Wesen nicht bewunderte, welches die Dinge geordnet hat und in ihrer Ordnung erhält. Wenn hiebey ja noch ein Zweifel, eine Verschiedenheit statt finden kann; so betrifft sie nur die Art, wie der mensch-

liche Verstand sich jenes Wesen zu denken habe, nicht jenes Wesen und seine Kraft selbst.

Aber auf welche Art, so fragen wir weiter, haben wir uns dieses Wesen zu denken, auf welches uns Alles hinweiset? Ist die christliche Vorstellung davon, die wir von Jugend auf hören, die richtige, die natürliche, die, die sich an unserm Verstande rechtfertigt? Fragen wir uns selbst hierüber; unser Nachdenken wird uns die Antwort nicht lange schuldig bleiben.

Welche Eigenschaften auch jenem unsichtbaren Wesen zukommen mögen, welches die Welt erhält und ernährt: groß und mächtig, grösser und mächtiger, als was wir kennen, werden wir es uns gewiß denken müssen. — Denn ist die Welt sein Werk; ist auch nur die Bildung und Verbindung der Theile; ist auch nur die Folge der Dinge und ihre Ordnung sein Werk; wie groß und mächtig werden wir uns ein Wesen denken müssen, dem Himmel und Erde, dem das Meer und das Trockene, dem, um mit einem Worte alles zu sagen, das unermeßliche Weltall gehorcht. Ueber seine Größe, die kein menschlicher Verstand ermißt, ist kein Zweifel, sobald ein solches Wesen anerkannt werden muß.

Aber nicht blos an einen höhern mächtigen Einfluß erinnert die Erndte und die fortdauernde

Fruchtbarkeit der Erde; sondern sie zeigt auch, daß dieser Einfluß ein geordneter und verständiger sey, und daß jenes mächtige Wesen, von welchem diese fortdauernde Ordnung abhängt, selbst ein denkendes, die Ordnung liebendes Wesen seyn müsse. — Schon die erste Einrichtung der Dinge, und ihre Beschaffenheit; schon der menschliche Körper, der unserer Betrachtung so nahe liegt, und seine Theile, das Auge, das Ohr, und die übrigen sinnlichen Werkzeuge, der Bau der Thiere, und so vieles andere führet darauf, daß jenes mächtige Wesen, welches die Dinge eingerichtet und geordnet hat, wenigstens den Verstand eines großen Künstlers besitzen müsse.

Dies bestätigt auch die Fruchtbarkeit der Erde und die Ernährung der lebendigen. — Welche Verknüpfung mannichfaltiger Dinge und Ereignisse gehört dazu, daß die Mittel der Ernährung, daß die Pflanzen und Gewächse fortdauern, daß sie ihren Boden und die ihnen gedeihliche Witterung finden; daß die Erde den ihr vertrauten Saamen erwärme, hervortreibe, und in so vervielfältigter Zahl zurück gebe! Wie überdacht, wie geordnet ist dies alles! wie erregt es das Staunen des menschlichen Verstandes! — Und wir wollten zweifeln, ob die Kraft geistig und weise sey, die dieses gedacht, geordnet und in Wirklichkeit gesetzt hat? Wir könnten dem Weisheit und Verstand abspre-

chen, der Wirkungen hervorbringt, die die Bewunderung und das Staunen unseres Verstandes sind? — Mit Recht beten daher wir Christen die Gottheit nicht blos als eine große mächtige Kraft, sondern auch als einen verständigen und weisen Geist an.

Aber es ist noch eine Eigenschaft übrig, die wir jenem mächtigen Wesen vor andern beyzulegen genöthigt sind; die sich uns von allen Seiten aufdringt, und die uns eine sehr angenehme wohlthuende Empfindung verursacht; und das ist die Eigenschaft des Wohlwollens und der Güte. Dies ist die Eigenschaft Gottes, die uns überall begegnet; wir müßten selbst kein empfindliches Herz besitzen, wir müßten alle Begriffe von Güte und Wohlwollen verlohren haben, wenn wir diese Eigenschaften nicht in Gott erkennen wollten.

Nicht wahr, M. Fr., wer einem Kinde das Leben erhält; wer ihm gewährt, was es bedarf; wer ihm verschafft, was seine Tage heiter und angenehm macht; wer nicht blos für seine Nothdurft, sondern selbst für seine Freude sorgt; einem solchen Manne, werden wir ihm nicht die Eigenschaften der Freundlichkeit, der Güte, des Wohlwollens beylegen? werden wir nicht urtheilen, daß er ein gutes Herz besitze; daß ihm das Lob einer liebreichen menschenfreundlichen Gesinnung in einem hohen Grade gebühre; zumahl wenn er diese Dienste

erweiset ohne frühere Gefälligkeit, ohne künftige Vergeltung? Machet davon die Anwendung auf Euch und auf Gott! auf die Fruchtbarkeit der Erde und auf die Eigenschaft desjenigen, der sie gewährt! Ist er es nicht, der uns das Leben, und was hat der Mensch lieber, als sein Leben! gegeben und erhält, der uns gewährt, was wir bedürfen? Und sorgt er blos für unsere Nothdurft, sorgt er nicht auch für unsere Freude? Blicket in die Natur; beachtet das heitere Licht des Tages; die erquickende Farbe der Natur; bedenket die Mannichfaltigkeit und die Abwechselung der Früchte; und fraget: ob der, der das Gestirn des Tages schuf, der die Natur so kleidete, der sie so fruchtbar machte, ob er blos für unsere Nothdurft, oder auch für unsere Freude und für unsern Ueberfluß gesorgt habe?

Und welches ist der Dienst, den wir ihm erwiesen hatten? welches ist der Dank, den er von uns erwarten mag?

Und, dieses erwogen, werden wir nicht gestehen müssen: daß der Erhalter der Welt ein höchst freundliches, höchst wohlwollendes, höchst gütiges Wesen sey? werden wir nicht Recht haben, an unserm Christenglauben zu halten, und uns Gott als einen mächtigen, weisen und gütigen Vater zu denken?

Und mit diesen Eigenschaften regiert und erhält er die Welt. So hat er sich von jeher, so hat er sich auch in dem verflossenen Jahre an uns erwiesen. Die Fruchtbarkeit der Erde, die Erndte, die wir heute feyern, ist Zeuge davon.

Nachdem wir uns so an die fortdauernde Weltregierung Gottes, an seine Macht, Weisheit und Güte erinnert haben; so wollen wir nun auf uns selbst blicken, und untersuchen, in wiefern diese Erinnerung für uns erfreulich und lehrreich seyn kann. Beydes wird sie in einem hohen Grade und für uns alle seyn können.

Wer unter uns theilt nicht den frohen Gedanken, wer fühlt sich nicht zur Freude gehoben, in der Ueberzeugung bestärkt zu seyn: daß die Regierung der Welt fortdauert; und daß sie fortdauert unter dem Schutze der Macht, der Weisheit, der Güte? Unter einer solchen Leitung was fehlt uns zum Frohseyn, zur Hoffnung, zum Vertrauen? — Und diese Regierung, die sich bisher, die sich in dem verflossenen Jahre verherrlichet hat, wird sie es minder in der Zukunft? — Nein, so gewiß die Erde bisher ihre Fruchtbarkeit nicht verleugnete; so sichtbar sie uns gewährte, was zu unserer Erhaltung, was nicht blos zu unserer Nothdurft, sondern selbst zu unserer Freude und zu unserm Ueberfluß dient; so gewiß bin ich überzeugt, daß das freundliche

Wesen, welches der Welt sonst vorstand, sie auch noch regiert, und zu regieren nicht aufhören wird. — Ja, so lange die Schönheit der Natur fortdauert, so lange ich das heitere Gestirn des Tages, den lieblichen Mond, die flammenden Sterne sehe; so lange die Erde sich unter mir verjüngt; so lange die reifende Saat mir ihre goldenen Aehren beut; so lange die liebliche Blume mir ihren duftenden Kelch darreicht: so lange werde ich zu glauben nicht aufhören, daß ein freundlicher Geist die Welt regiert, so lange werde ich nicht zweifeln, daß er uns zu ernähren und zu erfreuen fortfahren, daß er seine so kenntlichen Eigenschaften, Weisheit und Güte, auch in der Zukunft an uns verherrlichen wird.

Aber, denkt vielleicht hierbey ein Schwermüthiger, „fern sey es von mir zu bezweifeln, daß Gott die Natur erhält und für unser Geschlecht sorgt. Ich will es nicht leugnen, daß Manche die Gaben der Natur im Ueberflusse und in täglicher Freude genießen. Aber darf ich glauben, daß der allgemeine Versorger auch an mich denke? an mich, der ich in Mangel und Dürftigkeit seufze? der ich meine Blöße zu bedecken kaum im Stande bin? an mich, der ich nicht allein und ein Einzelner leide, sondern, was schmerzlicher ist, der ich auch die, die ich ernähren sollte, mit mir leiden sehe? Für das Ganze mag Gott sorgen! Manche Einzelne mag er begünstigen! Aber beweiset er sich auch an mir,

was ich glauben soll, was ich so gern glauben möchte, als ein weiser gütiger Vater?"

Ihr, meine Freunde, die ihr so urtheilet, die ihr euch gern in Gottes Weisheit beruhigtet, ohne es zu können, haltet nur vor allen Dingen fest an dem Glauben, daß Gott, daß ein weiser Vater die Welt regiere. Verlasset nur diesen Glauben nicht, wenn ihr auch über eigenes Schicksal zweifelhaft wäret. Denn regiert er die Welt; sorgt er für die Lebendigen; sorgt er für unser Geschlecht: sorgt er dann nicht für Alle? sorgt er nicht für jeden Einzelnen? sollte er dann nicht auch für euch sorgen?

Aber, erwiedert ihr: bey aller Fruchtbarkeit der Erde, bey allem Reichthum der Erndte, lebe ich doch in Mangel und vergehe beynahe in meinem Elende. Wie soll ich mich zu dem Glauben erheben, daß Gott auch gegen mich freundlich und gütig ist?

Ich zweifele nicht, m. Fr., daß es Manche unter uns giebt, in deren Herzen die Freude selten einkehret; die Mühe haben, sich bey jenem Glauben zu erhalten, der doch allein ihre Beruhigung ist. Aber um so mehr bitte ich, daß ihr wenigstens einige Bemerkungen beherzigt, die euch bewahren können, nicht an Gottes Güte und Fürsorge zweifelhaft zu werden.

Zuerst, wenn es unter uns Arme, Nothleidende giebt, die nicht haben, was sie bedürfen; liegt der Grund in dem Mangel der Fruchtbarkeit? rei-

chen die Früchte der Erde nicht zu, die Menschen zu ernähren? Nichts weniger als das. Also nicht in dem Mangel der Mittel zur Ernährung, sondern in ihrer ungleichen Vertheilung.

Aber diese ungleiche Vertheilung der Güter der Natur ist sie nicht auch eine weise Einrichtung der Gottheit, die sich unter den Menschen selbst einführte? die wir nicht aufheben, sondern in die wir uns mit Klugheit und Ergebung fügen sollen? Hängt sie nicht von uns selbst, von unserm Fleiße, von unserer Geschicklichkeit, von dem, was unsere Vorfahren für uns thaten, ab? Bringt sie nicht, diese ungleiche Vertheilung, Leben, Thätigkeit, Abwechselung in die menschliche Gesellschaft? Ist sie nicht die Mutter so vieler köstlichen Tugenden? Und darf ich, ohne euer Gefühl zu verletzen, mir vielleicht auch die Frage erlauben: ob der Mangel, unter dem wir seufzen, nicht vielleicht, wenigstens zum Theil, unsere eigene Schuld ist? ob nicht unsere Arbeitsscheu, unsere Vergnügungssucht, unser eigentlicher Müssiggang, ob nicht frühere Unbedachtsamkeiten und Thorheiten es sind, deren Schuld wir jetzt büßen. — Oft ist es gewiß weniger die Kargheit der Natur, oder die Unmöglichkeit zu erwerben, was wir bedürfen, als unsere Trägheit, unsere Verschwendung, unser Leichtsinn, unsere Sucht, uns sinnlich zu vergnügen, was uns arm und dürftig macht; und was verursacht, daß

wir uns an einem solchen Tage, wie der heutige, mit weniger frohem Herzen freuen können.

Und leidet ihr ganz ohne eure Schuld, durch Krankheit, Gebrechlichkeit und andere Unglücksfälle, so vergesset wenigstens nicht, wie so manches Gott für euch und zu eurer Erleichterung gethan, und wie sehr er selbst durch die Einrichtung der menschlichen Natur dafür gesorgt hat, daß ihr nicht ganz ohne Hülfe und Freude bleibet. — Er hat das menschliche Herz weich, theilnehmend und zur Hülfe geneigt gebildet. Unwillkührlich regt sich das Mitleid in der Brust desjenigen, der Zeuge eures Elendes wird; und wie oft wird zu unserer Bewunderung und Freude dem menschlichen Elende selbst auf eine bleibende Art abgeholfen?

Und wolltet ihr, die ihr so klaget, nicht auch etwas auf den verborgenen Rath des Ewigen rechnen? Wo bliebe Glaube, Hoffnung, Ergebung, wenn alles in der Welt klar wäre; wenn alle unsere Wünsche erfüllt würden; wenn uns keine Frage, kein Zweifel zu beantworten übrig bliebe. Dann schiene die Weisheit, welche die Welt regiert, nicht größer, als die menschliche; dann bliebe für die Zukunft und für die andere Welt nichts zu enträthseln übrig. Wie weise ist es daher, bisweilen mit dem frommen Verfasser jenes Liedes sich selbst zu sagen: „Willst du so viel als der Allweise wissen? Jetzt weißt du nicht, warum du leiden

müssen. Allein du sollst, was seine Wege waren, nachmahls erfahren."

Doch Gottes fortdauernde Weltregierung bietet uns nicht blos eine erfreuende und tröstende Seite dar; sondern auch eine sehr belehrende. Und diese hat sie theils für unsere Obrigkeit, theils für Euch, Ihr Hausväter. Für beyde ist sie in vieler Rücksicht ein schönes Bild der Nachahmung.

Gott regiert die Welt, mit Weisheit und mit Güte. Der Geschöpfe keines ist von seinem Wohlwollen ausgeschlossen; Alle umfaßt er mit gleicher unpartheyischer Liebe. Zu ihm wendet sich jedes beklommene Herz, des Rechts und der Hülfe nach seiner Lage und seinem Bedürfnisse gewiß. Denn sein Reich ist das Reich der Gerechtigkeit und der ewigen Ordnung.

Giebt es ein schöneres nachahmungswürdigeres Bild für die Obrigkeit einer christlichen Stadt? — Unter ihr, unter einer solchen Obrigkeit waltet die Gerechtigkeit ohne Ansehn der Person. An ihren ernsten Richterstuhl wendet sich Jeder mit der nicht zweifelnden Erwartung, die Hülfe zu finden, die ihm gebührt. Mit reger Aufmerksamkeit wacht sie über die Ordnungen der Stadt. Mit umfassender Güte sorgt sie für Nothleidende, Verlassene, Kranke, die Gott gleichsam ihr und

ihren Bürgern in die Arme legt. Und in dieser Sorge, die ihr köstliches Amt ist, ermüdet sie nie.

Möge diesem Bilde die Regierung unserer Stadt auch in dem neu beginnenden Jahre ihrer Verwaltung gleichen! Sie selbst, unsere Obrigkeit, fleht den obersten Regenten der menschlichen Welt um diesen Segen! Und wir, die Bewohner dieser Stadt, vereinigen mit dem Ihrigen unser Gebet, und Gott, der die Ordnung seiner Welt liebt, versagt uns die Erfüllung nicht.

Aber auch der ehrwürdigen Classe der Hausväter bietet die göttliche Weltregierung ein Bild der Nachahmung dar.

Was Gott für seine Welt ist, das seyd ihr im Kleinen für euer Haus. — Wie Gott mit Weisheit und Güte die Welt regiert; so müssen auch in euern Häusern freundliches Wohlwollen und kluge Besonnenheit herrschen. Sanftmuth und liebevolle Güte gegen alle, die dazu gehören; am meisten gegen diejenige, welche mit euch das Haus regiert, eure Gattin; gegen die Kinder, der ihr euch erfreut; gegen die Hausgenossen, die euch dienen.

Aber mit dieser freundlichen Güte müsse sich die weise Besonnenheit vereinigen, welche die Gaben, die euch der Herr der Natur zuwendet, auch wirklich zur Ernährung und Versorgung derer anwendet, die Gott eurer Versorgung anvertrauet

hat. Und dieser, auf welche sich eure Sorge erstrecken soll, sind oft nicht wenige; und die Umstände der Zeit wie sehr erschweren sie nicht selten diese Sorge, und fodern um so mehr Vorsicht!

Der Vater des Hauses — er hat zu sorgen nicht blos für sich selbst; sondern auch für eine Gattin, für Kinder, für Hausgenossen. Er hat zu sorgen für die Tage der Krankheit, des Alters, der Nahrungslosigkeit, der öffentlichen Noth. Auch einzelne Unglückliche machen Ansprüche auf sein Mitleid.

Darf ich Euch daher erinnern, ihr Väter und Mütter, daß ihr mit weiser Sparsamkeit die Gaben der Natur anwendet; darf ich euch auffodern, daß ihr vielleicht die Ausgabe, die unnöthige, mindert; daß ihr die Vergnügungen, die Zeit und Geld zugleich rauben, beschränkt; daß ihr die stille häusliche Ordnung, und den regelmäßigen erwerbenden Fleiß der Zerstreuung und rauschenden kostbaren Lustbarkeiten vorziehet?

Die Bedingung des menschlichen Wohlseyns ist doch, neben der Gesundheit und einem schuldlosen heitern Sinn, daß man nicht Mangel leide an dem Nothwendigen; daß man nicht mit Sorgen der Nahrung kämpfe; daß man nicht, ist es möglich, der Gnade und Barmherzigkeit Anderer lebe; daß man nicht gereißt werde, auf Mittel der Erhaltung zu denken, die man lieber verbirgt, die

das Gewissen verletzen, die uns vielleicht Schande und Strafe bringen.

Je mehr ihr, ihr Hausväter und Hausmütter, Ueberlegungen dieser Art in euer Haus und in eure Verwaltung aufnehmet; um so mehr werdet ihr euch von manchen bekümmernden Sorgen frey fühlen; um so mehr wird Zufriedenheit und ein heiterer Sinn bey euch einkehren; um so froher und dankbarer gegen Gott werdet ihr des Lebens genießen; um so eher werdet ihr selbst im Stande seyn, Wohlthäter Anderer zu werden und dem Dürftigen eine Gabe zu reichen.

Und Ihr, denen Gott einen großen Antheil an den Gütern der Natur gab, ihr, die ihr Viele zu erfreuen im Stande seyd, beneidenswerth ist euer Loos, wenn ihr dem Vertrauen entsprechet, das Gott gleichsam selbst in euch setzte. Weit und vielumfassend ist das menschliche Herz. Wohl dem, der Viele zu erfreuen, wenn er es kann, nicht unterläßt. Die Freude beglückter Unglücklichen, gewiß die reinste und empfundenste, wird die seinige, und erhöht und versüßt den Segen, den ihm Gott gab.

Und so möge jeder unter uns, erfreut und belehrt, erfreut durch die Erinnerung an die fortdauernde Güte Gottes, und belehrt durch die Erinnerung an seine Pflicht, von hinnen gehen! Möge Weisheit und Ordnung in unserer Stadt! Möge Tugend und Frohsinn in unsern Häusern herrschen! Amen.

Vierzehnte Predigt.

Das Unglück der Sünde, ein sehr zweydeutiges und trauriges Mittel der Besserung.

Am zweiten Bußtage 1812.

Ueber

Luk. 15, 17 — 20.

Wenn wir, Meine Freunde, auf unsere Kinder in Absicht der Sorge und Mühe, die sie uns bey der Erziehung machen, achten; so entdecken wir unter ihnen sehr verschiedene Gemüthsarten. Bey Manchen wird uns das Geschäft der Erziehung überaus leicht. Gelehrig und aufmerksam auf das, was ihnen empfohlen oder untersagt wird, behalten sie leicht und folgen ohne Widerrede und mit Bereitwilligkeit. Und fehlen sie bisweilen aus Unachtsamkeit und jugendlichem Leichtsinn; so bedarf es nur eines Winkes oder eines Wortes, um sie zur Ordnung und Folgsamkeit zurück zu bringen. Solche Kinder erziehen sich beynahe selbst; und wie ihnen der Gehorsam, zumal wenn sie begreifen, warum sie folgen sollen, kein lästiger Zwang ist; so machen sie das Geschäft ihrer Bildung Eltern und Lehrern zur Freude.

Aber dagegen giebt es auch Andere, von welchen beynahe nur das Gegentheil wahr ist. Immer zum Widerstreben geneigt thun sie, was ihnen verboten wird, und unterlassen, was sie thun sollen; Warnung, Tadel, Ernst und bittende Vorstellungen sind bey ihnen verlohren; und selbst härtere Bestrafungen, wenn sie auch bey manchen noch das traurige Mittel der Folgsamkeit werden, erzeugen bey andern nur desto größere Widerspenstigkeit und Verhärtung. Traurig und mit Bedauern muß man diese oft ihrem Schicksale, der Erfahrung und dem Unglück überlassen, das ihrer wartet, und das sie vielleicht — wenn auch spät und unter bitterer Reue — doch wirklich noch zu einer bessern Sinnesart führt.

Diese Kinder sind sprechende Bilder von uns Erwachsenen in Absicht der Art, wie wir uns gegen die Foderungen des Gewissens und gegen die Gebote der Sittenlehre und Religion verhalten.

Gewiß giebt es der Gemüther nicht wenige, welche, geneigt zu allem Guten, aufmerksam gegen die Stimme des Gewissens und streng in der Befolgung dessen sind, was ihnen die Sittenlehre und das Christenthum gebietet. Auch kleinere Fehler, die sie an sich bemerken, machen ihnen Unruhe und Reue; Vorsicht und Besserung ist fast ihr stetes Geschäft; und bey dieser Aufmerksamkeit und

Gewöhnung gelangen sie endlich zu einem Grade der sittlichen Güte, bey welchem mit Bewußtseyn und Vorsatz unrecht zu handeln ihnen eine Unmöglichkeit ist. Gute Gesinnung und richtiges Handeln wird ihnen gleichsam zur andern Natur.

Aber wie Viele giebt es von einer beynahe ganz entgegengesetzten Denkart. Ohne Aufmerksamkeit auf das Gewissen, das sich in ihrem Innern erhebt; ohne Erinnerung an die Vorschriften der Sittenlehre, die sie kennen; unbekümmert, gegen ein Verbot zu handeln, folgen sie nur der in ihnen sich regenden Lust. Ohne Rücksicht auf die Wirkungen, die bey einer solchen Lebensweise nur traurig seyn können, und ohne auf den Rath warnender Freunde zu achten, gehen sie um so mehr in ihrer Verkehrtheit fort, je stärker die Macht der Gewohnheit und ihr Reitz geworden ist, bis endlich die hereinbrechenden Folgen, vielleicht ein großes nicht mehr abzuwendendes Uebel, wie Dürftigkeit und Mangel, Verachtung und Schande, oder gesetzliche Strafen, sie aus ihrem Taumel zur Besinnung aufschrecken. Dann tritt gewöhnlich Bestürzung und bittere Reue ein; und vielleicht, daß sie dann noch, wenn sie nicht zum Nachdenken ganz unfähig, oder zur Ausführung eines bessern Vorsatzes zu schwach geworden sind, zu einiger Besserung und zu einem veränderten Leben, obgleich spät, und ohne, was vorher ge-

schah, wieder gut machen zu können, gebracht wer: den. Diese Besserung, wenn sie erfolgt, ist die späte, traurige Besserung, welche das Un: glück herbeyführt.

Der heutige Tag hat, als ein Tag der Buße, die besondere Bestimmung, uns zum Nachdenken über uns selbst, zur Betrachtung unserer Wege, zur Beachtung des Unrechts, das wir vielleicht zu thun pflegen, und zur Beherzigung der Gefahr und des Unglücks, in das die Sünde unfehlbar, und auch uns vielleicht, stürzt, aufzufodern. Könn: te er die Wirkung haben, eine solche späte durch Unglück herbeygeführte Buße für uns entbehrlich zu machen, indem wir uns zur willigen Befolgung des Rechts aus eigener Ueberlegung entschließen; oder könnte er eine solche Buße, wenn manche un: ter uns derselben schon bedürfen sollten, wenigstens bald bewirken; so würde dies ein erwünschter Se: gen unserer Andacht seyn.

Text:

Luk. 15, 17 — 20.

„Da schlug er, (der verlohrne Sohn) in sich und sprach: Wie viel Taglöhner hat mein Vater, die Brods die Fülle haben, und ich verderbe im Hunger. Ich will mich aufmachen, und zu meinem Vater gehen, und zu ihm sagen: Vater, ich habe gesündiget in den Himmel und vor dir. Und bin fort nicht mehr werth, daß ich dein Sohn heiße; mache mich als einen deiner

Taglöhner. Und er machte sich auf, und kam zu seinem Vater. Da er aber noch ferne von dannen war, sahe ihn sein Vater, und jammerte ihn, lief und fiel ihm um seinen Hals, und küssete ihn."

Richtiger und wahrer kann man die Empfindung eines durch Unglück gedemüthigten reuevollen und sich bessernden Sünders nicht schildern, als es in dieser Beschreibung des verlohrnen Sohnes von unserem Heilande geschieht. „Da schlug er in sich und sprach: Wie viele Tagelöhner hat mein Vater, die Brods die Fülle haben, und ich, ich verderbe im Hunger. Ich will mich aufmachen und zu meinem Vater gehen. Ich will ihm sagen: Vater, ich habe gesündigt im Himmel und vor dir. Ich bin nicht werth, dein Sohn zu heißen; mache mich zu einem deiner Tagelöhner." — So, M. Fr., beugt das Unglück; und man muß Jedem Glück wünschen, den es noch so beugt und bessert. Aber ist es nicht traurig, daß erst das Unglück, oft das hart empfundene Unglück, die Menschen bessern muß? Möchte man nicht wünschen, daß Keiner einer solchen Besserung bedürfte! — Und wenn nur das Unglück noch immer das Mittel der Besserung würde! Wenn nur nicht viele zu Grunde gingen, ehe sie sich bessern; wenn nur Manche bey allem Unglück, das sie fühlen, nicht ungebessert blieben, weil sie nicht glauben wollen, daß ihr Unglück die Folge ihrer Sünde ist. — Um uns,

ist es möglich, vor Erfahrungen dieser Art zu sichern, will ich darauf aufmerksam machen: welch' ein zweydeutiges und trauriges Mittel der Besserung das Unglück ist, und wie sich Niemand der Gefahr, durch Unglück gebessert werden zu müssen, aussetzen sollte. Wenn ich dies in der ersten Hälfte meines Vortrags werde dargelegt haben; so wird sich daran eine fruchtbare Anwendung für uns, nach der Absicht des heutigen Tages, knüpfen lassen.

Es ist allerdings möglich, daß ein Mensch durch die nachtheiligen Folgen seiner sündlichen Handlungen und durch die Verlegenheit und das Unglück, die er sich dadurch zuzieht, zum Nachdenken und zur Besserung gebracht werde. Die tägliche Erfahrung spricht dafür; und das Beyspiel unseres Textes läßt uns selbst fühlen, wie wahr es ist, daß die Noth und das Unglück, in das der Mensch durch Unbesonnenheit und Leidenschaft sich selbst stürzt, ihn bisweilen auf bessere Gedanken und Entschließungen leite. Aber leider! ist dies nicht immer der Fall; oft bessert selbst das Unglück nicht.

So wird das Unglück kein Besserungsmittel für diejenigen, welche das Elend, in dem sie sich befinden, obgleich sie es fühlen und davon befreyt

seyn möchten, nicht als die Folge ihrer sündlichen Handlungsweise betrachten; und welche sich nicht überzeugen wollen, daß sie selbst Schuld an ihrem Leiden und an dem Leiden der Ihrigen sind. Diese Ueberzeugung muß den Grund zu unserer Besserung legen, wenn sie aus dem Gefühl unseres Unglücks entspringen soll. So lange ich mein Unglück von etwas anderem als von meinem Verhalten ableite, so lange ich es in Ursachen ganz anderer Art zu finden glaube; werde ich da mein Verhalten ändern wollen? Aber wie Viele sind, denen diese Ueberzeugung mangelt und denen sie nicht zu geben ist, die alles eher anklagen als sich selbst! Blicket um euch her, M. Fr., und fraget, ob ihr zum Beyspiel keinen Verarmten kennet, der, sonst im Wohlstande und beneidet, jetzt in drückendem Mangel die Hülfe Anderer anflehen muß; der aber nicht glauben will, daß er selbst, daß sein Müssiggang, seine Vergnügungssucht, sein verschwenderischer Aufwand die Ursache seines jetzigen Zustandes sey. Er meynt: „der Mensch müsse nicht immer arbeiten; er dürfe sich ein Vergnügen machen. Andere lebten eben so wie er, ohne ein solches Schicksal zu erfahren; das Unglück, ein ungünstiges Geschick verfolge Ihn.“ — Oder kennet ihr nicht manchen Vater eines Hauses, der aus Mangel an Verdienst und Arbeit in tiefer Dürftigkeit seufzet und sich und die

Seinigen nicht zu ernähren weiß. Sonst in einer bessern Lage, verlor er durch Unordnung, Nachlässigkeit, Ungeschicklichkeit, Uebermuth und unfreundliches Betragen — denn Unwissenheit und Stolz sind bekanntlich eben so in Vereinigung, wie Wissenschaft und Bescheidenheit — das Vertrauen seiner Mitbürger und mit diesem die Möglichkeit seiner Ernährung. Aber er klagt nicht sich, nicht seine Unordnung, seine Nachlässigkeit, sein unfreundliches Betragen, sondern den Neid, die Mißgunst, die Verleumdung seiner Mitmenschen an. — So giebt es vielleicht Manchen, der durch unbesonnenes Spiel und den damit verknüpften Aufwand sich selbst und die Seinigen zu Grunde richtete; aber weit entfernt, seine Thorheit und sein eigenes Unrecht, auf das vielleicht Gattin und Freunde ihn aufmerksam machten, anzuerkennen, klaget er nur über Unglück, das ihn verfolge, und bemühet sich, durch fortgesetzte Versuche, die ihn der Verzweifelung nahe bringen, das Glück zu verbessern.

Darf man sich bey dieser Denkart wundern, wenn solche Unglückliche das Unglück selbst nicht bessert; weil dem Entschlusse zur Besserung nothwendig die Ueberzeugung vorausgehen muß, daß das Unglück Folge der Sünde, der Handlungen, die man unterlassen soll, sey. — So ist es in der Schilderung des verlohrenen Sohnes. Das

Unglück besserte ihn, weil er fühlte, daß es Folge seiner Thorheit und seiner Art zu handeln, seiner unbesonnenen Verlassung des väterlichen Hauses war. Daher, weil er dies einsah, sagt er: „Ich will mich aufmachen; ich will zu meinem Vater zurückkehren; ich will ihm gestehen: Vater, ich habe gesündigt im Himmel und vor dir.“ — Aber ohne eine solche Ueberzeugung bessert das Unglück nicht. Und da es zweifelhaft bleibt, ob der Unglückliche diese Ueberzeugung je erlangt; so bleibt schon aus diesem Grunde das Unglück immer ein sehr zweydeutiges Mittel der Besserung, das bey vielen diese gewünschte Wirkung nicht hervorbringt.

Dazu kommt aber auch, daß Viele, die durch die Sünde sehr unglücklich geworden sind, und die es endlich einsehen gelernt haben, selbst die Kraft verlohren haben, sich zu ermannen und zu bessern. Denn das Unglück tritt auf eine fühlbare Art gewöhnlich erst allmählig und dann ein, wann die Gewohnheit und der Reitz schon sehr mächtig geworden ist, wann die Unglücklichen recht eigentlich von der Sünde, selbst gegen ihre schwachen Wünsche, beherrscht, ihre Sclaven geworden sind. — Ach wie viele gutmüthige, aber schwache Menschen erkennen in Stunden der ruhigen Ueberlegung das Unglück, in das sie sich und die Ihrigen stürzen; oft werden sie darüber bis zu Thränen

nen gerührt, und sie fassen, sie geloben alsdann sich und andern bessere Vorsätze. Aber kaum haben sie einen und einige Tage in der Ordnung gelebt; so ist ihnen, durch die Macht der frühern Gewöhnung, dieser Zwang unerträglich; oder ein Freund, ein Gefährte der Sünde, reitzt die Lust von neuem; und plötzlich sind die bessern Vorsätze vergessen und der sie faßte unterliegt der vorigen Gewohnheit.

Und wie oft tritt selbst der Fall ein, daß ein Mensch durch die Folgen seiner sündlichen Lebensart völlig zu Grunde geht, und bey allem Unglück, das ihn aus seiner Betäubung wecken könnte, ohne Besserung dahinstirbt!

Und so erhellt, daß das Unglück ein sehr zweydeutiges Mittel der Besserung ist; indem manche es gar nicht als Folge ihrer Sünde betrachten; andere durch Beharrung in der Sünde, bis das Unglück fühlbar eintritt, selbst die Kraft, sich zu ermannen, verlieren; und noch andere dahinsterben, ehe sie zu einiger Besinnung und zu dem Entschlusse der Besserung gelangt sind.

Aber gesetzt auch, daß Jemand, wie der verlohrene Sohn in der Erzählung unseres Heilandes, durch das Unglück, in welches ihn die Sünde gestürzt hat, wirklich gebessert werde; wie dies

gewiß sehr oft der Fall ist: so bleibt es doch ein sehr traurriges Mittel und immer ist es gewiß eine große Thorheit, seine Besserung davon erwarten zu wollen.

Man überlege nur, wie viel derjenige gewöhnlich gelitten hat, und noch leiden muß, der endlich durch das Elend, in das die Sünde ihn stürzte, zum Nachdenken und zur Besserung gebracht wird; und ob nicht Jeder sich selbst, jeder Freund dem Freunde, und jeder Mensch dem Menschen, solche Erfahrungen zu ersparen wünschen muß! Denket euch nur, um die Sache in einem Beyspiele anzuschauen, die traurigen Erfahrungen und die bittern Demüthigungen, welche den verlohrenen Sohn endlich zur Reue und zur Besserung brachten: den Mangel und die Noth, die er nicht mehr zu ertragen vermochte; die Scham und die Reue, die ihn in seinem Innern beunruhigten; den Kampf, den es ihn kosten mußte, ehe er zu dem Entschlusse kam und ihn ausführte: „ich will mich aufmachen und zu meinem Vater gehen!„ — So in ähnlichen Fällen. Welche innere Unruhe, welche bittere Beschämung muß z. B. denjenigen ergreifen, der sich endlich nicht mehr bergen kann, daß er sich und die Seinigen durch eigene Thorheit unglücklich gemacht hat; dem dies, je mehr er darüber denkt, in der Seele immer gewisser und gewisser wird; der die

Vorwürfe, die sein Inneres zerreißen, gern um so mehr in sich verschließen möchte, je mehr er ihre Wahrheit fühlt, und der sein Unrecht und seine Schande nicht verbergen, der sie laut werden lassen, der sie gegen andere gestehen muß. Welch' ein Zustand! Welche Beschämung!

Und auch bey der bittersten Reue und bey dem aufrichtigsten, beschämendsten Geständnisse hat man gewöhnlich nicht einmahl den Trost, wieder gut machen zu können, was man durch ein langes sündliches Leben, dem endlich das hereinbrechende Unglück ein Ende macht, über sich und Andere von Elend und Plage gehäuft hat. Thun wir einen Blick in das Innere eines solchen, der zur Erkenntniß und zur Reue und zur wirklichen Besserung gelangt ist; kann er auch nur die Erinnerung an seine vorigen Thorheiten und Sünden aus seinem Innern verbannen? eine Erinnerung die sich vielmehr bey so manchem Anlaß in ihm erneuern, und die ihn, auch in seinem gebesserten Zustande, um so trauriger machen muß, je mehr er vielleicht auch andere Unschuldige mit in ein Elend hineinzog, das er nun auch in seinen äußern Folgen nicht wieder gut machen kann. — Oder erhält derjenige, der sein Gut verschwendete, der sich und die Seinigen an den Bettelstab brachte, erhält er, wenn er nun durch Unglück gebeugt, sein Unrecht einsieht, wenn er über seine Thorheit

die bitterste Reue empfindet, wenn er jetzt klüger zu handeln sich entschließt: erhält er dadurch seine verlohrenen Güter wieder? —

Wer seine Gesundheit zerstörte, wer sich einen siechen, kränkelnden Körper, eine ihn langsam tödtende Krankheit zuzog, wenn er auch einsieht, daß dieser Zustand die Folge seiner Thorheit ist, wenn er auch jetzt mißbilligt, worüber er sich vorher freuete, wenn er die bitterste Reue darüber empfindet, wenn er nie wiederholt, was ihn so unglücklich machte: hebt diese Besserung seinen traurigen Zustand, giebt sie ihm die blühende Gesundheit, die muntern Kräfte, die leichte Beweglichkeit wieder; oder bleibt ein kränkelnder, den Genuß des Lebens verbitternder Zustand sein Loos, auch nachdem er sich gebessert hat?

Zu den äußern Uebeln, in die Sünden und grobe Verbrechen stürzen, gehören auch oft Strafen der Obrigkeit. Werden diese hinweggenommen durch die bessere Gesinnung, die das Unglück herbeyführt? Wird nun der Dieb, der Mörder nicht gestraft, weil er jetzt sein Unrecht einsieht, weil er es bitter bereut, weil er den aufrichtigen Vorsatz hat, solche Handlungen nicht zu wiederholen, weil er nun wirklich in seinem Innern durch das Unglück gebessert ist? — Lauter Beweise, daß die Besserung, die uns vor neuen Thorheiten und Sünden für die Zukunft bewahrt, die natürlichen

Folgen der einmal begangenen so wenig aufhebt, als das Geschehene ungeschehen werden kann.

Und gesetzt, daß auch wirklich manche äußerliche Folgen der Sünde allmählig sich vermindern und weniger drückend werden; wie viel besser und glücklicher würde doch derjenige seyn, der nicht erst das Gefühl eines großen Elendes abwartete, ehe er zur Besinnung kam und der vielmehr die Weisheit früh lieb gewann!

Gewiß werden wir, nach diesen Ueberlegungen, einsehen, daß das Unglück, wenn es auch ein Besserungsmittel für uns werden kann, doch ein sehr zweydeutiges und trauriges Mittel bleibt, indem es bey Vielen, die in ihrem Elende zu Grunde gehen, gar nicht hilft; und bey denen, welche dadurch gebessert werden, doch die äußern Folgen und Strafen der Sünde nicht wegnimmt; und selbst noch in dem gebesserten Zustande manchen Anlaß zu sehr schmerzlichen Gefühlen und zu bitterer Reue giebt, so daß derjenige gewiß sehr zu beklagen ist, der nur durch Unglück zur Erkenntniß seines Unrechts gebracht wird.

Aber, wird man fragen, giebt es denn kein Mittel, sich solche Erfahrungen zu ersparen, und kann man nicht auf andere Art zu den Vor-

theilen und zu dem Zustande gelangen, die durch die Besserung verschafft werden sollen?

Dies, Meine Freunde, ist gerade die Frage, auf die ich unser ernstes Nachdenken an dem heutigen Tage lenken möchte.

Es ist allerdings möglich, daß der Mensch, ohne erst durch Unglück und die strafenden Folgen der Sünde gewarnt zu werden, das Gute lieb gewinne; und daß er vor der Sünde selbst, und also auch vor ihrem Elende verwahrt bleibe. Und dies geschieht alsdann, wann er durch die Vorstellung des Unrechts der Sünde vor ihr flieht, weil sie unrecht ist, und wann er das, was Recht und Pflicht ist, sich zu üben gewöhnt, weil es recht, weil es die Foderung des Gewissens, weil es die Vorschrift der Sittenlehre und der Religion ist.

Und wie möglich, wie erwünscht dies sey, das lehrt uns die Sache selbst und unser eigenes Gefühl; und es bestätigt sich in der Erfahrung durch Beyspiele.

Fraget Euch selbst, M. Fr., ob es nicht möglich ist, daß wir eine Sünde unterlassen, zu der wir uns geneigt fühlen, weil wir fühlen, daß, so zu handeln, unrecht ist; weil es mit unserem Gewissen, welches in uns die Vorschriften der

Sittenlehre und der Religion geltend machen will, streitet? Fraget Euch, M. Fr., ob ihr nicht bisweilen eine rühmliche Handlung, die euch schwer wurde, thatet, weil ihr sie recht und eurer würdig fandet, und weil euch das Gewissen dazu ermunterte? — Aber ist dies, so begreifen wir daran die Möglichkeit, die Sünde selbst zu unterlassen, und uns also vor ihren Folgen, und also auch vor dem Unglücke zu sichern, in das sie zu stürzen pflegt, und dessen Empfindung erst für so viele das traurige Mittel der Besserung wird.

Aber die Sache ist nicht blos in sich möglich; sondern sie wird uns auch sehr erleichtert und beynahe natürlich durch Unterricht, durch Gewöhnung und eigene Ueberlegung.

Schon von unserer zartesten Kindheit an werden wir aufmerksam gemacht auf das Schickliche und Unschickliche, auf Recht und Unrecht. So bald sich unsere Triebe lebhafter regen und unser Nachdenken sich einigermaßen entwickelt, werden wir gewöhnt zur Freundlichkeit, zur Dienstfertigkeit, zur Schonung des Eigenthums; wir werden empfindlich gemacht für Beyfall, für Lob und Ehre. Bald regt sich in uns das eigene Urtheil über Recht und Unrecht, und unser Gefühl dafür. Wird dieses Gefühl belebt und geleitet durch Belehrung über den Unterschied

des Rechts und des Unrechts, im Allgemeinen und im Einzelnen; kommt dazu der Unterricht der Weisen, der Religionslehrer und gute Beyspiele: so entsteht in unserm Innern eine Liebe des Rechts und der Ordnung, die unsere Natur unterstützt. — Werden wir dann noch aufmerksam gemacht auf die gewöhnlichen Folgen der Sünde; auf die Verachtung, welche Ungerechte, auf die Beschämung, welche leichtsinnige und Thoren, auf die Armuth und Krankheit, welche Müssiggehende und Ausschweifende, auf die Strafe, welche die Uebertreter der bürgerlichen Gesetze und die Verbrecher trifft: so befestigt sich in uns eine Liebe der Ordnung und des Rechts, eine Achtung für die Urtheile der Verständigern, eine Aufmerksamkeit auf die Aussprüche des Gewissens, welche nicht leicht überwältigt werden kann. — Und kommen dazu noch die Grundsätze der Religion und des Christenthums, die Recht und Tugend als den Willen des Höchsten darstellen; kommt dazu bisweilen eine Erhebung des Herzens zu Gott, und die Heiligung des Gemüths durch die Andacht: so ist es sehr möglich, daß der Mensch auf der Bahn des Rechts erhalten werde, ohne daß er durch großes Unglück auf sie zurückgebracht werden müsse.

Und dies bewährt sich auch, wenn wir umherblicken, in der Erfahrung durch Beyspiele. Wie es jugendliche Gemüther giebt, welche, leicht gewöhnt zur Ueberlegung und zur Bedachtsamkeit, das von selbst meiden, was Unrecht ist, ohne großer Strafen zu bedürfen; wie es in der bürgerlichen Gesellschaft Mitglieder genug giebt, welche selbst zur Ordnung geneigt und sich dabey erhaltend nie nöthig haben, durch die Obrigkeit zurecht gewiesen zu werden; warum sollte es in dem Reiche Gottes, warum sollte es in der christlichen Welt, die das sittliche Reich Gottes ist, nicht auch Seelen geben, welche gutgesinnt und auf sich selbst und auf ihre kleinern Fehler aufmerksam nicht nöthig haben, durch Unglück von Sünden zurück gebracht zu werden, die sie nie begingen, weil sie sie aus eigener Entschließung unterließen? — Und so giebt es also ein Mittel, dem Unglücke der Sünde zu entgehen, wenn man die Sünde selbst unterläßt; so ist es nicht nöthig, bekehrt zu werden, wenn man nicht böse geworden ist.

An diese Betrachtungen, deren Wahrheit ihr nicht verkennen werdet, knüpfe ich eine doppelte Ermahnung. Die eine an diejenigen unter uns, welche vielleicht der schnellesten Buße

bedürfen, wenn sie durch die Folgen der Sünde nicht ganz zu Grunde gehen, oder ungebessert die Welt verlassen wollen; und die zweite an diejenigen, welche Eltern sind, oder mit der Bildung jugendlicher Gemüther zu thun haben.

Vielleicht, daß unter uns, daß in dieser Versammlung auch Manche sich befinden, welchen, wenn sie sich nicht selbst verblenden wollen, es nicht zweifelhaft seyn kann, welches der Erfolg und das Ende ihrer Art zu leben seyn wird; welche vielleicht schon durch manche Noth, durch manche Verlegenheit, durch manche traurige Erfahrung an die Aenderung des Sinnes erinnert wurden, der sie bedürfen; welche sich nicht verbergen können, wie sehr sich ihr Unglück mit jedem Tage vergrößert, den sie noch länger bey ihrer Art zu leben beharren! Vielleicht sind unter uns Manche, welche durch eine ähnliche Lebensart, als die des verlohrenen Sohnes, ihre Gesundheit zerstören, ihr Hauswesen zerrütten, und dadurch nicht blos sich, sondern auch diejenigen mit unglücklich machen, die sie nur glücklich machen sollten; welche vielleicht schon oft gewarnt von Freunden, dringend gebeten von den Ihrigen, die Wahrheit der Warnung und der Bitte fühlen, und welche dennoch

auf ihrem Wege, der sie bald in den Abgrund des Verderbens stürzt, beharren!

Wollet ihr nicht, M. Fr., wenn deren unter uns sind, in euch gehen? wollet ihr nicht überlegen, wohin eure Wege führen? und auf welche traurige Art ihr endigen werdet? — Doch vielleicht habt ihr das schon gethan; vielleicht seyd ihr darüber selbst nicht mehr zweifelhaft: aber wenn ihr dies nicht mehr seyd, so eilet, den bessern Entschluß, den ihr vielleicht schon manchmahl faßtet, schnell und mit Beharrlichkeit auszuführen, ehe die sich aufhäufenden Folgen der Sünde euch völlig zu Grunde richten. Und wer weiß, ob ihr, bey einiger Zögerung, noch zu einer Aenderung eueres Sinnes gelanget? ob ihr die Kraft dazu behaltet? ob euch nicht, mitten in euern Sünden, der Tod übereilet? — Gilt daher bey Euch der Rath eines Freundes, gilt die Ermahnung eines Religionslehrers etwas, macht insbesondere der Blick auf die leidenden Eurigen, die ihr in euer Unglück hinein zieht, und die ihr nicht unglücklich, sondern glücklich machen solltet, noch einigen Eindruck auf euer Herz; so zaudert nicht, einen bessern Entschluß zu fassen und auszuführen. Fasset ihn an dem heutigen Tage, der ein Tag überlegter Entschließungen, ein Tag der Buße seyn soll; und Ihr, die ihr Freunde solcher Bedauerns-

würdigen seyd, unterlasset nicht, sie zu bitten, zu ermahnen, und ihnen zur Ausführung eines solchen bessern Vorsatzes behülflich zu seyn!

Ihr aber, M. Fr., denen die göttliche Vorsehung Kinder zu erziehen anvertraute, ihr werdet euch ein großes Verdienst um sie erwerben, wenn ihr sie früh zur Liebe des Rechts und der Ordnung gewöhnt; wenn ihr sie die Sünde meiden lehret, weil sie unrecht ist, damit sie nicht nöthig haben, sich zu bekehren, weil die Sünde sie unglücklich machte. Lasset es nicht darauf ankommen, daß das Unglück sie bessere; bewahret sie vor der traurigen Erfahrung, daß die strafenden Folgen der Sünde sie schrecken. Es ist dies großentheils in eurer Gewalt. Die Tugend ist, wie das Laster, eine lange Gewöhnung. Es ist nicht nöthig, daß der Mensch durch die Strafe der Sünde gebessert werde; da er die Sünde zu meiden im Stande ist. Aber, daß er sie meide, dazu will er früh gewöhnt seyn.

Diese Gewöhnung, die keine Unmöglichkeit ist, ist das schönste Verdienst der Eltern um ihre Kinder. Und hätte die Mühe, welche diese Gewöhnung kostet, keine Belohnung, hätte sie nicht schon eine süße Belohnung in der Freude über das Gelingen; so hätte sie wenigstens die unschätz-

bare, daß die Ihrigen bewahrt bleiben vor den traurigen Folgen der Sünde; und sie, die Eltern, vor dem schmerzlichen Wunsche, daß die Ausgearteten wenigstens das Unglück bessere!

Vor diesem traurigen Falle wolle Gott selbst alle Kinder und alle Eltern bewahren durch seinen Geist! Amen.

Funfzehnte Predigt.

Wie fromme Eltern den von der Vorwelt empfangenen Segen des Christenthums leicht auf ihre Kinder bringen.

Am ersten Weyhnachtsfeyertage 1812.

Ueber

Luk. 2, 1 — 14.

Die meisten der göttlichen Wohlthaten, der wir uns erfreuen, werden uns durch andere Menschen und durch die Vorwelt zu Theil. Selbst unser Leben und seine Erhaltung, die Bildung unseres Geistes und Herzens durch Erziehung, unsere Brauchbarkeit und unser Wohlstand — lauter Vortheile, die wir entweder ganz oder größtentheils Andern, die mit oder vor uns lebten, verdanken. Besonders gilt dies auch von dem Besitze der Künste und Wissenschaften. Denn obgleich der Mensch auch durch sich selbst, durch eigenes Nachdenken, durch fortgesetzten Fleiß und durch glückliche Verbindung der Dinge, erfinden kann; so empfängt er doch die meisten Erfindungen von der Vorzeit, oder wenigstens die Kenntnisse, an die er neue Begriffe knüpft, welche Verknüpfung die eigentliche Erfindung ausmacht, von

Andern, die vor ihm lebten, die seine Erzieher, Lehrer oder Freunde waren. Daher die Dankbarkeit der Nachwelt gegen die Vorfahren; daher die Achtung derer, welche sich durch nützliche Erfindungen auszeichneten, gegen ihre Lehrer, Erzieher und diejenigen, von welchen sie die ersten Anfangsgründe ihrer Wissenschaft erlernten; daher ihre Freude, daß überhaupt frühere Entdeckungen, daß Künste und Wissenschaften der Nachwelt mitgetheilt wurden.

So, M. Fr., ist es auch mit der Wissenschaft der Religion, welche Kenntnisse mittheilt, und mit der frommen Gesinnung, welche sich von andern angewöhnt. Was wir darin Richtiges und Heilsames kennen und besitzen, was uns die göttliche Vorsehung geoffenbart und mitgetheilt hat, verdanken wir es nicht größtentheils der Vorwelt, die es mündlich oder schriftlich fortpflanzte und der wir also dafür zum Danke verpflichtet sind.

Und so ist es auch mit der christlichen Religion, deren Ursprung wir heute feyern.

Hätte nicht unser Heiland die Offenbarungen seines himmlischen Vaters den Aposteln mitgetheilt; hätten diese sie nicht aufgefaßt und verbreitet; hätte die Kirche nicht Anstalten getroffen, sie von Geschlecht zu Geschlecht fortzupflanzen: so entbehrten auch wir vielleicht, was jetzt unser

Heil und heute der Gegenstand unserer Freude ist.

Aus dieser Bemerkung scheinet für uns, die wir den Vorfahren so Vieles und fast Alles verdanken, ohne ihnen etwas dafür erweisen zu können, die Verbindlichkeit hervor zu gehen, auch etwas für die Nachwelt zu thun, und ihr mitzutheilen, was uns von der Vorwelt überliefert oder ihren Einsichten von uns hinzugefügt ward. Für die Erkenntniß der Religion und den Glauben pflegen auch unter uns hinreichende Einrichtungen, besonders in den öffentlichen Unterrichtsanstalten der Jugend, vorhanden zu seyn. Aber anders ist es fast mit der religiösen Gesinnung, die mehr das Werk der häuslichen Erziehung und der Gewöhnung ist. Für diese geschieht oft weit weniger als für den Unterricht, ob sie gleich die wichtigere, und ich darf hinzusetzen nicht die schwerere Sorge ist. — Uns, und besonders alle Eltern an diese Schuldigkeit und an die Art, wie dies auf eine leichte, einfache und wirksame Weise geschehen könne, zu erinnern; das soll Inhalt einer Andacht seyn, die uns dankbar gegen die Vorfahren und nützlich für die Nachwelt machen kann.

Text:

Luk. 2, 1 — 14.

„Es begab sich aber — — — und den Menschen ein Wohlgefallen.“

Gern stimmen wir, M. Fr., in das Lob Gottes ein, das die Engel aussprechen für die Geburt Jesu, des geistigen Heilandes der Welt; gern vereinigen wir uns zu dem Wunsche, daß Friede auf der Erde herrschen möge, und daß Gott Wohlgefallen haben könne an dem Geschlechte der Menschen. Denn alsdann herrschte unter uns eine wahrhaft christliche Gesinnung. Die Möglichkeit einer solchen Gesinnung empfingen wir durch die Lehre des Christenthums von unsern Vorfahren; in wie fern sie in dem gegenwärtigen Zeitalter wirklich unter uns herrsche, dies mag allenfalls Gegenstand unserer eigenen Betrachtung, unserer Freude oder unserer Betrübniß, bleiben. Aber, daß eine solche christliche Gesinnung in der Zukunft und bey unsern Nachkommen herrschen möge; das ist ein Wunsch, dessen Erfüllung wir ihnen nicht nur gewiß gönnen, sondern zu dessen Erfüllung vorzüglich diejenigen, welche das künftige Geschlecht bilden, beyzutragen die Pflicht haben. Und wie leicht dies möglich sey, das hoffe ich uns deutlicher darzulegen, wenn ich ausführlicher von der Art rede, wie fromme Eltern den von der Vorwelt empfangenen Segen des Christenthums leicht auf ihre Nachkommen bringen können. Die erste Hälfte meines Vortrags wird diese Art umständlicher beschreiben; und dann werden sich daran leicht eini-

ge Ermahnungen zu unserer Ermunterung knüpfen lassen.

Wenn wir fragen: auf welche Art fromme Eltern den Segen des Christenthums auf ihre Kinder verpflanzen? so ist die Antwort: auf eine dreyfache Art: wenn sie die Ihrigen zur frohen Anbetung Gottes anführen; wenn sie sie zu friedlichen, liebreichen Gesinnungen gewöhnen; und wenn sie ihnen Liebe des Rechts einflößen, woran Gott vorzüglich Wohlgefallen hat.

Es ist ein vorzüglicher Segen des Christenthums, daß wir in Gott nicht nur einen vollkommenen ewigen Geist, sondern auch den Vater der Menschen anbeten; ein Wesen, welchem wir nicht nur das Daseyn der Natur und unser eigenes, sondern auch alles verdanken, was wir angenehmes und frohes genießen; und das zugleich der weise Regierer der Welt und der heilige Richter der Geister und der Menschen ist. Ist das Gemüth mit diesen Vorstellungen erfüllt; fühlen wir unsere nicht zu verkennende Abhängigkeit von einer höhern Macht, dem liebreichen freundlichen Geist, der seine Freude an dem Wohlbefinden der Geschöpfe findet, mit denen er seine Seligkeit gleichsam theilt; können wir nicht verkennen, daß ein großer Verstand

die Begebenheiten verbindet und lenkt; müssen wir in den oft unerwarteten Erfolgen der menschlichen Welt die Weisheit einer höhern Regierung bewundern: so entstehen in uns, durch jene Ueberlegungen, von selbst die Empfindungen der Freude, der Bewunderung, des Danks, des Vertrauens. Ist das Gemüth von Vorstellungen dieser Art erfüllt; dann bewundern wir die Größe, dann preisen wir die Güte, dann trauen wir der Weisheit des Wesens, das so mächtig, so freundlich, so weisheitsvoll ist; dann beten wir gleichsam von selbst: Ehre sey Gott in der Höhe! Und daß wir dies können, ist ein Segen des Christenthums.

Wollen nun christliche Eltern diesen Segen auf ihre Kinder bringen; so erhellt von selbst, was sie zu thun haben. Mögen sie nur die Ihrigen, sobald der nachdenkende Verstand erwacht, auf die Größe und Ordnung der Schöpfung achten lehren; mögen sie den Ihrigen nur ihre eigene Abhängigkeit und Ohnmacht fühlbar machen; mögen sie sie zur Empfindung der Schönheit und Annehmlichkeit der Natur, wofür das jugendliche Gemüth ohnehin so viel Sinn hat, führen; mögen sie sie nachdenken lehren über die sich immer gleichbleibenden Gesetze in der Körperwelt und über die merkwürdigen Ereignisse und Entwickelungen in der menschlichen Welt: und bald werden ihre frohen staunenden Kinder ihre Bewunde-

rung theilen; sich durchdrungen fühlen von der Güte und Weisheit des Allvaters; und von selbst, ohne Zwang, geneigt seyn, anzubeten den ewigen wohlthuenden Geist, den Ordner und Erhalter der Welt, den Vater der Menschen und den Regierer der Zukunft. — Denn zu groß ist die Gewalt jener Kenntnisse, Betrachtungen und Gefühle über das menschliche Gemüth, als daß diese Empfindungen der Bewunderung, des Danks, des Vertrauens ausbleiben könnten. Und sind diese Gefühle einmal in der Brust des Menschen geweckt, besonders im jugendlichen Alter, das seine Eindrücke so treu bewahrt; so bleiben sie das ganze Leben hindurch, und erneuern und stärken sich bey jedem merkwürdigen Anlasse. Und dann sind die Unsrigen eines Segens des Christenthums theilhaftig, des Segens, welcher aus richtiger Erkenntniß und aus dem Gefühle der Wohlthätigkeit Gottes entspringt; und der sich gewöhnlich in froher Anbetung, in Gefühlen der Dankbarkeit und in Lobgesängen ausspricht.

Doch die Bildung des jugendlichen Christen geht nicht sowohl von dem Verstande als von der Liebe aus. So wie diese das Hauptgebot der christlichen Religion ist; so ist sie auch die Tugend, die sich am ersten in dem Menschen entwickelt. Mit Freundlichkeit und Zutrauen wird das Kind gebohren; die Erkenntniß und Anbetung Gottes, die

den reifern Menschen, die den Mann und den Greis beglückt, ist erst das Erzeugniß der spätern Jahre. Und daher fängt die Erziehung zum Christenthume eigentlich von der Liebe an; und diese Ordnung erleichtert die Sache nicht wenig.

Es zeigt sich aber der friedliche liebreiche Sinn, der den Geist des Christenthums ausmacht, vorzüglich auf eine dreyfache Art: in der sanften, liebreichen und freundlichen Gesinnung, welche mit Jedermann in Freundschaft zu leben wünscht; in der leichten wohlwollenden Theilnahme an Freude und Schmerz, und in der Versöhnlichkeit, oder in der Geneigtheit und Bemühung, den Frieden, ist er gestört, wieder herzustellen.

Wünschen wir nun diesen Segen des Christenthums, der vorzüglich in der Liebe besteht, auf unsere Nachkommen zu bringen; so haben wir unsern Kindern die Gesinnung einzuflößen, die gegen Jedermann freundlich ist, die Niemanden verletzt, die sich gern und leicht aussöhnt. Verbindet sich mit diesem frohen gefälligen Sinne noch die leichte Theilnahme an dem, was unsern Mitmenschen Trauriges, die Mitfreude an dem, was ihnen Frohes begegnet; so öffnen sich die Herzen der freundschaftlichen Mittheilung, fremdes Glück wird ihr eigenes, und fremder Schmerz der ihrige. Und diese Mitfreude und dieser Mitschmerz ist eben

die schönste süßeste Frucht der Liebe. Und wie bald eröffnet sich das jugendliche Herz diesen Gefühlen, wann es früh daran gewöhnt wird. Denn freundlich gegen Jeden lacht das schuldlose Kind dem Frohen entgegen; und weint leicht, wenn es Andere weinen sieht. — Und solche freundliche, zum Wohlwollen gewöhnte Gemüther werden auch den Frieden unter Andern, wenn er gestört ist, wieder herzustellen bemüht seyn; wodurch die liebreiche christliche Gesinnung ihre Vollendung erhält. Selbst nicht im Stande, andere zu verletzen, und alle froh und heiter wünschend; herzlichen innigen Antheil nehmend an den Leiden der Brüder, mit denen sie sich nahe verwandt fühlt, und auch Andere zum Frohseyn und zur Verträglichkeit ermunternd, stellt eine solche Gesinnung das wahre Bild der christlichen Liebe dar.

Wollen wir daher auch diesen Segen des Christenthums der Nachwelt erhalten; so gewöhnen wir unsere Kinder zur Liebe.

Aber dazu muß noch eine Tugend kommen, wenn der Segen des Christenthums ganz und vollständig seyn soll, nemlich Liebe des Rechts und eine strenge Gewissenhaftigkeit. Die Gewöhnung dazu ist eine neue Pflicht der Eltern, welche ihren Kindern den Segen des Christenthums erhalten wollen.

Die Rechtschaffenheit, die nie gegen das Gewissen zu handeln sich erlaubt, die an keinem Orte, zu keiner Zeit, und um keinen Preiß sich verzeiht, was unrecht ist, was mit dem Urtheile des eigenen Gewissens und mit den Vorschriften der Religion streitet; der Sinn und die Gewöhnung, so und nur so zu handeln: das ist der Mittelpunkt aller Religion, und am meisten der christlichen. Wer sich das Unrecht erlaubt, das er dafür erkennt, wer es allenfalls hie und da aus Scheu vor den Menschen unterläßt, aber nicht überall, nicht aus Scheu vor Gott und weil es unrecht ist — — der darf sich nicht rühmen, von einer Beschaffenheit zu seyn, an der die Gottheit Wohlgefallen habe. Denn die erste Bedingung eines religiösen Sinnes ist diese Gewissenhaftigkeit, die das Unrecht überall flieht, diese Liebe des Rechts, der das Recht über alles heilig ist.

Wenn wir daher den Segen des Christenthums auf unsere Kinder bringen wollen, könnten wir es auf eine andere Art, als wenn wir ihnen den Sinn für Rechtschaffenheit und für Gewissenhaftigkeit einflößen? — Und kommt zu diesem gewissenhaften Sinne noch der wohlwollende: so viel Gutes zu thun, als Gelegenheit und Kräfte gestatten; verbindet sich damit die Entschließung, auch für das, was recht und gut ist, wenn es Noth thut, zu leiden — dann, M. Fr., ist der Sinn

christlicher Rechtschaffenheit und christlicher Liebe vollendet.

Und auch diesen Sinn unsern Kindern einzuflößen, ist eine so schwierige Sache nicht. Die Neigung und Liebe für die Eltern, die in den Kindern so bald erwacht, das Gefühl der Ehre und die Begierde nach Lob, das eigene Gefühl des Anständigen und des Rechts und das sich allmählig regende und laut urtheilende Gewissen sind für sorgsame Eltern große Hülfsmittel. Und je mehr sie selbst ihre Kinder lieben, und je mehr sie den Segen des Christenthums, den sie selbst von ihren Eltern empfingen, auch ihren Enkeln zu sichern wünschen, um so leichter wird ihnen jene Bemühung werden.

An diesen einfachen und verständlichen Vortrag knüpfe ich einige nicht unwichtige Bemerkungen, zu eurer Freude und Selbstprüfung.

Zuerst werden wir nicht ohne eine frohe Empfindung bemerken: daß die Gewöhnung der Unsrigen zu christlichen Gesinnungen so schwer nicht ist, als wir oft glauben. Es gehört dazu nur eine klare Vorstellung der Sache, eigene Frömmigkeit, und eine nachsichtlose kräftige Beharrlichkeit.

Wenn wir den Geist der christlichen Religion in ruhigem Nachdenken verfolgen; so werden wir

finden: daß derjenige diesen Geist besitze, der Andern nicht nur nicht Unrecht thut, sondern ihnen mit Wohlwollen, Theilnahme und Liebe begegnet; der in den Menschen, seinen Brüdern, wirklich seine Brüder sieht, und ihnen gerne behülflich ist, der den Frieden nicht stört, der ihn zu erhalten und ihm auch etwas aufzuopfern geneigt ist. — Aber diese liebreiche Gesinnung ist gewiß in den Menschen nicht schwer zu wecken; da sie, wenn wir unpartheyisch seyn wollen und nicht durch einzelne auffallende Ausnahmen zu sehr gereitzt sind, alle einen natürlichen unwiderstehlichen Trieb zum Wohlwollen und zur Liebe haben. Wird dieser nur gepflegt und genährt, gewiß der Geist der Liebe wird uns nicht fremd bleiben.

Zu dem Geiste des Christenthums gehört ferner, was mit jenem wohlwollenden Triebe sehr enge zusammen hängt, die Liebe zur Rechtschaffenheit, die vorzüglich durch Gewissenhaftigkeit ausgebildet wird. — Wer diese besitzt und in seinem Gewissen vor Gott, dem Allwissenden, recht zu handeln bemüht ist; und wer endlich damit Vertrauen auf seine Weisheit und Güte und auf seine alles wohlmachende Weltregierung verbindet: der ist es, der vom Geiste des Christenthums regiert wird; dem scheint an der Vollständigkeit der christlichen Gesinnung kaum etwas zu fehlen. Er achtet das Recht, und scheuet

die Sünde; er liebt die Brüder; und er vertrauet Gott. Aber was fehlte einem solchen, um im schönsten und vollständigsten Sinne des Worts ein Christ zu seyn; welcher Segen unserer Religion mangelte ihm?

Aber begreifen wir, daß dieses der ganze Umfang der christlichen Gesinnung ist; so gehört nur der eigene Sinn der Frömmigkeit und einige Beharrlichkeit dazu, um unsern Kindern diesen Geist einzuflößen. — Freylich, wer selbst des Wohlwollens und der Liebe ermangelt, wer eigennützig und streitsüchtig leicht den Frieden stört; wer finster und untheilnehmend, nur auf sich und seine Persönlichkeit bedacht ist, ohne auf Andere einen herzlichen theilnehmenden Blick zu richten; wem selbst Gewissenhaftigkeit und Rechtthun fremd ist, wer sich leicht erlaubt, im Verborgenen Unrecht zu thun; freylich, wem jene Tugenden selbst mangeln und diese Laster eigen sind: wie wäre er im Stande, die Seinigen zu jenen Tugenden zu gewöhnen?

Das erste also, was wir Eltern selbst besitzen müssen, wornach wir vor allen Dingen zu fragen haben, ist: ob wir selbst die fromme Gesinnung des Christenthums kennen und schätzen, ob wir vom Geiste der Liebe, der Rechtschaffenheit und des Vertrauens auf Gott beseelt sind? Ist dies, so dürfen wir es nicht schwierig finden, den Segen

des Christenthums auch auf unsere Kinder zu bringen. Es wird uns ein leichtes und gewiß gelingendes Geschäft seyn.

Zumahl, wenn wir damit einige Aufmerksamkeit und Beharrlichkeit verbinden, die sich noch dazu immer mehr auf Verhütung der Abschweifung und des Unrechts, als auf geflissentliche Gewöhnung wird beziehen dürfen. Daß wir den Unsrigen nicht erlauben, andere zu verletzen oder undienstfertig zu seyn; daß wir ihnen nicht gestatten, was verboten ist und was sie selbst als Unrecht erkennen, daß wir sie das Unnatürliche der Härte und die Unwürdigkeit der Sünde fühlen lassen; — diese Aufmerksamkeit, diese Beharrlichkeit, die nicht nachgiebt, besonders im Anfange, ehe eine entgegengesetzte Gewohnheit stark geworden ist, diese erleichtert das Geschäft der Erziehung und Gewöhnung; und wer dabey einigermaßen mit gewissenhafter Treue zu Werke geht, der, M. Fr., wird gewiß die Freude haben, den Segen des Christenthums, eine freundliche wohlwollende Gesinnung, die Abneigung gegen das Unrecht, und Vertrauen auf Gott, auf seine Kinder und Enkel und auf die Nachwelt zu vererben.

Und an welchem Tage könnten wir uns dieser leichten Möglichkeit mit mehrerer Freude erinnern, und an welchem Tage könnten wir uns zu einem ernsten Entschlusse hiezu kräftiger ermuntert

fühlen; als an dem Tage, der uns an die Geburt Jesu, und an das erinnert, was wir in Absicht seiner Religion der Vorwelt verdanken.

Wenn wir selbst den Segen des Christenthums an uns erfahren haben und von ihm durchdrungen sind, wenn wir fühlen, wie viel es werth ist, daß unter uns, unter Freunden, Bekannten, Mitbürgern eine friedliche liebevolle Gesinnung, Theilnahme und wahre Freundschaft herrsche; wenn wir begreifen, wie wichtig und wünschenswerth es ist, daß Niemand unrecht handele; und wenn wir endlich fühlen, wie viel uns die Anbetung Gottes und das Vertrauen zu ihm werth seyn muß, wie keiner desselben entbehren kann: wie geneigt werden wir uns fühlen, diesen Segen, den wir von unsern Eltern und der Vorwelt empfingen, auch unsern Kindern und der Nachwelt mitzutheilen! Und wie gern werden wir darüber ernstliche Entschließungen fassen wollen, zumal, da die Möglichkeit dazu leichter ist, als wir vielleicht glaubten; und da Dankbarkeit und Pflicht des Gewissens uns dazu verbindet.

Wir also, die wir Eltern oder Erzieher sind, wir wollen den Unsrigen den Sinn des Wohlwollens, des Friedens und der Liebe einflößen! Wir wollen sie bewahren vor dem Hange zum Unrecht und zur Sünde; und reifet ihr Verstand, so wollen wir sie anführen zur Anbetung Gottes und zum

Vertrauen auf Ihn. Ihr liebreiches Herz wird sie dann zu Freunden der Menschen, und die Menschen zu ihren Freunden machen; ihr Rechtthun wird ihnen das Wohlgefallen des Höchsten sichern; und die frohe Anbetung des himmlischen Vaters und der vertrauensvolle Blick zu Gott, dem Regierer der Welt, wird die schönste Verherrlichung ihres Glückes, eine willkommene Beruhigung im Leiden und ihr erheiternder Trost im Tode seyn. Amen.

Sechzehnte Predigt.

Daß der gerechteste Unwille über die Verkehrtheit der Menschen ihnen doch unser Mitleid und unser Bedauern nicht entziehen dürfe.

Am Stephanus-Tage 1812.

Ueber

Matth. 23, 34 — 39.

Text:

Matth. 23, 34 — 39.

„Siehe, ich sende zu dir — — — im Nahmen des Herrn."

Man kann dieses Evangelium nicht lesen, ohne von einer doppelten, beynahe widerstreitenden Empfindung ergriffen zu werden. Wenn man die starken nachdrücklichen Vorwürfe lieset, die Jesus gegen die Einwohner Jerusalems ausspricht; wenn man hört, wie sie in ihrer verblendeten Wuth Propheten und Weise verfolgten und mordeten; wenn man bedenkt, wie sie Ihn selbst, unsern Heiland, der sie zu bessern und zu retten so eifrig war, wenige Tage nach dieser Strafrede sogar hinrichteten, ihn, der, in dieser Rede an sie, seine Liebe und Sorgfalt noch unter einem so sprechenden lieblichen Bilde ausdrückt: so ist man nur zu geneigt, den Unwillen Jesu zu theilen, und sie im bittern Unmuth

den Strafen und dem Unglück Preiß zu geben, dem sie sich mit Gewalt gleichsam selbst entgegen warfen. Dieß ist die erste Empfindung, die die Ueberdenkung dieser nachdrücklichen Strafrede auf unser Gemüth macht.

Aber, wenn wir einige Augenblicke ruhig über die Verblendeten nachgedacht, besonders wenn wir uns das schreckliche Schicksal, das die Unglücklichen endlich traf, in das Gedächtniß gerufen haben; so können wir wiederum nicht unterlassen, ihnen eine Empfindung des Mitleids zu weihen, und beynahe noch heutiges Tages ihrem traurigen Loose eine Thräne zu weinen. — Eben dieses begegnete unserm Heilande selbst. Auch er konnte bey dem Anblick der unglücklichen ihm widerstrebenden Stadt, als er über ihr Schicksal nachdachte, die Thränen nicht zurückhalten. Und so vereinigte sich in ihm, wie bey uns, die doppelte Empfindung des Unwillens und des Bedauerns; des Unwillens über ihre Verkehrtheit, und des Bedauerns über das Unglück, in das sie sich selbst stürzten. Und so sollte es in ähnlichen Fällen unter uns Menschen immer seyn. Denn auch der gerechteste Unwille über ihre Verkehrtheit darf ihnen doch unser Mitleid und unser Bedauern über das Unglück, in das sie sich stürzen, nie entziehen. Dies ist eine oft schwer zu übende Pflicht; aber eine süße

Frucht des überlegten Christenthums. Ich will daher diesen Gedanken, um ähnliche Gesinnungen in uns zu wecken, für uns wahr und erbaulich zu machen suchen.

Auch dem sanftesten, freundlichsten, gelassensten Manne, auch dem herzlichsten, liebevollsten Freunde ist es nicht immer möglich, seinen Unmuth zurück zu halten, und nur mit Glimpf und Sanftmuth den Tadel auszusprechen. Es giebt Fälle, wo, selbst dem Freunde gegenüber, unser Blut wärmer, unser Gesicht ernster, unser Ton lauter, und unser Tadel eine steigende zürnende Strafrede wird. Oft ist dies ein großer Beweis unserer Theilnahme, unserer Freundschaft, unseres bekümmerten Herzens, und unseres verletzten Gefühls für Anstand, für Schicklichkeit und Recht; und nicht selten ist eine solche strengere, zürnende, beschämende, strafende Rede von wohlthätiger Wirkung.

Fraget euch selbst, ob ihr bey aller Sanftmuth, der ihr euch bewußt seyd, euch nicht bisweilen in diesem Falle befindet. Oder, habt ihr, zum Beyspiel, nicht unter euern jüngern, vielleicht schon älter werdenden Freunden Manchen, der, leichtsinnig, flüchtig, unbedachtsam genug, sehr gefährlichen Thorheiten ergeben ist, und der keiner Vorstellung, keiner Bitte weicht. Immer zerstreut, auf die Folgen nicht achtend, meynend;

daß sie so gefährlich nicht seyen, als man wähnt; daß sie ihn nicht treffen werden; weicht er jeder ernstern Betrachtung aus. Scherzend macht er vielleicht euch, wenn ihr ihn warnet, den Vorwurf: daß ihr zu ernsthaft, zu finster seyd, daß ihr nur immer das Böse fürchtet, daß ihr nur alles im schwarzen Lichte sehet; und so spottet er vielleicht jeder glimpflichen, freundlichen Erinnerung.

In einem solchen Falle, wenn zumal die Folgen des Leichtsinns, der Unordnung, der Ausschweifung sich schon zu zeigen anfangen in dem Sinken der Achtung und des öffentlichen Vertrauens, in der Zerrüttung und Verarmung des Hauses, in den Mißhelligkeiten der Ehe, in dem Wanken der Gesundheit; in einem solchen Falle, ist es nicht natürlich: daß der Unmuth sich unserer bemeistere; daß wir einem solchen mit Stärke und Nachdruck die nachtheiligen Folgen vorhalten, die nicht nur hereinbrechen, sondern mit jeder Zögerung stärker und stärker hereinbrechen; daß wir ihn auf die Unwürdigkeit der Sache, auf die Verletzung seines Gewissens, auf die Versündigung gegen sich selbst, und auf seinen gewiß nicht ausbleibenden Untergang aufmerksam machen? Und wenn auch solche Vorstellungen fruchtlos bleiben, ist es dann nicht natürlich, daß wir ihn den Folgen und dem Untergange zu überlassen drohen?

Nicht blos bey oft gewarnten Leichtsinnigen pflegt sich unser Unmuth auf eine solche Art, und mit Recht, zu erheben; sondern auch bey Andern, welche verblendet, leidenschaftlich, hartnäckig, und dabey, wie gewöhnlich, einseitig, dennoch Recht zu haben meynen; und welche sich, um ihr Urtheil durchzusetzen, die ungerechtesten und gewaltsamsten Mittel gestatten; und welche, einmahl glaubend, daß ihre Ansicht die richtige sey, durchaus auf andere Vorstellungen, so nahe auch die Gefahr ist, nicht zu leiten sind. Auch in einem solchen Falle, zumal wenn uns das Unrecht klar und die Gefahr augenscheinlich ist, ist es natürlich, daß uns die gewöhnliche Kaltblütigkeit verlasse, daß man mit Nachdruck und mit Eifer spreche, daß man endlich im Unmuth hart tadele, und den Verblendeten, der nicht aufmerken will, seinem Unglück übergebe.

In einem solchen Falle befanden sich die Einwohner Jerusalems, mit denen Jesus sprach. Ihr unglücklicher Fall war dieser. Sie, ein geschwächtes, gedemüthigtes, unter der Bothmäßigkeit der römischen Kaiser stehendes Volk, waren der Meynung, daß ein mächtiger König aus ihrer Mitte sie von jenem Joche befreyen müsse. Wer diesem Wunsche entgegen redete; welcher Prophet, wenn sie das Vertrauen in ihn gesetzt hatten, sich nicht zum König wählen ließ; wer sie vielmehr von

einem so thörichten Plane ableiten; wer sie, wie unser Heiland, statt zur Empörung zu führen, vielmehr auf die Nothwendigkeit ihrer sittlichen Besserung aufmerksam machte; der war ihr Gegner, den verfolgten und tödteten sie. Und von jenem Vorhaben waren sie so wenig abzuleiten, so wenig sie die Verbrechen solcher Ermordungen einsahen; und so eilten sie ihrem Untergange unaufhaltsam entgegen. — Diese Verblendung und Gefahr, diese hartnäckige Beharrlichkeit bey verkehrten Maaßregeln und bey ungerechten Mitteln; dies, daß auf keine Weise ein Eindruck auf sie zu machen war; dies war es, was das Blut Jesu erwärmte, was seinen Unmuth sich in einem so strafenden Tone aussprechen ließ.

Und so war es nicht sowohl Leichtsinn, was sie so verblendete; als vielmehr ein hartnäckiges Vorurtheil, wovon der Untergang des Staats die Folge seyn mußte und wirklich war.

Aber so unmuthig man mit Recht wird bey jenem Leichtsinne, oder bey einer solchen hartnäckigen Verblendung; so bleiben die Unglücklichen, auch wenn sie uns nicht hören, wenn sie das Opfer ihres Leichtsinnes oder ihrer Hartnäckigkeit werden, doch unseres Bedauerns und unseres Mitleides werth; und selbst der Erzürnte kann ihnen

nach einigen Augenblicken des Nachdenkens seine Theilnahme, vielleicht seine Thränen nicht versagen. So gut, so menschlich ist die menschliche Natur. Laßt mich hierüber noch einige Worte sagen, die dem menschlichen Herzen zur Ehre gereichen.

Was uns sogleich zum Mitleid und Bedauern gegen widerspenstige Unglückliche geneigt machen muß, sey es, daß Leichtsinn oder hartnäckige Verblendung die Ursach davon war, ist der Umstand, der so viele Ansprüche giebt, der Umstand: daß die Leichtsinnigen oder Hartnäckigen unglücklich gewordene sind. — Ja, das Unglück hat große Ansprüche, es macht unwiderstehliche Eindrücke auf unser Herz, und beweiset durch diese Eindrücke sein Recht an unsere Theilnahme nach dem Willen der Gottheit selbst. Das Unglück — fragt euer eigenes Bewußtseyn — in welcher Gestalt es erscheine, es erregt euer Gefühl; es weckt euere Theilnahme. Sey der Unglückliche, der uns begegnet, ein Fremder, ein Unbekannter, den wir nie sahen; wir weinen vielleicht bey der Erzählung seines Unglücks. Sey er ein ehemaliger, jetzt unkenntlich gewordener Bekannter und Freund — wie staunen, wie wundern wir uns, wenn er uns unvermuthet unter das Auge tritt und

sich kenntlich macht. Sey er ein leichtsinniger Unfolgsamer, den wir ehemahls warnten, über den wir zürnten, den wir mit Nachdruck tadelten; o auch mit der Erinnerung an unsere Warnung wird sich das Gefühl des Mitleids, des Bedauerns regen! Denn mit unwiderstehlicher Gewalt wirkt das Unglück auf unser Gemüth; schneller als wir glauben, stärker als wir wollen. Unser erregtes Gefühl vernichtet das Zaudern, den Widerstand, den der nachsinnende Verstand der Theilnahme und der Hülfe entgegen setzen möchte. Wir haben oft geholfen, ehe wir es glaubten; wir helfen um so mehr, je weniger wir überlegen; unsere eigene Natur überwältigt uns gleichsam selbst. — Aber diese unsere so fühlende, so handelnde Natur, welches Ursprungs ist sie? von wannen stammt sie? Kommt sie nicht von Gott? Ist also jenes theilnehmende bedauernde Gefühl nicht Wille und Aufforderung Gottes? Und wir wollten dem Willen Gottes widerstreben, auch wenn er uns so laut, so nachdrücklich auffodert? — Nein, unwiderstehlich ist die Stimme des Weinens, auch aus dem Munde des Fremden; aber zerreißend beynahe, aus dem Munde des gewarnten und nun durch Unglück gebesserten Freundes. Und wir könnten ihm unsere Theilnahme, unsere Hülfe versagen, blos weil er einst nicht folgte, weil er zu seinem Unglück sich nicht warnen ließ? Ist er darum

minder unglücklich, oder ist er es nicht um so mehr, da er das Bewußtseyn jener verschmäheten Warnung mit sich umherträgt? und ist er nicht unserer Theilnahme um so würdiger, je unglücklicher er ist?

So ist es in einzelnen Fällen, deren wir gewiß alle zur Gnüge kennen. Aber wollen wir nicht auch Mehrern, ganzen Gemeinheiten, Völkern, die sich unglücklich machen, ob gleich gewarnt und durch eigene Schuld, unser Mitleid schenken? Hier, bey einem allgemeinen Unglück, treten noch dazu oft so manche sehr mildernde Umstände ein. Denket zum Beyspiel nur folgende. Oft liegt bey einem Unglücke, das Mehrere über sich brachten und vor dem sie gewarnt wurden, ein Irrthum, eine falsche Vorstellung, eine trügerische Hoffnung, ein leidenschaftlicher Wahn zum Grunde, mehr als Leichtsinn und Bosheit. In das Unglück, das Mehrere, das Alle, die Theile eines Ganzen sind, von dem sie sich nicht trennen können, umschlingt, werden so Viele hineingezogen, die ganz unschuldig sind; und ihr Unglück wird oft das schrecklichste.

Ich wähle, statt aller, das Beyspiel der Stadt Jerusalem zur Erläuterung. Bey ihr ka-

men fast alle Umstände zusammen, welche das Unglück verschuldet und doch bedauernswerth machten.

Verschuldet war es durch die Verblendung der Obern und des Volks; durch die Thorheit zu glauben, daß ein kleiner ohnmächtiger Staat sich gegen die Größe der Römer erheben und daß er in der Empörung, im offenen Kriege, seine Hülfe und seine Rettung finden könne; noch mehr durch den Wahn und die ausschweifende Hoffnung, daß ein Wunder, daß ein König vom Himmel ihren Triumph herbey führen werde; verdient war ihr Unglück dadurch: daß sie auf Warnungen, auf bittende und drohende, nicht hörten; daß sie die besser Rathenden verhöhnten und verfolgten; daß sie unsern Heiland selbst der Kreutzigung überlieferten; und daß sie in ihrem Unsinne bis auf den letzten traurigen Augenblick des zerstörten Staates beharrten.

Aber nun bedenket auch die mildernden Umstände, die unsere Empfindung und unser Bedauern erregen!

Unter den Patrioten, welche zu lebhaften Maaßregeln riethen, welche die mildere Meynung und ihre Vertheidiger verfolgten, waren gewiß auch viele aufrichtige, aber mehr warme als hellse-

hende, Freunde des Vaterlandes, des Tempels, der Verfassung; aber sie wurden geblendet durch Vorurtheile ihrer Jugend, ihres Volks, ihrer Zeit. Sind wir, M. Fr., nicht größtentheils Kinder der Zeit; hängen wir nicht ab von der herrschenden Meynung, von den Ansichten Anderer? glauben wir nicht oft ehrlich, daß der verderblichste Rath der heilsamste sey? Fehlen wir nicht gewöhnlich, weniger aus Bosheit, als aus Irrthum, aus Verblendung und Leidenschaft?

Und wie viele mochten auch in Jerusalem seyn, die nicht einwilligten in den Rath der Mehrern. Auch als Jesus verurtheilt wurde, hatte mancher nicht gestimmt für dieses Mittel. Auch als die Apostel verfolgt wurden, immer gab es der Mitglieder des hohen Raths mehrere, welche der entgegengesetzten Meynung waren. — Aber auch diese, welche der Mehrheit wichen und weichen mußten, wurden sie nicht auch in das Schicksal der Stadt hineingezogen und unter ihren Trümmern begraben?

Nehmet dazu, bey diesem Unglücke, die Menge anderer Unschuldiger, der Kinder, der Greise, der Säuglinge, der Witwen; und die Größe des Unglücks, wie es uns die Geschicht-

schreiber beschreiben, die Stadt belagert, eingeschlossen, erstürmt, verbrannt, die Menschen gemordet, der Staat vernichtet. O wer hat ein fühlendes Herz, und schämt sich, mit unserm Heiland, eine Thräne über Jerusalem zu weinen!

So gewiß ist es, daß der Unglückliche, sey er auch selbst an seinem Unglücke Schuld, unser Mitleid verdient.

Und, ich setze hinzu, auch, nach dem Beyspiele Gottes, selbst der Böseste. Es ist wahr, Gott verfolgt die Sünde mit unerläßlichen Strafen. Es ist unmöglich, daß in dem Reiche des Heiligen ein Unrecht ungeahndet, eine Sünde ungestraft bleibe. Aber straft Gott nicht in der Absicht der Besserung? Wünscht er nicht, daß Jedem, auch dem Verderbtesten, geholfen werde? Aber wer die Besserung wünscht, wer Mittel der Besserung anwendet und sie unaufhörlich anwendet, hat er nicht eine theilnehmende wohlwollende Gesinnung gegen den Verkehrten, den er gebessert wünscht? — Beweiset Gott dadurch nicht seinen Ernst und seine Liebe zugleich? Seinen Ernst in der Bestrafung der Sünde? Seine Liebe in der Besserung des Gestraften? Bewährt er sich dadurch nicht als den Heiligen und Liebevollen zugleich. Aber wessen Bild könnten wir uns sicherer zur Nachahmung vorhalten, als das Bild Gottes

selbst? Und bewährt sich unsere Religion nicht dadurch als die göttlichste und menschlichste zugleich? als die göttlichste, die die Sünde verabscheuet; als die menschlichste, die auch den Bösesten bemitleidet?

Wenn die Gedanken, welche ich jetzt vorgetragen habe, und welche klar zu machen suchten: daß man auch bey dem gerechtesten Unwillen über die Verkehrtheit der Menschen, ihnen dennoch sein Mitleid und seine Theilnahme nicht entziehen dürfe, uns wahr und beyfallswürdig geschienen haben; so vernehmet noch einige Worte zur nähern Anwendung.

Wir feyern in diesen Tagen die Geburt des geistigen Heilandes der Welt, desjenigen, der uns die Religion gab, die wir besitzen; aber an welchem Tage könnten wir uns dieser Religion, die die göttlichste und menschlichste zugleich ist, die so ganz mit unserer vernünftigsinnlichen Natur übereinstimmt, mehr freuen, wenn verdiente die Vorstellung ihrer Vorzüge lebendiger in unserm Gemüthe zu seyn, als an dem heutigen? Durch ihre Strenge gegen die Sünde erhebt sie die Menschen zu dem Sinne und zu der Heiligkeit der Gottheit, und durch ihre Theilnahme an dem Unglücke der Sünder führt sie die

Gottheit gleichsam zu uns auf die Erde herab, und bewährt sich dadurch gleichsam als die Religion eines Gottmenschen, oder als eine göttliche und menschliche zugleich; als diejenige, die unserer vernünftigen und sinnlichen Natur die angemessenste ist. Indem wir uns dieser Religion freuen, danken wir Gott, der sie durch Jesum der Welt schenkte, und danken unserm Heilande, der sie so rein, so göttlich und menschlich zugleich aussprach.

Nächstdem möchte ich euch ein Wort des Muthes zusprechen, ihr zärtern ängstlichern Gemüther, die ihr vielleicht bisweilen selbst glaubt, euern Unwillen und eure Mißbilligung der Sünde auch gegen den Sünder etwas härter aussprechen zu müssen, als ihr, bey eurer mildern Theilnahme, vielleicht von Euch erhalten könnet. — Fürchtet nichts von diesem menschlichen Gefühle! Wenn ihr nur die Sünde, das Unrecht, den Leichtsinn, die beharrliche Bosheit selbst nicht billigt; wovon ihr gewiß auf das weiteste entfernt seyd: so schämt euch eures theilnehmenden Gefühls nicht. Auch des Leichtsinnigen, auch des Bösewichts zu schonen, ihm sein Schicksal, sein Unglück, seine Strafe, ist es möglich, zu erleichtern, ist menschlich, gereicht dem Herzen zur Ehre, und mißfällt Gott, der unsere Natur empfindlich gegen menschliches

Elend bildete, nicht. Auch unser Heiland betete über die mörderische Stadt, und hatte selbst für die, die ihn hinrichteten, noch einen Platz in seinem Herzen. Dies Beyspiel reicht über alle Fälle, die uns vorkommen, weit hinaus. Und so fürchtet nicht, nicht streng genug gegen die Sünde zu seyn, wenn ihr nur mild, schonend, theilnehmend gegen den Sünder seyd.

Aber auch denen möchte ich noch ein Wort der Ermahnung zurufen, welche nicht nur gegen die Sünde, sondern auch gegen den Sünder streng seyn zu müssen glauben; und welche vielleicht, indem sie einer nur ernsten Tugend huldigen, sich zu sehr dem Mitleide und der Theilnehmung entziehen. — Eure Denkart ist gewiß sehr rein, euer Eifer ist rühmlich; aber mildertet, verschönertet ihr diesen Ernst noch durch einen höhern Grad der Theilnahme; so würdet ihr den doppelten Ruhm haben: strenge gewissenhafte reine Tugend mit einem zarten menschlichen Gefühle vereinigt zu haben. Und dies ist der ächte Ruhm des wahren Christen.

So vereinige sich denn auch in uns Abscheu gegen die Sünde und Unwille gegen den Leichtsinn und die Verkehrtheit mit herzlichem Bedauern gegen den Menschen, der dadurch unglücklich wird,

der doch unser Bruder und mit uns gleicher Natur bleibt, und der sich vielleicht um so unglücklicher fühlet, je mehr er das Bewußtseyn eigener Verschuldung mit sich umher trägt.

Daß aber Niemand unter uns eines solchen Bedauerns bedürfe, davor bewahre uns Gott durch seinen Geist! Amen!

Rede *)

zum

Gedächtnisse des heiligen Bonifacius, des Apostels der Deutschen.

Am Tage der Einweihung seines Denkmals bey Altenberga im Herzogthum Gotha.

Den 1 Sept. 1811.

*) Hier abgedruckt aus der Schrift: Bonifacius, oder Feyer des Andenkens an die erste christliche Kirche in Thüringen bey Altenberga im Herzogthum Gotha. Nebst einer historischen Nachricht von seinem Leben. Von D. J. F. C. Löffler. Gotha in der Becker'schen Buchhandlung 1812. 8.

„Ehrfurchtsvoll beugen wir uns vor Dir, ewiger unsichtbarer aber überall wirksamer Geist! Du bist es, der die Natur belebt, der die Gestirne leitet, der denkende Wesen und Geister erschuf. Du bist es, der auch in uns, die Kinder der Erde, einen Funken deines göttlichen Lichtes senkte, der uns fähig macht, dich zu suchen, dich zu finden, deine Größe zu bewundern und in dir auch den Regierer der menschlichen Welt anzubeten.

Wenn in deinem unermeßlichen Reiche Du auch auf diesen kleinen Punkt, die Erde, und auf uns, die Menschen, die wir deine Kinder uns zu nennen wagen, blickest: so laß dir unsere Huldigung an dem heutigen Tage gefallen; und nimm das Opfer der Anbetung und des Dankes, das unser denkender Geist, das unser empfindendes Herz dir weyhet, gnädig auf!“

Obgleich die Feyer, zu welcher wir uns in dieser seltenen Gegend versammelt haben, zunächst

die Absicht hat, einen Menschen, einen verdienten Mann der Vorzeit zu ehren; so ist diese Feyer doch der Religion und der Anbetung Gottes sehr nahe verwandt.

Auch die Gottheit mißbilligt es nicht, wenn wir die Tugenden unserer Mitbrüder anerkennen. Sie selbst hat uns für fremdes Verdienst empfindlich gemacht. Und indem wir großen Männern unsere Achtung und unsere Bewunderung zu versagen nicht im Stande sind; so hat sie ihnen in dieser unwillkührlichen Empfindung den Dank und die Verehrung selbst gesichert, welche in einer solchen Feyer sich nur laut aussprechen.

Doch die Sache des Mannes, den wir heute ehren wollen, liegt der Andacht noch näher.

Er brachte zuerst in diese sonst rauheren Gegenden den Baum des Christenthums, die Kenntniß der Religion, welche noch heutiges Tages für die befriedigendste für unsern Verstand, für die beruhigendste für unser Herz, für die heiligendste für unsere Gesinnung gilt, jene Religion, welche der Heiland der Welt vom Himmel brachte und unter dem menschlichen Geschlechte einführte.

Wenn wir die Erhaltung und Verbreitung dieser Religion, welche in einem entfernten Winkel des Morgenlandes geboren, dort und in dem Abendlande nicht ohne Verfolgung blieb, wenn wir die Erhaltung und Verbreitung dieser Reli-

gion selbst als ein Wunder der göttlichen Vorsehung ehren; wie könnten wir das Lob unseres Heiligen trennen von der Anbetung desjenigen, der die Begebenheiten der Welt verbindet und lenkt, und der den Gang des Christenthums durch ihn in diese Gegenden leitete.

Und wer ist es, der in die Menschen, welche etwas Großes, des Dankes der Nachwelt Würdiges unternehmen, wer ist es, der in sie die Fähigkeit, die Entschließung, den Muth und die Beharrlichkeit legt, der sie bedürfen? Wer anders als der Gott, der unsere menschliche Natur mit wunderbaren Kräften ausgestattet hat, der uns Einsichten zuführt und uns Gedanken fassen läßt, aus denen Werke entspringen, die ihre Urheber verewigen, die des Dankes der Nachwelt würdig sind.

Von deiner Anbetung also, o Gott, beginnt unsere Feyer; bey dir wird sie endigen.

Aber welches ist das Verdienst des Mannes, den wir durch dieses Denkmal ehren wollen?

Versetzet Euch mit mir auf einen Augenblick in jene entfernte Zeit, da sein Fuß zuerst diese Gegenden betrat.

Unser Vaterland Thüringen, damals fast nur mit Wäldern bedeckt, und in diesen Wäldern mit Waffen und Heerden, gehorchte den Regen-

ten jenes tapfern deutschen Völkerstammes, welcher die blühenden römischen Provinzen Frankreichs, das von den Siegern noch den Namen trägt, erobert und bald die Religion des besiegten Landes, die christliche angenommen hatte.

Diese Religion, so erzählt die bekannte Geschichte, im fernen Osten an den Ufern des Jordans entstanden, hatte sich bald über die Provinzen des weiten römischen Reichs verbreitet. Nach drey Jahrhunderten, nachdem sie durch die Kraft der Wahrheit beynahe alle Tempel der Götter verödet hatte, erhob ein römischer Kaiser sie mit sich auf den Thron. Jetzt ward sie die öffentliche, die allein beschützte Religion des Reichs. Alle Provinzen mußten ihr huldigen. Und so hatte sie sich auch dem alten vaterländischen Strome, der von den hohen Gebürgen des uns verwandten Schweitzerlandes kommend Deutschlands Gränzen von Osten bis an den westlichen Ocean sichert, genähert, und selbst diesen Strom überschritten, so weit die römischen Heerlager und ihre Pflanzstädte reichten. Aber in das Innere Deutschlands, bis in diese Wälder, war kaum noch ein Stral ihres Lichtes gedrungen. Andere Begebenheiten, denn die Begebenheiten der Welt sind unter einander verkettet, mußten ihr den Weg bahnen.

Bald nachdem die christliche Religion auf den ersten Thron der Welt erhoben war, brachen, des

römischen Drucks müde und seiner Ohnmacht spottend, oder begierig nach der Beute reicherer Länder, und gedrängt von andern Völkern, aus Deutschlands Wäldern Schaaren tapferer Krieger über die weichlich gewordenen Römer und ihre Provinzen her; und eroberten unaufhaltsam die schönsten Theile des westlichen Kaiserreichs, das goldene Italien, das weinreiche Gallien, das tapfere Spanien. Nur Britannien, das stolze Britannien hatte ein anderes aber doch ein ähnliches Schicksal. Freywillig von den römischen Heeren, die es nicht zu schützen vermochten, verlassen, und selbst zu ohnmächtig, sich gegen die angränzenden Völker zu retten, rief es, aus Deutschlands Bevölkerung, die tapferen Angeln, welche Engelland seinen Namen gaben, zu Hülfe, die bald, wie gewöhnlich, aus Beschützern seine Beherrscher wurden. So sah sich damals das ganze gebildete Europa von unsern Vorfahren bezwungen; und die Namen der Gothen, der Franken, der Catten, der Angeln und Sachsen waren das Schrecken der entarteten Römer. Aber kaum im Besitze dieser schönen vom Anbau lachenden Landschaften und im Umgange mit den durch Künste und Wissenschaften gebildeten Bewohnern, nahmen die Sieger, diese bloß durch Tapferkeit und Treue berühmten Völker, die Bildung, die Künste und Wissenschaften der Besiegten, und, was natürlich ist, auch ihre Reli-

gion an. Und näher mit dieser und den Vorzügen der christlichen Religion bekannt, eilten sie diese auch unter ihren in Deutschland zurückgebliebenen Brüdern zu verbreiten.

So weicht die Tapferkeit den Sitten; und der Verstand besiegt endlich den Arm.

In unsern Gegenden, auf diesen Bergen, in diesen Thälern, damals ohne Städte, fast ohne Dörfer herrschte noch Heydenthum und Abgötterey. Ein Mann in Britannien — Winfried war sein Name — von dem Eifer entzündet, der schon mehrere seiner Landesgenossen aus ihrem Vaterlande und über das Meer geführt hatte, von dem Eifer entzünder, die verwandten nicht christlichen Völker Deutschlands zu der christlichen Religion und zur Verbindung mit der Kirche zu führen, in welcher allein Heil und Seligkeit erwartet wurde, widmete sein Leben diesem mühsamen gefahrvollen Geschäfte, und fand in ihm, nach einer mehr als dreißigjährigen Anstrengung, einen gewaltsamen Tod.

Wir überlassen gern dem Geschichtforscher, der nur nach historischer Wahrheit fragt, zu untersuchen, von welcher Beschaffenheit die christliche Religion war, die er hier ausbreitete; gern weichen wir der Frage aus: ob alle die Mittel, welche er wählte, und unter denen er auch Täuschung und

Gewalt nicht immer verschmähen mochte, noch heutiges Tages von uns gebilligt werden können; und am wenigsten wollen wir leugnen, daß er auch von dem Wunsche nach Ruhm nicht ganz frey war. Auch überlassen wir gern denen, welche über das Mögliche und über die Art, wie bey einer andern Wendung und Verbindung der Begebenheiten die Welt beschaffen seyn würde, nachzusinnen lieben, wir überlassen ihnen gern zu vermuthen, welche andere Religionsbegriffe, bey einem andern Gange der Begebenheiten sich entwickelt und welche andere Ausbildung der Sitten, der Wissenschaften und der Regierungsform unser deutsches Vaterland beglückt oder auch nicht beglückt haben würde. Ohne Beschäftigungen dieser Art zu tadeln, die, außer dem Vergnügen, das sie dem denkenden Geiste gewähren, auch vor Einseitigkeit im Urtheile verwahren, ziemt es doch uns, die wir in dem, was geschah, die lenkende Hand der Vorsehung sehen, bey dem Rückblicke auf verflossene Jahrhunderte, vielmehr dankbar das Gute zu erwägen, das uns bey der von ihrer Weisheit gewählten Verbindung der Dinge zu Theil ward; und die Menschen zu ehren, welche sie zu wohlthätigen Werkzeugen für uns gebrauchte. Und so kommen wir auf die Frage zurück: welches ist das Verdienst des Mannes, den wir heute ehren, was ist es, das ihn unseres öf-

fentlichen Dankes und eines bleibenden Denkmals werth macht?

Das Verdienst eines Mannes wird geschätzt nach dem Werke, das er vollbringt und dessen Nützlichkeit; nach der Gesinnung, die ihn dabey leitet, nach der Kraft, die er dabey äußert, und nach der Beharrlichkeit, mit der er sein Ziel verfolgt. Prüfen wir in diesen Rücksichten das Verdienst unseres Heiligen.

Er hat die christliche Religion und die Einrichtungen der Kirche in diese Gegenden verpflanzt, denen sie beynahe noch ganz fremd waren. Dieß ist sein eigenthümliches Werk. Von dem Werthe und den Vorzügen dieser Religion hängt offenbar der Werth seines Werkes und die Größe seines Verdienstes ab.

Die christliche Religion hat, wenn wir sie mit den Religionen anderer Völker und derer, welche damals diese Gegenden bewohnten, vergleichen, das Eigenthümliche: daß, indem sie nur Einen höchsten Gott anbetet, der alle Vollkommenheiten in sich vereinigt, der der Schöpfer, Regierer und Erhalter der Welt, der der Vater der Menschen, ihr Beseliger und ihr Richter ist, daß, indem sie nur Einen höchsten Gott anbetet, sie sogleich, mit diesem einzigen Gedanken, den Glauben an mehrere Gottheiten und also auch alle Religionen,

bey welchen dieser Glaube zum Grunde liegt, vernichtet. Die Anbetung mehrerer unvollkommenen Gottheiten ist mit einem Male und auf immer abgethan. Wozu bedarf es der Mehreren, da Einer und Einer allein vollkommen genügt?

Und dieser Glaube an Einen vollkommenen Geist, zerstört nicht nur alle Abgötterey, sondern er erhebt, er befriedigt, er veredelt zugleich die menschliche Seele, die ihn gefaßt hat. Er ist der erhabenste, der je in eines Menschen Verstand kommen kann. In dem Gedanken: Gott, im Sinne der christlichen Religion, sind alle große Eigenschaften, alle Vortrefflichkeiten, die der menschliche Geist denken kann, vereinigt. Die Einsicht und Weisheit, die alles alles umfaßt und nie nie irrt. Die Liebe des Rechts und die Gerechtigkeit, die nie verletzt und nur will, was die Einsicht gebietet; ein Wohlwollen und eine Liebe, die nur und alle beseligt; dieß und was wir sonst von Vollkommenheiten denken mögen, alles ist vereinigt in dem Gedanken der christlichen Religion: Gott.

Was fehlt dem Menschen unter einer Gottheit, der nichts mangelt, der alles gehorcht, bey der nichts zu wünschen übrig bleibt?

Und wie fühlen wir uns gehoben durch die gedachte Möglichkeit, Gott in jenen Eigenschaften nachzustreben und uns, wenn auch nur von fern her, zu einer Aehnlichkeit mit ihm zu erheben!

Und dieß ist der Gedanke, das Bewußtseyn, der Glaube, welchen die christliche Religion einflößt. Ich bin überzeugt, wer zu diesem Gedanken und zu der Anbetung eines höchsten vollkommenen Geistes sich erhoben, wer an diesem Gedanken die Würde und Erhabenheit seiner eigenen Natur fühlen gelernt hat, der freut sich, daß er einer solchen Vorstellung fähig ist, der ehrt eine Religion, welcher dieser Glaube zum Grunde liegt, der ist geneigt das Verdienst eines Mannes anzuerkennen, der sein Leben der Bemühung widmete, unter seinen Mitmenschen die Religion zu pflanzen, welche sie eines solchen Gedankens fähig macht, welche die unvollkommenen Begriffe von der Gottheit zerstört, und alle in der Anbetung eines höchsten vollkommenen Geistes vereinigt.

Aber die christliche Religion entwickelt nicht nur die würdigsten Begriffe von Gott; sondern sie ist auch die menschlichste, diejenige, welche unter den bekannten, vielleicht unter den denkbaren, für unser Geschlecht die angemessenste und wohlthuendste ist.

Indem sie die ganze ungemessene Welt abhängig lehrt von einem vollkommenen allmächtigen Geist, der auch der Schöpfer, oder, wie sie lieber sich ausdrückt, der Vater der Menschen, und zwar aller Menschen in allen Zeiten, in allen Gegenden, unter allen Himmelsstri-

chen ist, so hebt sie durch diesen Gedanken nicht nur die Trennung, die aus der Anbetung verschiedener Gottheiten entspringt; sondern sie vereinigt auch alle Menschen unter einem Haupte, unter dem gemeinschaftlichen Vater. Dieser Gedanke, weiter entwickelt, ist von den wohlthätigsten Folgerungen.

Denn ist Gott unser Vater, so sind wir seine Kinder, so sind die Menschen, und zwar alle Menschen, aller Zeiten, aller Länder meine Brüder; so erweitert sich das Herz, indem es diesen Gedanken verfolgt, zur Freundlichkeit und zur Liebe gegen alle; so umfaßt mein Wohlwollen das ganze menschliche Geschlecht; so ist mir kein Mensch, wer er auch sey, auf der weiten Erde, mehr fremd; so sind wir alle Genossen eines Hauses, als Glieder einer Familie, als Kinder eines Vaters unter dir, dem Ewigen, vereinigt, zu dem wir alle betend aufblicken, von dem wir alle Erhörung erwarten. — In dem Augenblicke, da dieser Gedanke, lebhaft gedacht, sich der menschlichen Seele bemächtigt, verschwinden alle feindselige Gesinnungen, jede Entzweyung löset sich auf, dem Arme der Erzürnten entsinken gleichsam die Waffen, Fremde umarmen sich als Brüder, und alle, alle vereinigen sich in der Anbetung des gemeinschaftlichen Vaters zu lautem Danke und zu wechselseitiger Liebe.

Eine Religion, die solche Begriffe, solche Gefühle entwickelt, ist sie nicht diejenige, die wir uns wünschen müßten, wenn wir sie nicht besäßen? Verdient sie nicht den Namen der menschlichsten? Heil dem Lande, das eine solche Religion besitzt. Dank dem Manne, der sie diesem Lande gab.

Aber die christliche Religion hat noch einen Vorzug, der ihren Werth und das Verdienst desjenigen, der sie empfiehlt, nicht wenig erhöht. Und dieß ist der Vorzug: daß in ihr Rechtschaffenheit und Tugend der Gottesdienst selbst ist. Ohne Opfer, ohne Gebräuche betrachtet sie die Anbetung des Ewigen als eine Beschäftigung unseres denkenden Geistes; und die würdigste Art seiner Verehrung ist, außer der frohen Empfindung seiner Wohlthätigkeit, Rechtschaffenheit der Gesinnung und ein tugendhafter Wandel. Ein reines Herz, ein frommer Sinn ist in ihr der Gottesdienst selbst. — Wie verschieden ist sie in dieser Rücksicht von den Religionen des Alterthums oder auch neuerer Völker! Wie kostbar und beschwerlich, wie mannichfaltig und seltsam sind in diesen oft die Mittel, wodurch die Gottheit versöhnt, ihre Gnade erworben, ihr Zorn gestillt, ihr rächender Blitz abgeleitet werden soll. Bald sind es armselige und doch beschwerliche Geschenke und Opfer, bald sind es lange mühselige Gebete, bald

sind es harte Entbehrungen, durch die die Sünde versöhnt; oder vielmehr nur ihre Strafe abgewendet werden soll, unterdeß daß vielleicht das Herz ungebessert bleibt und die Sünde wiederholt wird. Ganz anders urtheilt darüber die christliche Religion. Was sie als Opfer für die Gottheit verlangt, ist ein reines gehorsames Herz. Und der vernünftige *), Gott gefallende Dienst, den sie vorschreibt, wie einer ihrer Apostel sich ausdrückt, ist: Witwen und Waisen in ihrer Trübsal zu besuchen und sich von der Welt unbefleckt zu erhalten.

Und was den Werth dieser Religion vollendet, ist: daß sie uns auch auf ein künftiges Leben nicht nur die befriedigendsten Aussichten giebt, sondern daß sie auch jene Gesinnungen und Tugenden zur Bedingung der Seligkeit macht und dadurch den Eifer in der Tugend noch mehr belebt.

Wir alle wünschen, daß der Tod, wenn er uns der Erde entführt, uns nicht vernichte, und daß, wenn wir fortdauern, es uns in dem andern Leben wohl gehe. Ueber jenes, über die Fortdauer, giebt die christliche Religion die erwünschteste Gewißheit, und über die Art, wie wir uns die Seligkeit sichern, die bestimmteste Anweisung. Geschaffen nicht bloß für diese kurze Zeit, dauert der

*) Röm. 12, 1. Jacob. 1, 27.

Mensch auch jenseit des Grabes fort und reifet dort an Verstand und Willen; und erndtet was er hier säete. Aber das Mittel sich dort eine selige Zukunft zu bereiten, ist Ausbildung des Herzens zur Rechtschaffenheit und Liebe, ist gewissenhafte Treue in unserm irdischen Berufe, ist überlegter menschenfreundlicher Gebrauch des hiesigen Lebens. So verbindet die christliche Religion die Erde und den Himmel, die gegenwärtige und die zukünftige Welt; so schafft sie aus den Theilen des menschlichen Seyns ein Ganzes; so erhält in ihr Gewissenhaftigkeit und Tugend als eigentlicher Gottesdienst und als einzige Bedingung der Seligkeit, den höchsten Werth, die stärkste Ermunterung.

Welch' eine Religion! Was läßt sie zu wünschen übrig? Wie wollen wir ihn ehren, den Mann, der sie zuerst in diese Gegenden brachte?

Es mag seyn, daß diese Religion in der damaligen frühern Zeit, als sie zuerst auf diesen Boden verpflanzt wurde, so rein, so ausgebildet nicht war, als sie jetzt unserm Nachdenken erscheint; auch wollen wir gern glauben, daß der nächste unmittelbare Erfolg bey den Neubekehrten so glänzend nicht gewesen seyn mag, als ihn manche lobpreisende Schriftsteller mit Uebertreibung schildern. Aber dessen ungeachtet sollten wir, bey denen diese Religion sich so entwickelt, so ausgebildet hat, bey

denen sie solche Wirkungen hervorzubringen im Stande ist, sollten wir nicht Ursache haben uns des gegenwärtigen Besitzes dieser Religion zu freuen, und zu fragen: was wir dem Manne schuldig sind, der sie zuerst in unserm Vaterlande anpflanzte und der noch dazu dieses Geschäft aus Absichten trieb und mit einer Beharrlichkeit, die sein Verdienst und unsere Bewunderung noch mehr erhöhen.

Eines großen Mannes Verdienst kann nicht bloß beurtheilt werden nach dem was er wirklich zu Stande bringt; sondern es muß dabey auch die Absicht in Anschlag gebracht werden, die ihn leitet, und die Anstrengung und Beharrlichkeit, mit welcher er sein Ziel verfolgt.

Und hier verdient der Mann, den wir heute ehren, unsere Achtung und Bewunderung in einem seltenen Grade.

Was war es was Ihn bewog seinen stillen klösterlichen Sitz zu verlassen, Bequemlichkeit und Ruhe mit Beschwerde und Gefahr, den Aufenthalt in einem gebildeten Lande mit Reisen in unwirthbare Gegenden zu vertauschen, und den Tod, den er endlich fand, unter rohern Menschen gleichsam aufzusuchen? Es ist schwer über das, was den Menschen in seinem Innern treibt, zu urtheilen und Bewegungsgründe aufzufinden, die oft dem Menschen, der durch sie geleitet wird, selbst nicht klar sind. Aber, welche Vorstellungen, wel-

che Wünsche, welche Absichten auch in seiner Seele rege gewesen seyn mögen; über eine Absicht, und über die Hauptabsicht, die ihn begeisterte, die in der Stimmung der damaligen Zeit lag, die das Herz so vieler nicht gemeiner Menschen hob, über eine, die eine eben so fromme als menschenfreundliche Denkart verräth, sind wir nicht zweifelhaft. Und das war die Absicht und der Wunsch: die unwissenden und verblendeten Menschen der Abgötterey und einem finstern Aberglauben zu entreißen, sie zur Anbetung Gottes, des Schöpfers Himmels und der Erde zu führen, und sie dem Schooße der Kirche Jesu Christi einzuverleiben.

Wenn diesem Entschlusse vor allem der Wunsch, die Ehre Gottes zu befördern, zum Grunde lag; so hatte die Menschenliebe daran nicht weniger Theil.

Nach der Denkart der damaligen Zeit unterlagen nicht nur die Menschen, welchen die Kenntniß des höchsten Gottes fremd war, sondern überhaupt alle, welche nicht durch die Weyhe der Taufe in die Gemeinschaft der christlichen Kirche aufgenommen waren, der Verdammniß und den ewigen Strafen der andern Welt. Ganze Völkerschaften diesen zu entreißen, alle die Menschen, welche er bekehren und taufen würde, den Qualen der Hölle zu entziehen und ihnen dagegen die Selig-

keit und die Freuden des Himmels zu sichern; das war der Gedanke, der sein Inneres bewegte, das war das Ziel, nach welchem er strebte, das war die Hoffnung und die Aussicht, die ihn immer von neuem begeisterte. — Wie ehrwürdig erscheint eine Denkart, die aus solchen Gründen entspringt; welche Bewunderung erregt ein Gemüth, das durch solche Vorstellungen geleitet wird!

Aber diese Achtung erhält noch einen erheblichen Zusatz, wenn wir uns erinnern, daß er dieses Geschäft bis an das Ende seines Lebens verfolgte und daß ihn der Wunsch und die Hoffnung, das Reich Jesu und die Grenzen der Kirche zu erweitern, auch da nicht ruhen ließ, nachdem er schon alles erreicht hatte, was ein Herz, das aus irdischen Absichten, aus Ehrgeitz, aus Liebe zum Gewinn, aus Neigung zur Gemächlichkeit oder aus Ruhmsucht handelt, nur wünschen und befriedigen kann.

Schon hatte er sich einen Sitz der Ruhe bereitet in jenem von ihm gegründeten berühmten Kloster *), das auch seinen Leichnam bewahrt, und das, nach einem Flor von eilf Jahrhunderten unsere Tage, diese Tage des Untergangs der alten Zeit, in ein Fürstenthum sich verwandeln sahen; schon hatte er in jener erzbischöflichen Würde, welche sonst die ersten Fürsten unseres ehemaligen deutschen

*) Fulda.

Reiches schmückte, einen Rang und eine Gewalt erreicht, welche auch dem Ehrsüchtigsten genügen konnte. Auch war ihm, wenn von einzelnen berühmt machenden Handlungen die Rede seyn soll, die seltene Auszeichnung geworden, den Stifter eines neuen Königsstammes im fränkischen Reiche, den Vater unseres großen Karl zu salben. Dennoch, als ihm die Hoffnung von neuem erschien, das Reich Jesu unter dem Volke der Friesen zu erweitern oder zu befestigen, entriß er sich in dem Alter des Greises jener Ruhe und jenen Vorzügen, und endigte auf dem gefährlichen Zuge mit dem Tode eines Märtyrers der Kirche.

Nachdem wir uns so an das Werk und an die Denkart des Mannes erinnert haben, der nur für die Ausbreitung der christlichen Religion lebte, der sie in einem Theile Deutschlands gründete, in andern befestigte; so kehren wir gleichsam zu uns selbst und auf diesen Platz zurück und forschen nach den Empfindungen, die bey der Erinnerung in unserer Seele aufsteigen, daß Er einst auch hier, auf diesem Berge wandelte und zuerst dem Christenthume eine Kirche bauete, dem Christenthume, das sich von hier aus so weit verbreitet, das sich so viele Jahrhunderte erhalten hat, und das uns noch heute beglückt.

Zuerst richten wir unsern Blick gen Himmel, zu Dir, dem Allwaltenden, der du die Welt und die menschlichen Schicksale regierst. Alle Geschöpfe sind deine Diener, deine Boten; auch er war ein Werkzeug deiner Hand, durch das du unseren Vorfahren und uns, ihren späten Enkeln, wohl gethan und das Licht des Evangeliums zugeführt hast. Wir alle, die wir uns deiner geistigen Anbetung freuen, wir alle, die wir die Religion deines Sohnes, die Religion der Rechtschaffenheit und der Liebe ehren, wir alle, die wir uns durch sie erleuchtet, geheiligt, erfreut und mit frohen Hoffnungen erfüllt fühlen; wir alle beten dich mit frohen Empfindungen an und danken deiner waltenden Vorsehung für das Gute, was du durch den Mann, der unserm Gedächtnisse hier vorschwebt, der Vorwelt und uns erwiesen hast.

Aber auch der Mann selbst, ob wir gleich mehr ihn nicht ehren können, als wenn wir der göttlichen Vorsehung für Ihn und sein Verdienst danken, er selbst und sein Andenken soll unserm Gedächtnisse theuer seyn. Zwar in der Geschichte unseres deutschen Vaterlandes kann sein Ruhm nie sterben; so lange sie die Schicksale der christlichen Kirche in ihm erzählt, so lange wird auch sein Name, der Name ihres Apostels gepriesen werden. Aber auch in diesen Gegenden, die so manche Spu-

ren seiner Wirksamkeit tragen, und besonders an dem Orte, an welchem, so weit die kirchlichen Nachrichten reichen, er der Religion Jesu den ersten Altar bauete, soll sein Andenken nicht untergehen. Wenn es dem menschlichen Geiste natürlich ist, Orte, berühmt durch Begebenheiten der Vorzeit, durch den Geist einflußreicher Männer, die auf ihnen wandelten, dachten, wirkten, zu ehren, und durch Denksteine ihr Andenken zu erhalten; wie könnte uns die Stätte nicht denkwürdig erscheinen, die das erste christliche Heiligthum trug, die der Geist jenes seltenen Mannes und so viele Geister der Vorwelt umschweben, an die sich so viele Erinnerungen der folgenden Jahrhunderte knüpfen, zu welcher die ersten Christen dieser Gegend wallfahrteten, von welcher aus das Licht des Evangeliums sich weit verbreitete, und bey welcher die Bewohner dieser Gegend Trost und Beruhigung bis in das vorige Jahrhundert suchten.

Zwar steht es nicht mehr jenes Gebäude, das er errichtete; es ward erneuert, und es ist wieder zerfallen; wenige kaum noch bemerkbare Steine erinnern uns kümmerlich an sein ehemaliges Daseyn; aber untergegangen ist darum das Werk seines Erbauers nicht; denn köstlicher steht sie da in dem freundlichen Thale, die schönere Tochter, ein leuchtendes Beyspiel, daß wenn ein alterthümliches Werk endlich der Zertrümmerung der Zeit

unterliegt, das Geistige und Unsichtbare, um dessen willen es erbauet war, nicht mit unter den Trümmern begraben wird; sondern sich wieder, ein Bild unserer eignen Auferstehung, in neuer schönerer Gestalt erhebt.

Und wie wenig ist auch, obgleich das Haus zerfiel, der Geist untergegangen, der es bewohnte! Wie hat sie sich vielmehr erhalten, die Religion, die er hier gründete; wie hat sie sich über weite Gegenden verbreitet; und, gereinigter in ihren Begriffen, wohlthätiger in ihren Wirkungen, ist sie nicht noch heute das Staunen der Weisen und der Segen der Welt! Ja sie hat unsere Sitten gemildert, sie hat die Menschen menschlicher gemacht, sie hat die Sterblichen zur Unsterblichkeit erhoben; und so steht das zarte Reis, die christliche Religion, welches der heilige Mann aus fernem Lande hier pflanzte, jetzt da, herangewachsen zu einem hohen fruchtreichen unser ganzes Vaterland überschattenden Baume, unter dem Deutschlands Völker sich versammeln, um die Gottheit und den Heiland der Welt zu loben, sich als Brüder zu umarmen und sich durch Liebe des Rechts und der Tugend zu der andern Welt vorzubereiten.

Aber auf welche Art und durch was für ein Denkmal wollen wir Ihn ehren, den Mann solcher Verdienste?

Es ist errichtet, sinnvoll steht es da, ein hoher erhabener Leuchter mit einer hellmachenden erwärmenden und belebenden Flamme; ein sprechendes Bild der alten und der gewordenen Zeit; sprechend selbst durch den Ort und seine Umgebungen, auf dem es errichtet ist.

Der alte finstere Berg, auf dem wir stehen, das Dunkel der Wälder hinter uns im Mittage, beengt unsern Blick und erfüllt uns mit schauerlichen Gefühlen — ein Bild der alten Zeit. Aber vor uns das liebliche heitere Thal, in seiner Mitte das neue strahlende Gotteshaus, dort an dem sich erhebendem Hügel das unserm Auge entgegen kommende Dorf*); die allmählig sinkenden Berge; die in der östlichen Entfernung sich zeigende Stadt**), die unser Heiliger auch betrat und die noch Denkmale aus jener Zeit bewahrt — wie erweitert und erheitert sich da unser Blick; ein sichtbares Bild der gewordenen Zeit und der Verwandlungen, die die neue Kirche herbeyführte. Denn bald verminderte sich das Finstere der Wälder. Freyer und freyer ward der Blick. Die Zahl fleißiger Bewohner vermehrte sich. Der Anbau wurde mannichfaltiger, die Gegend lebendiger und schöner, insbesondere durch die Nachbarschaft und Verbindung mit jenem stillen lieblichen Klo-

*) Catterfeld.
**) Ohrdruf.

ster*), das nach einem wohlthätigen Flor mehrerer Jahrhunderte seinen Untergang in einem Kriege eingebildeter Freyheit fand; in dessen hergestellten Ruinen unser fürstliches Haus oft weilet, dem Lieblingssitze des Vaters unseres Regenten, des ernsten Fürsten, der seinen Namen mit Recht trug. Und diese schönere Zeit wurde geboren auf diesem Berge, auf dem Platze, der das erste kirchliche Heiligthum trug, durch das Licht, das von hier ausgieng.

So mag er uns denkwürdig bleiben dieser Ort heiliger Erinnerungen. So lange Wissenschaft und Kenntniß der Vorzeit, so lange Religion und Sitten diese Gegend bewohnen; so lange erinnere er uns an die Verdienste unserer Vorfahren, und an die Geschichte der Ausbreitung der christlichen Religion; so lange sey er ein Ort der Anbetung und des Dankes.

Aber nicht bloß ein erinnerndes Sinnbild an das, was geschah, an die Tage der Vorzeit sey dieser Leuchter; er mahne uns auch an das, was unsere Pflicht ist und was die Zukunft von uns erwartet. Licht brachte der Bote des Evangeliums in diese Gegend, und das Licht verbreitete sich. Aber brachte er bloß Licht? Dann hatte sein Geschenk nur einen geringen Werth. Denn was ist

*) Reinhardsbrunn.

Licht ohne Wärme? ohne Leben? Wohlthätig ist für uns das Licht der Sonne, weil es uns erleuchtet und erwärmt. Wohlthätig ist für uns das Licht der Religion, wenn sie nicht nur unsern Verstand erleuchtet, sondern auch unser Herz erwärmt, wenn sie uns Licht und Liebe zugleich zuführt. Ja Licht und Liebe. Licht im Verstande, Liebe im Herzen, das sind die Kleinodien, die wir suchen sollen. Jenes das Eigenthum des Verstandes; diese der Schatz des Herzens. Die Liebe im Herzen ohne Licht im Verstande ist blind; das Licht ohne Liebe zerstört. Beyde in Vereinigung sind die Sonne, die unser Auge erleuchtet und die Erde wohlthätig erwärmt.

So wollen wir nach Licht und Liebe streben, nach Licht im Verstand, nach Liebe im Herzen; und wer je diesen bedeutenden Leuchter nachsinnend betrachtet, den erinnere er nicht nur an die Verdienste der Vorzeit, und an die Geschichte der Ausbildung der christlichen Religion, sondern auch an das was sie, die christliche Religion, uns und unsern Nachkommen seyn soll, ein wohlthätiges, erhellendes und belebendes Gestirn! Amen!

Gebet.

„Noch einmal beten wir zu dir, Herr und Vater der Natur. Der Himmel ist dein Thron; die Erde dein Stuhl. Geschöpfe ohne Zahl, Welten, die jetzt das Gestirn des Tages verbirgt, alles le-

bende erhält dein Odem, belebt und regiert dein Geist. Empfange unsern gerührten Dank für deine Regierung der Welt und der Erde. Du hast uns wohlgethan schon in unsern Vorfahren; gieb daß auch unsere Enkel sich unserer freuen mögen! Seit Jahrhunderten hat die Religion deines Sohnes, die Religion der Rechtschaffenheit und der Liebe, des Trostes und der Hoffnung auch in diesen Gegenden des Guten viel gewirkt; gieb, daß auch wir, weise wie unsere Väter, sie wirksam für uns und unsere Kinder erhalten!

Segne und beschütze, Allgütiger, das Haus und die Person unseres Regenten, der, ein milder Fürst, — Dank sey deiner Vorsehung — Künste und Wissenschaften und jedes Mittel der menschlichen Veredlung ehrt und in dem seiner Regierung anvertrauten Lande zu erheben sucht. Erfreue und belohne Ihn durch die Erhaltung und Beglückung der Fürstin, seiner Gemahlin, die durch Freundlichkeit und Güte den Geist der Religion ausspricht, für deren Gründung auf dieser Flur der heutige Tag ein Dankfest ist. Zu Ihrer Freude blühe segensvoll empor die Tochter, welche auch Zeugin dieses Tages, die religiösen Gesinnungen des Rechts und der Liebe früh in sich aufnimmt. Erheitere und beglücke den fürstlichen Bruder, der geschmückt mit jeder Blüthe der Kunst und der Weisheit, die Ihn Umgebenden erfreut. Erhalte Ihnen allen

die verehrte Mutter, an die wir gern in unserm Gebete gedenken, und laß dieß fürstliche Haus, das in früher Verbindung mit dem Stammhause unserer verehrten Herzogin der Liebe der Religion so große Opfer gebracht hat, auch in seinen spätesten Enkeln die Belohnung seiner Weisheit, seiner Standhaftigkeit und seiner großmüthigen Verdienste finden.

Von uns, von diesen Bergen, Thälern, Fluren aber weiche nie die Andacht und die Liebe der Religion. So lange die Sonne dieses Land bescheint; so lange der Mond freundlich über ihm aufgeht; so lange blühe unter uns deine Verehrung. Zerfallen ist zwar jenes Haus, das in alter Zeit deiner Verehrung gewidmet war. Zerfallen wird auch dieser Stein, der sein Andenken erhalten soll, zerfallen wird auch jener neue Tempel im freundlichen Thale.

Aber, wenn alle Tempel, von Händen der Menschen erbauet, zerfallen; so bleibt deiner Verehrung ein Tempel, der Tempel, den du dir selbst erbautest, die weite Natur und das menschliche Herz. Amen."

Andacht

am

Denkmale des heiligen Bonifacius.

Den 11 October 1812,

bey der Feyer der hundertjährigen Dauer der Immanuelskirche zu Altenberga.

Gesang.

Wenn ich, o Schöpfer, deine Macht,
Die Weisheit deiner Wege,
Die Liebe, die für alle wacht,
Anbetend überlege:
So weiß ich, von Bewundrung voll,
Nicht, wie ich dich erheben soll,
Mein Gott, mein Herr und Vater!

2.

Mein Auge sieht, wohin es blickt,
Die Wunder deiner Werke.
Der Himmel, prächtig ausgeschmückt,
Preißt dich, du Gott der Stärke!
Wer hat die Sonn' an ihm erhöht?
Wer kleidet sie mit Majestät?
Wer ruft dem Heer der Sterne?

3.

Wer mißt dem Winde seinen Lauf?
Wer heißt den Himmel regnen?
Wer schließt den Schoos der Erde auf,
Mit Vorrath uns zu segnen?
O Gott der Macht und Herrlichkeit,
Gott, deine Güte reicht so weit,
So weit die Wolken reichen.

4.

Dich predigt Sonnenschein und Sturm,
Dich preißt der Sand am Meere.
Bringt, ruft auch der geringste Wurm,
Bringt meinem Schöpfer Ehre!
Mich, ruft der Baum in seiner Pracht,
Mich, ruft die Saat, hat Gott gemacht;
Bringt unserm Schöpfer Ehre!

5.

Der Mensch, ein Leib, den deine Hand
So wunderbar bereitet;
Der Mensch, ein Geist, den sein Verstand,
Dich zu erkennen, leitet;
Der Mensch, der Schöpfung Ruhm und Preiß,
Ist sich ein täglicher Beweis
Von deiner Güt und Größe.

Ein neues kirchliches Fest hat uns, meine versammelten Freunde, heute in diese Gegend gerufen, die wir nicht ohne Empfindung betreten, und die vor dreyzehn Monden Zeuge einer feyerlichen seltenen Andacht war. Vielleicht, daß in unserm Innern ein Laut jener Andacht wiederhallt, die uns damals zu Gefühlen der Anbetung und des Danks stimmte; oder, daß ich ihn von neuem wecken, und uns zu ähnlichen Gefühlen beleben könnte!

Damals war es der erste in diese dunkele Gegend gefallene Strahl des Christenthums, was uns zur Anbetung und zum Dank rührte. Heute ist es die Sonne des Evangeliums, die, seitdem sie an unserm Himmel aufgegangen war, ihn nie wieder verließ, und die, seit einem Jahrhunderte, einen Theil ihrer Strahlen in jenem Andachtshause vereinigt, das aus den Trümmern eines älteren auf dieser Höhe hervorgegangen ist. Doch dieser Dank bleibe der Anbetung in jenem Hause selbst vorbehalten, das uns bald empfangen, von unsern

Jubelliedern wiederhallen und Zeuge unserer gedachten und empfundenen Andacht seyn wird.

Aber, wie könnten wir hier, vor dieser merkwürdigen Stätte vorüberziehen, ohne Dich zu begrüßen, heiliger Mann, an den uns dieses Denkmal, dieser Leuchter und seine heilige Flamme, nach unserer eignen Bestimmung erinnern soll? Verweilen wir einen Augenblick bey seiner Bedeutung.

Diese Flammen, deren eine gen Himmel lodert, und die andern sich zur Seite nach verschiedenen Richtungen ausbreiten, sind ein schönes bedeutendes Bild dessen, was du einst hier in den Herzen der Glaubenden durch die Gründung des Christenthums wirktest, und der Segnungen, die im Fortgange der Zeit dein Werk nach allen Gegenden verbreitet hat.

Die Flamme, die gen Himmel lodert, ist ein Bild der Andacht, die in der Brust des Christen die Erde mit dem Himmel, Ihn selbst mit dem Ewigen vereinigt, und die ihre Empfindung auf so mannichfaltige Art ausspricht. Es ist die Andacht, die, gerührt von der Größe und Pracht der Schöpfung, in stiller Bewunderung anbetet und den Blick gen Himmel gerichtet dem tiefen Gefühle sprachlos unterliegt, oder, mächtig ergriffen und sich auszusprechen gedrungen, ihre Empfindungen in laute Gesänge ausströmt; es ist die Andacht,

die durchdrungen von der freundlichen über die ganze Schöpfung ausgegossenen Liebe des Menschenvaters sich, himmelan blickend, in Worte des kindlichen Dankes ergießt; es ist die Andacht, welche in dem Menschen, der seine Heiligung liebt, wenn das emporstrebende Pflichtgefühl sich gebeugt fühlt durch das beschämende Bewußtseyn wiederkehrender Schwächen und noch nicht ausgetilgter Flecken, im Gefühle seiner Unwürdigkeit, mit gesenktem Blick, aber die Seele zu dem Höchsten erhoben, um verzeihende Erbarmung und um gestärkte Kräfte fleht und neue heilige Vorsätze gelobt; es ist die Andacht, welche, wenn der zweifelnde Verstand und das verwundete Herz über den Gang der Weltbegebenheiten oder über die Schicksale des eignen Lebens und die Schicksale der Freunde trauert, durch einen Blick gen Himmel, und durch die Erinnerung an den Rath des Ewigen die heiße Thräne von dem nassen Auge wischt; es ist die Andacht, welche, durch die Erwartung einer andern Welt und durch das gestärkte Vertrauen auf die auch im Tode unveränderte Liebe des Menschenvaters, dem Sterblichen den Austritt aus der sichtbaren Welt zum frohen Uebergang in die himmlische umschafft.

Diese Andacht ist es, welche Du, heiliger Mann, in den Herzen der Neubekehrten anfachtest; und auf sie deutet die Flamme, die gen Himmel strebt.

Aber du entzündetest auch noch ein anderes Feuer in der Brust der Glaubenden, ein sanftes mildes Feuer, welches den Verstand hell erleuchtend und das Herz wohlthätig erwärmend seine segnenden Strahlen nach allen Richtungen auf der Erde allmählig aber sicher ausbreitet.

Wie in der sichtbaren Natur, wenn die Finsterniß der Nacht zu weichen beginnt, wenn die ersten Strahlen der Morgenröthe am fernen Himmel sich hervortretend zeigen, wie dann bald und unaufgehalten in seinem Laufe das Gestirn des Tages erscheint und mit seinem Glanze die Erde erleuchtet; so in der geistigen und sittlichen Welt die Sonne des Christenthums. Hat es einmal mit seinen Strahlen die Finsterniß der Unwissenheit zu zerstreuen, die Unthaten des Aberglaubens zu brechen angefangen, hat es einmal den Menschen über seine Bestimmung und seine Pflicht belehrt und seinen Geist zu Gott erhoben, zu Gott, dem Urbilde der Vollkommenheit, und dieses Bild seinem Geiste vorgehalten: dann sind, gleich den Strahlen der Sonne, seine wohlthätigen Wirkungen nicht mehr zu hemmen; dann ist der Mensch nicht mehr zweifelhaft über das, was er ist und seyn soll, über sein Verhältniß zur Welt und zu seinen Brüdern; dann verbreiten sich allmählig die Gesinnungen des Wohlwollens, der Rechtschaffenheit und der Liebe; dann mehren sich die häuslichen und öffentli-

chen Tugenden; dann ordnet sich die menschliche Welt in ein schön verbundenes Ganzes; dann verwandeln sich durch christlichen Fleiß öde wüste Fluren in liebliche fruchttragende Gefilde; und die Menschen aller Gegenden, sonst sich fremd und feindselig gesinnt, begrüßen sich in seinem Lichte als freundliche Brüder, als nachbarliche Bewohner der freundlichen Erde und des zukünftigen Himmels. Dies ist die untrügliche Wirkung, die das Licht des Christenthums früh oder spät, schnell oder langsam, aber gewiß hervorbringt.

Und dies ist das Licht, dessen erste Strahlen jener heilige Mann an unserm Horizonte heraufzuführen bemüht war, und das, einmal aufgegangen, sich nicht nur nie wieder verbarg, sondern auch seinen wohlthätigen Einfluß nach allen Richtungen segnend unter uns verbreitete.

Dafür, empfange Er auch heute unsern gerührten Dank, so wie für alles Gute, wozu sein Eifer den Grund gelegt hat, den Dank einer spätten Nachwelt.

Denn wie gern erinnern wir uns an jenes kleine zerfallene Haus, das er einst hier errichtete zur Verkündigung des den Völkern unbekannten Gottes, des Schöpfers und Regenten der Welt; zur Verherrlichung Jesu, des Erklärers seines heiligen Willens; zum geistigen die Seele reinigenden Bade der Taufe; zur erhebenden Gedächtniß-

Feyer des Todes des Gekreuzigten; zur heiligen Ruhestätte für die Lebensmüden, so wie für die, welche der Herr über Leben und Tod früher abruft.

Wie gern und dankbar erinnern wir uns, theilnehmend an dem Wohl unserer früheren Brüder, der frohen Empfindungen, die so viele in der Anbetung Gottes hier fanden; an den Trost und die Beruhigung, die den Leidenden und Sterbenden hier ward; an die Belehrung und Warnung, die so manchen Unwissenden erleuchtet, so manchen Verirrten zurückgebracht haben mag; wie gern gedenken wir der Werke der Liebe und Barmherzigkeit, die auch hier das Christenthum, diese Religion der Milde und der Menschenfreundschaft, für Arme, für Verlassene, für Wittwen und Waisen geweckt haben mag; der Gesinnungen der Gewissenhaftigkeit und des Rechts, des Vertrauens zu Gott und der Hoffnung der Unsterblichkeit, zu welchen seit Jahrhunderten so viele unserer Brüder an dieser durch ihn geheiligten Stätte erhoben wurden!

Für diese schönen vormaligen und noch jetzt fortdauernden Wirkungen deines Werks, heiliger Verklärter, weyhen wir dir an dieser deinem Andenken gewidmeten Stätte unsern frohen bleibenden Dank. Und wie einst dieser Himmel, diese Berge, Wälder, Thäler, Zeugen deiner frommen Wirksamkeit und der ersten Morgenröthe des Chri-

stenthums waren; so mögen sie auch jetzt Zeugen unseres zu Gott sich erhebenden Dankes seyn.

„Ja, zu Dir, Du Allerhöchster, Schöpfer und Vater der Welt und der Menschen, zu Dir erhebt sich unser betendes Herz, zu Dir, dem aller Dank für das Gute gebührt, was in deiner Schöpfung, was in der menschlichen und christlichen Welt geschieht.

Du bist es, der die Natur, ehe sie war, dachte und der sie durch sein allmächtiges: Werde, in das Daseyn rief. Du bist es, der auch uns, uns Menschen erschuf, und uns mit den Vorzügen ausrüstete, deren wir uns erfreuen; der uns die Sinne und den Verstand verlieh, die Schönheit und Größe deiner Schöpfung zu empfinden und zu bewundern. Du bist es, der in uns mit jenen Vorzügen den rastlosen Trieb vereinigte, uns durch unsern Geist vom Irdischen und Vergänglichen zu dir, dem Ewigen, zu erheben, und dich in deiner Größe und Güte anzubeten.

Du bist es auch, Allgütiger, der einst durch den Stifter der christlichen Religion das hellere Licht des Evangeliums aufgehen und durch seine Boten bis in diese Gegenden verbreitet werden ließ; und Dein Werk, die Fügung Deiner weisen Vorsehung ist es, daß auch wir diese Religion kennen, daß wir heute unter diesem schönen Himmel mit unserm Geiste Dich anbeten und uns Deiner

allwaltenden Vorsehung, Deiner erbarmenden Liebe, Deiner heiligen Gebote und der Aussicht auf eine bessere Welt erfreuen können. Dafür empfange den gerührten Dank unserer Herzen! Und die ganze Schöpfung, die, ihrer unbewußt, dich preißt, stimme in unsern Gesang. Denn über sie erhobst Du den menschlichen Geist, der mit Bewußtseyn Dich denkt, und in diesem Gedanken und in deiner Anbetung seine höchste Würde und seine größte Seligkeit findet. Amen."

Gesang.

6.

Erheb' Ihn ewig, o mein Geist,
Erhebe seinen Namen!
Gott, unser Vater, sey gepreißt,
Und alle Welt sag': Amen!
Und alle Welt fürcht' ihren Herrn,
Und hoff' auf ihn und dien' ihm gern!
Wer wollte Gott nicht dienen?

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Rede

bey der Einführung

des

Herrn Landschulen-Inspectors

Friedrich Heinrich Gebhard,

als

Predigers in der Stiftskirche des Zucht- und Waisenhauses

in

Gotha.

Am Reformationsfeste 1812.

Indem auf höchsten Befehl Seiner herzoglichen Durchlaucht, Unsers gnädigst regierenden Landesherrn, ich den neuen Prediger dieses Hauses in sein Amt einweisen und die gewissenhafte Führung desselben geloben lassen soll; finde ich mich veranlaßt, vorher ein kurzes Wort über die erwünschte Vereinigung zu sagen, in welcher wir hier die Sorge für das bürgerliche Wohl mit dem kirchlichen Lehramte und mit der Sorge für den menschlichen Geist und das menschliche Herz erblicken. Ein solches Wort kann uns, die Zuhörer, um so mehr in die Stimmung setzen, jener Handlung mit Theilnahme beyzuwohnen, und es wird den Mann, der das kirchliche Lehramt bey diesem Hause führen soll, mit so viel mehr Zuversicht und frohem Muth erfüllen.

Wenn man Jahrhunderte lang, wie die Kenner der Geschichte wissen, über die Frage gestrit-

ten hat: ob der Staat und das bürgerliche Regiment der Kirche und den Verwaltern des Gottesdienstes unterworfen sey, oder ob die Kirche, welche das Amt der Belehrung und Erbauung verwaltet, dem Zwecke des Staates dienen und in diesem selbst mit begriffen seyn müsse? so haben wir Protestanten, die wir heute unsern Ursprung feyern, diesen Streit am sichersten und mit dem nützlichsten Erfolge zu lösen geglaubt: wenn wir beyde Arten der Sorge, die Sorge für die bürgerliche Ordnung und Wohlfahrt, und die Sorge für die Erziehung und Erbauung in Eine Hand legten, in die geheiligte Hand des Regenten, welcher, als Vater seines Volks, nicht blos für äußerliche Sicherheit und Ordnung, sondern auch für Erziehung, Belehrung und religiöse Erbauung sorgen zu lassen nicht unterlassen wird. Und wie wohl wir uns bey dieser Vereinigung befinden, das lehrt, außer einem aufmerksamen Blick auf unsere Lage, das Beyspiel, das jetzt unserm Nachdenken vorschwebt.

Obgleich die Regierer der Staaten die Sorge für das Haus, für die Ernährung, die Erziehung und den Unterricht den Vätern und Müttern selbst zu überlassen pflegen, weil es beyder Pflicht ist, die Ihrigen zu versorgen und zu erziehen, wie es die eigene Einsicht und das Gewissen mit sich

bringt: so tritt doch, wie wir alle wissen, nicht selten der Fall ein, daß der Vater, daß mit ihm die Mutter schon dem Säuglinge, oder dem Unerzogenen entrissen werden; daß selbst gutgesinnte nahe Verwandte nicht im Stande sind, die Kosten und die Mühe der Erziehung, auch bey dem besten Willen, statt der hingeschiedenen Eltern zu übernehmen; oder daß solche Unglückliche ohne Freunde und Verwandte dem Hunger und der Verwilderung Preis gegeben seyn würden; wenn nicht die Regierer der bürgerlichen Gesellschaft zuträten und solche Verlassene dem Tode durch Ernährung, der Verwilderung durch Erziehung und Unterricht entreißen ließen.

Daher in unsern geordneten Staaten, welche besonders durch die verbreiteten Grundsätze der christlichen Religion sich durch liebreiche Fürsorge für Hülflose auszeichnen, jene Ernährungs- und Erziehungs-Häuser für unmündige Waisen. Aber da das Kind nur zur Hälfte gebildet würde, wenn es blos ernährt und zu körperlicher Arbeit angehalten werden sollte; so rufen die Beherrscher der Staaten auch die Kirche zur Hülfe, und sorgen, neben der Ernährung, auch für die Unterweisung des Verstandes, für die Bildung des Herzens, für Gewissenhaftigkeit und tugendhafte Gesinnung. Und so vollenden sie, in

Gemeinschaft mit der Kirche, die Sorge für das ganze Wohl des Menschen, für das leibliche und für das geistige. — Welche Art der Sorge wäre hier die entbehrliche? welche soll der andern untergeordnet seyn? Wenn die Sorge für das Leben früher eintritt, als die Sorge für den Geist; ist die letztere minder nothwendig als die erstere? erhält die erstere nicht ihren schönsten Werth durch die letztere? Wie glücklich also die Vereinigung beyder!

Eine solche Anstalt der Ernährung und Bildung für verlassene Waisen stiftete einst jener in unserer Geschichte gepriesene Herzog, der sein Regentenamt auf jeden Zweig der menschlichen und gesellschaftlichen Bedürfnisse, auf Gerechtigkeit und äußern Wohlstand, wie auf geistige Bildung und gute fromme Sitten sich erstrecken ließ, auch hier in diesem Hause, einem schönen Denkmale seiner Regentenweisheit, die alle Theile der Verwaltung zu umfassen und die Sorge für den geistigen Menschen mit der Sorge für den körperlichen glücklich zu vereinigen wußte! — Heil den Fürsten, die diese doppelte Sorge nie trennen, die, wenn ihnen das Leben des Geringsten ihrer Unterthanen theuer ist, die Sorge für den Geist, für Kenntnisse, Sitten und eine fromme Denkart nicht minder wich-

tig halten! Dann erst erscheinen sie als würdige Vorsteher der menschlichen Gesellschaft; dann erst werden sie, was sie unserm Geschlechte seyn sollen, Bilder und Vertreter der Gottheit, des Regenten der Welt, der nicht blos für die körperliche Ernährung, sondern auch für die geistige Ausbildung der Menschen sorgt, der nicht blos der Erde Fruchtbarkeit und Erndten, sondern auch dem menschlichen Geiste Empfindung und Religion gab. So erblicken wir also eine glückliche Vereinigung der doppelten Sorge eines Regenten, der Sorge für das Leben und der Sorge für den Geist, in diesem Hause, in so fern durch dasselbe nicht blos für die Ernährung verlassener Kinder, sondern auch für ihre sittliche Bildung gesorgt wird; in so fern es den ehrwürdigen Nahmen eines Waisenhauses trägt.

Aber dieses Haus hat noch eine andere Bestimmung, und bey ihr zeigt sich die glückliche Vereinigung der Sorge für Gerechtigkeit und Sicherheit, und der Sorge für geistige Belehrung und sittliche Besserung auf eine, ist es möglich, noch mehr in die Augen fallende Art.

Die erste und nothwendigste Sorge des Regenten, wenn wir diese Sorge theilen wollen, um

sie einer desto genauern Betrachtung zu unterwerfen, ist unstreitig die Sorge für die Sicherheit der Person und des Eigenthums. Da die Verkehrtheit, besonders die Leidenschaftlichkeit der Menschen, nicht unterläßt, beyde, das Eigenthum und die Person, oft zu verletzen; so sind diese Gewaltthätigkeiten nicht nur mit Strafen verpönt; sondern nicht selten — so groß ist die menschliche Verkehrtheit — wird es auch rathsam, die verwöhnten Uebertreter selbst aus der menschlichen Gesellschaft auf eine Zeit oder für immer zu entfernen, damit die Ruhigern nicht in beständiger Gefahr schweben. Ein solcher Bestrafungs- und Verwahrungs-Ort ist dieses Haus. — Aber traurig, wenn es blos dieses wäre, wenn es blos dieses, seiner Bestimmung nach, seyn sollte! Aber wodurch wird dieses Haus mehr und etwas Anderes? wodurch wird es, was wir eigentlich wünschen müssen, wodurch wird es, wenn auch nicht immer, doch bisweilen, ein Besserungs-Haus?

Es ist möglich, daß schon die bloße Bestrafung, die Entziehung der Freyheit, die Trennung von Personen, die uns bekannt und werth sind, die erwachte brennende Scham, die bittere nagende Reue, und die mit diesem allem verbundenen Gefühle, die das Herz so manches bedauernswür-

digen Strafbaren zerreißen mögen, es ist möglich, daß dies Alles schon eine veränderte Gesinnung bewirke. Aber doch ist es eigentlich das bestimmte Geschäft der Kirche, dafür zu sorgen, daß der Gestrafte auch in seiner Gesinnung gebessert und der menschlichen Gesellschaft als ein ruhiger nützlicher Bürger wieder gegeben werde. — Und daher ist auch in unsern christlichen Staaten bey solchen Häusern, daher ist auch hier, die Sorge für gerechte Bestrafung und die Sorge für mögliche Besserung mit einander verbunden; und diese Vereinigung, gewiß wer Gefühl und Religion hat, muß sie als eine sehr menschliche, sehr preiswürdige Anstalt anerkennen!

Aber worauf, fragen wir, richtet die Kirche ihr Augenmerk, und welche Hoffnung hat sie, ihren Zweck zu erreichen?

Die Kirche sucht wenigstens die Gesinnung des Strafwürdigen zu retten, wenn sie ihm auch die bürgerliche Freyheit nicht wieder gibt; und sie bemüht sich, den, der seine Freyheit wieder erhält, der Gesellschaft zurück zu geben, nicht blos als einen Gewarnten, sondern als einen Gebesserten.

Ich will nicht sagen, daß sie ihren Zweck immer erreicht. O wie viel bleibt hier in der Re-

gel zu wünschen übrig! Aber erreichte sie ihn auch nur bisweilen an einem Einzelnen; wie viel, welcher Anstrengung wäre dieser Erfolg werth!

Und dürfen wir, sind wir berechtigt, an der Besserung auch nur Eines zu verzweifeln?

So lange der Mensch sein Begreifungsvermögen, auf das wir durch Vorstellungen wirken, nicht verliert; so lange er das Gefühl behält, daß Er nicht handeln darf, wie er will, so wenig dies seinen Mitmenschen erlaubt ist; so lange er nicht leugnen kann, daß der Mensch den Menschen nicht verletzen, daß er ihm Leben, Gesundheit, Eigenthum nicht rauben darf; so lange er zugeben muß, daß, bey seiner Art zu handeln, ein allgemeiner Krieg Aller gegen Alle entstehen müßte; so lange er fühlt, daß so, wie die ganze Welt abhängig ist von einem höhern Wesen, so auch Er den Gesetzen der Ordnung, des Rechts und der Menschlichkeit, die uns Gott selbst eingepflanzt hat, unterworfen bleibt; so lange er die Erinnerung an die Wahrheiten und Vorschriften des Christenthums behält, die ihm früh eingeprägt wurden, und die ihre das Gemüth bewegende Kraft nie ganz verlieren; so lange er sich endlich mit einiger Empfindung und Liebe derjenigen erinnert, die er durch seine Unthaten in seine Schande und in sein Unglück hinein-

zieht; kurz so lange er den menschlichen Verstand und die menschliche Empfindung nicht ganz verlohren hat: so lange wird er auch der Aenderung der Gesinnung fähig bleiben, so lange wird an der Besserung selbst des Verwildertsten nicht verzweifelt werden dürfen.

Und wie oft gelingt es doch, wenigstens auf diejenigen einen Eindruck zu machen, welche, minder verderbt, mehr aus leidenschaftlicher Uebereilung als aus überlegter Bosheit sündigen. Und welcher christliche Lehrer wollte überhaupt die Hoffnung und die Bemühung zu bessern bey irgend einem Menschen aufgeben, da, nach einer Versicherung des Apostels, Gott selbst will, daß Jedem Menschen geholfen werde und daß Jeder zur Erkenntniß der Wahrheit komme?

Wenn ich nicht zweifeln darf, daß wir aus diesen Gründen die Vereinigung der Kirche mit den Einrichtungen des Staats durch die Weisheit des Regenten sehr glücklich finden; so sehe ich mich nun um so mehr im Stande, Sie, den neuen Geistlichen dieses Hauses, an Ihr Geschäft in demselben nach dem Inhalte Ihrer Berufung und der landesherrlichen Bestätigung zu erinnern.

Der Unterricht und die Bildung der Kinder dieses Hauses liegt zwar nicht mehr uns-

mittelbar in Ihren Händen, und Ihr Einfluß darauf beschränkt sich hauptsächlich nur auf die jährliche Untersuchung, welcher, bey dem Erscheinen in dieser Stadt, die einzelnen Pfleglinge dieser Anstalt unterworfen zu werden pflegen. Daß Sie dann diese Untersuchung mit Sorgfalt und Genauigkeit anstellen, daß Sie dabey genau beachten wollen, was für das körperliche und geistige Wohl dieser Kinder wichtig ist, das ist eine Pflicht, der Sie Sich um so lieber und gewissenhafter unterziehen werden, je mehr die Sorge für die Erziehung und Bildung der Landjugend, nach einem andern wichtigen Amte, das Ihnen gleichfalls vertrauet wird, ohnehin Ihr eigenthümliches Geschäft ist.

Aber die Sorge für die Seelen, für die Denkart derer, die hier gestraft und gebessert werden sollen, das ist, in diesem Hause, Ihr wichtigeres Geschäft, und zwar nicht blos durch den sonntäglichen Unterricht, der ihnen hier durch Sie ertheilt wird; sondern noch mehr durch besondere Aufsicht und Belehrung. Darf ich Sie in dieser Rücksicht erinnern: daß Sie, als christlicher Lehrer, an Keinem, an Keines Besserung, wie verderbt er erscheine, verzweifeln, und daß Sie

an Jedem mit beharrlichem Ernst und nicht ohne Liebe zu arbeiten nicht ermüden wollen. Er bleibt, wie sehr er sich verirrte, wie sehr er sich verderbt haben mag, unser menschlicher Bruder, um so bedauernswürdiger, je schuldiger, je verblendeter er ist. Es ist doch wahr, daß die meisten Verbrechen anfangs aus Irrthum und leidenschaftlicher Uebereilung entspringen, daß der Mensch nicht auf einmal, sondern nach und nach ein gröberer Sünder wird; aber daß er eben so, vielleicht nicht auf einmal, aber allmählig auf den rechten Weg zurück gebracht werden kann; und merkwürdig und rührend ist, was uns Lehrern der christlichen Religion nie entfallen sollte, daß selbst unser sterbender Heiland das Verbrechen seiner Kreuzigung nicht von der Bosheit, sondern von dem Irrthume und dem Mangel der Ueberlegung ableitete; und wie möchten also Sie, so lange der Mensch ein Mensch, mit menschlichem Verstande und menschlichem Gefühl bleibt, an der Wirksamkeit Beyder und also an der Besserung auch nur Eines verzweifeln?

Und gelingt Ihr Geschäft, welch' ein Dienst, den Sie der Gesellschaft leisten, welch' ein Dank, den Sie Sich in dem Gemüthe des Gebesserten gründen, welch' ein Bewußtseyn, das Sie mit Sich selbst umher tragen!

Jedermann liebt in der Regel sein Geschäft. Dürfen wir zweifeln, daß Sie das Ihrige lieben? Sie haben sich dem Berufe der Kirche gewidmet; Sie haben der Kirche bisher mit Einsicht und Treue gedient; Sie sind dem Rufe an diesen Platz mit Freuden gefolgt: wie dürften wir an Ihrer Gewissenhaftigkeit zweifeln; und wie bereit werden Sie seyn, diese auch öffentlich zu geloben!

Ich fordere Sie dazu auf, hier in der Allgenwart Gottes und vor dieser Versammlung, indem ich Sie frage: ob Sie das Amt eines christlichen Lehrers und Seelsorgers, in diesem Hause, nach seinem besondern Zwecke, mit Gewissenhaftigkeit und Eifer, nach Ihrer besten Einsicht führen und dem Vertrauen zu entsprechen suchen wollen, welches die Wählenden in Sie setzten.

Ist dies Ihre Entschließung; so beantworten Sie diese Frage bejahend.

Heilig und unvergeßlich sey Ihnen dieses Wort. Gottes Geist stärke Sie, es zu erfüllen.

Auf Befehl und im Namen Seiner herzoglichen Durchlaucht, Unsers gnädigst regierenden Landesherrn, überreiche ich Ihnen die höchste Bestätigung zu diesem Amte. Empfangen Sie diesel-

be als ein ehrenvolles Denkmal des in Sie gesetzten Vertrauens; und als eine Erinnerung an Ihre Pflicht, die Ihnen stets heilig seyn müsse!

Nach dieser ernsten Handlung was bleibt uns übrig, als ein Gebet zu Gott!

„Gott, du Höchster, du kennest die Absicht und die Wünsche derer, die diesen deinen Diener zu diesem Amte riefen; du kennest auch sein Herz und seinen Willen, der dir, wie wir glauben dürfen, nicht mißfällt. Verleihe du selbst durch deine Kraft, daß unsere Wünsche, daß seine Vorsätze nicht ohne Erfüllung bleiben. Schenke ihm die Weisheit von oben, daß er dein Wort, das Wort der Besserung und Heiligung, recht lehre! Erfülle Ihn mit der Liebe der Menschen, die alles träget, alles duldet, die auch in dem Verirrtesten den menschlichen Bruder nicht verkennt. Gewähre Ihm die Theilnahme an dem sittlichen Elende der Menschen, welche den Schuldigen um so mehr bedauert, je schuldiger er ist; und gieb, daß Ihn die Hoffnung nie verlasse, daß auch der Verwildertste gebessert und zur Kenntniß und Liebe des Rechts gebracht werden könne.

Bey dieser Gesinnung wirst du, Allweiser, es ihm auch nicht fehlen lassen an manchem glück-

lichen Erfolg und an der ermunternden Erfahrung, bisweilen auf ein verwildertes Gemüth einen heilsamen Eindruck gemacht und manchen Verirrten der Rechtlichkeit und der bürgerlichen Ordnung wieder gegeben zu haben.

Wie lange seine Verbindung mit diesem Hause dauern soll, das steht, Allweiser, in deiner Hand, der du die Menschen oft wunderbar führest und über Leben und Tod gebietest. Aber, lang oder kurz, verleihe nur, daß er sein Werk treulich ausrichte und unterstütze ihn durch deinen Geist!

Dir, dem großen Regierer der menschlichen Welt; dir, unserm Vater und Richter, sey Preis und Anbetung! Amen!"

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Löffler, Josias Friedrich Christian, 1752-1816

Neue Predigten Nebst einer Beantwortung der Frage: Ob und in welchem Sinne die protestantischen Geistlichen Priester sind?

Bd.: 3

Jena 1813

Hom. 863 x-3
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10460485-7